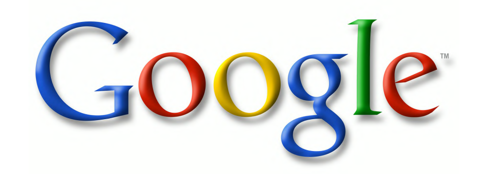
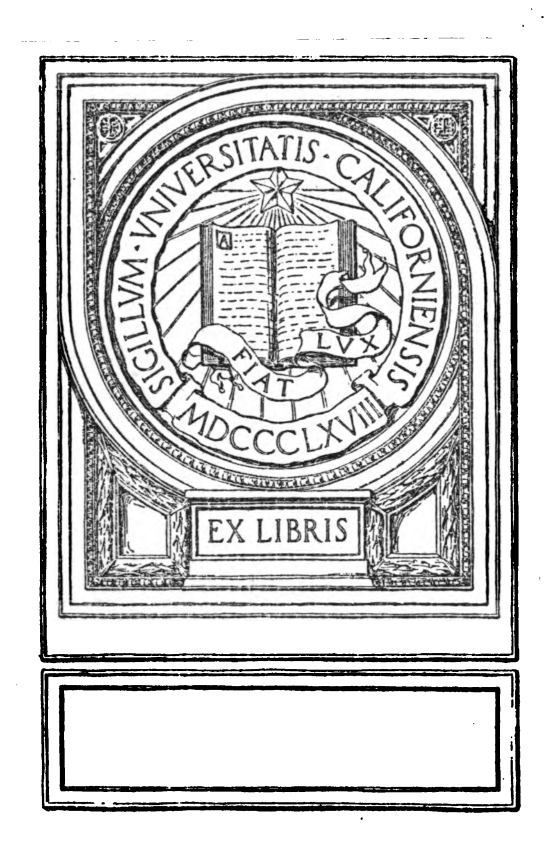
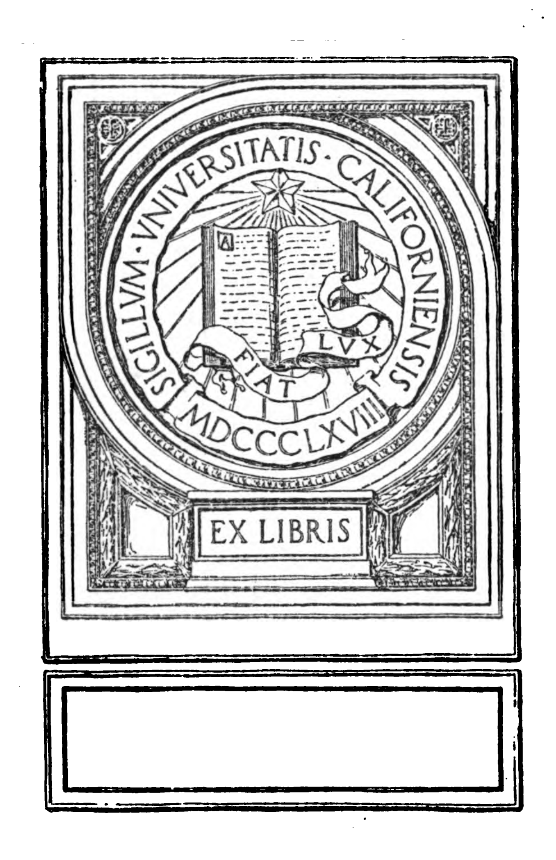




Johannes von Müller, 1752-1809
Karl Heinrich Henking


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Johannes von Müller

1752—1809

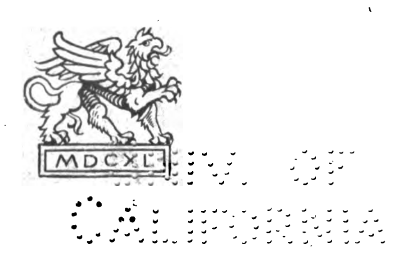
Auf den hundertsten Gedenktag seines Todes
im Auftrage des historisch-antiquarischen Vereins
des Kantons Schaffhausen herausgegeben von

Dr. Karl Henking

Erster Band

1752—1780

Mit sechs Abbildungen

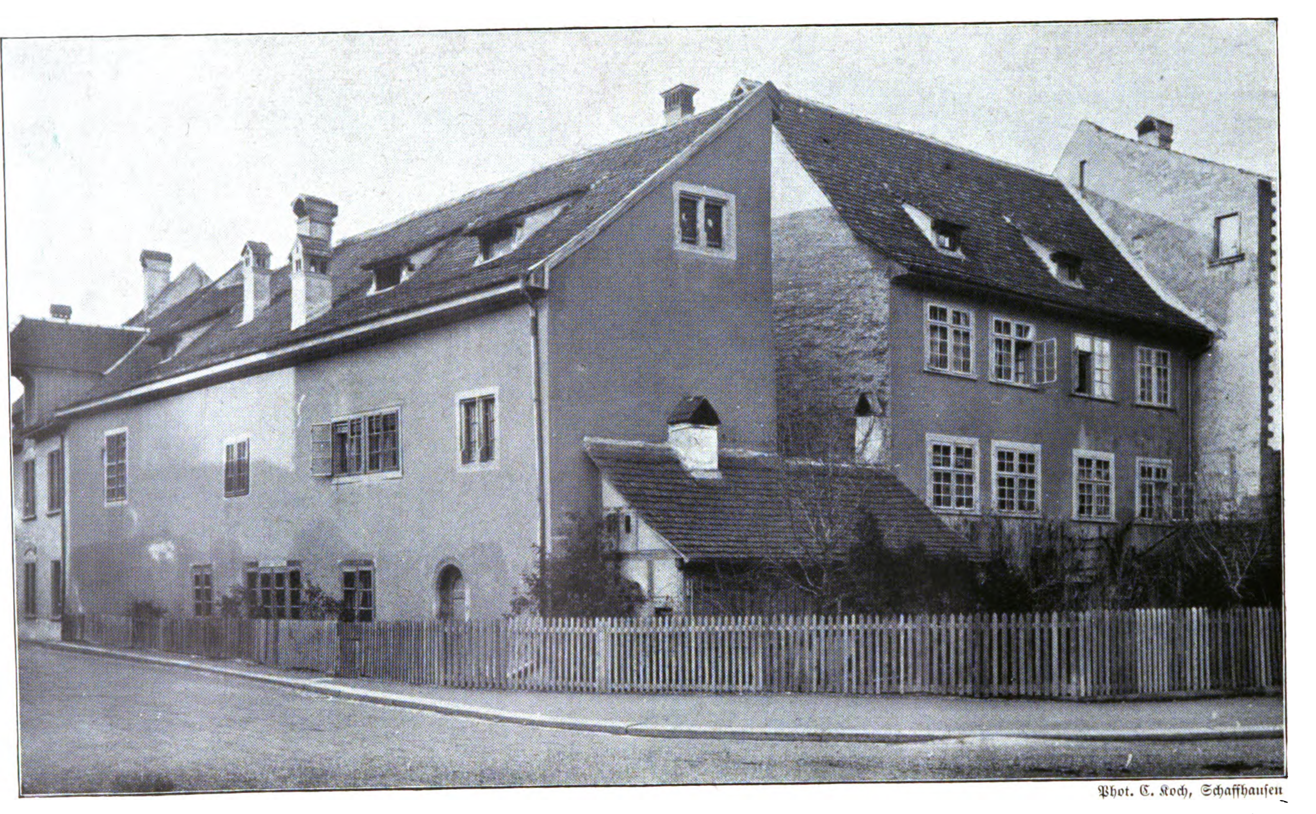


Stuttgart und Berlin 1909
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Johannes von Müller

1752—1809

I



Phot. C. Koch, Schaffhausen

Die „Helferei zum St. Johann" (links)

Müllers Geburtshaus in Schaffhausen

Johannes von Müller

1752—1809

Auf den hundertsten Gedenktag seines Todes
im Auftrage des historisch-antiquarischen Vereins
des Kantons Schaffhausen herausgegeben von

Dr. Karl Henking

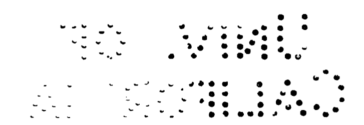
Erster Band

1752—1780

Mit sechs Abbildungen



Stuttgart und Berlin 1909
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Vorwort

Am 29. Mai 1809, beim Anbruch des Tages, schied der Geschichtschreiber und Staatsmann Johannes v. Müller, damals Staatsrat und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts im Königreich Westfalen, zu Kassel aus dem Leben. Der Mann, der drei Jahre zuvor auf der Höhe seines Ruhmes gestanden, der als der erste Geschichtschreiber seiner Zeit gefeiert worden war, dem der Kranz der Unsterblichkeit, nach welchem er in seinem wechselvollen Wanderleben mit glühender Begeisterung, mit verzehrendem Ehrgeiz gestrebt hatte, zu winken schien, sank ins Grab, an Leib und Seele gebrochen, ein Opfer der sturmbewegten Zeit und eigener Schuld. Und während in seinem schweizerischen Vaterlande, das er auch in der Fremde mit der ganzen Kraft seines Herzens geliebt und dem er durch sein Hauptwerk unschätzbare Dienste geleistet hatte, die Kunde von seinem Tode mit tiefstem Schmerze vernommen wurde, während in Deutschland zahlreiche Vertreter der Wissenschaft mit aufrichtigster Verehrung und Trauer des Verewigten gedachten, wurden auch Stimmen laut, die mit bitterem Tadel und schwerem Vorwurf nicht zurückhielten, die vor allem die letzte verhängnisvolle politische Wandlung Müllers als schwarzen Verrat an der Sache Preußens und Deutschlands brandmarkten und auch das wissenschaftliche Verdienst des Gelehrten in starke Zweifel zogen.

Das Urteil über Johannes v. Müller ist bis zum heutigen Tage schwankend geblieben. In den zahlreichen Werken über die ereignisreichen Zeiten, in denen er gelebt und gewirkt hat, in den vielen längeren und kürzeren Biographien, die sich mit seiner Persönlichkeit beschäftigen, stehen sich Ankläger und Verteidiger, Bewunderer und Tadler, Freund und Feind schroff gegenüber. Das Urteil kann umso weniger als abgeschlossen betrachtet werden, als das Aktenmaterial noch ungenügend herangezogen worden ist. Wohl ist zu dem, was der edle Bruder des Geschichtschreibers, Johann Georg Müller, noch vielfach gehemmt durch persönliche und politische Rücksichten, zwischen 1811 und 1819 in der ersten Aus-

gabe der sämtlichen Werke Joh. v. Müllers veröffentlicht hat, manche wertvolle Ergänzung getreten; aber der überaus umfangreiche handschriftliche Nachlaß, der in den Bibliotheken seiner Vaterstadt, vornehmlich in der Stadtbibliothek zu Schaffhausen, aufbewahrt wird, ist noch nie vollständig ausgenützt worden.

Es erschien als eine Ehrenpflicht seiner Vaterstadt, deren berühmtester Sohn er ist, auf den hundertsten Gedenktag seines Todes ein möglichst vollständiges Lebensbild herauszugeben. Die vorliegende Arbeit, die auf der Benützung des zugänglichen Quellenmaterials beruht, ist im Auftrage des historisch-antiquarischen Vereins des Kantons Schaffhausen, mit tatkräftiger, dankenswerter Unterstützung des Regierungsrates des Kantons, des Stadtrates und Bürgerrates der Stadt Schaffhausen entstanden. Sie soll keine Ehrenrettung sein. Die Schwächen in Müllers Charakter, die dunkeln Seiten seines Wesens und Lebens sollen nicht verschwiegen werden. Sie sind reichlich vorhanden und haben dem Verfasser die Erfüllung seiner Aufgabe oftmals erschwert. Aber diesen menschlichen Fehlern und Verirrungen stehen so hohe Vorzüge, so edle Eigenschaften gegenüber, durch das ganze Leben des Gelehrten geht ein so unverkennbarer Zug wahrer Genialität und Idealität, ein so feuriges, unermüdliches Streben und Ringen, seine reichen Gaben zum Wohle der Menschheit anzuwenden, daß man sich immer wieder mit dem Manne aussöhnt, der am Ziel seiner Tage seine Schuld durch ein wahrhaft tragisches Ende gesühnt hat.

Leider war es dem Verfasser, der auch durch andere Aufgaben vielfach in Anspruch genommen ist, nicht möglich, auf den hundertsten Erinnerungstag des Todes das ganze Lebensbild Müllers abzuschließen. Die sorgfältige Durchsicht des handschriftlichen Nachlasses in Schaffhausen, der beiläufig gegen dreißigtausend Briefe und Aktenstücke enthält, die Ergänzung dieses gewaltigen Materials durch Nachforschungen in auswärtigen Archiven, vornehmlich in Wien und Berlin, war eine so zeitraubende Arbeit, daß eine Beschränkung auf einen ersten Band, der die Lebensgeschichte Müllers bis zum Herbste 1780 führt, notwendig erschien. Für den umfangreicheren Schlußband, dessen Erscheinen auf das nächste Jahr in Aussicht genommen ist, sind die Vorarbeiten zum großen Teil beendigt.

Schaffhausen, den 1. Mai 1909.

Dr. Karl Henking

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes

Verzeichnis der Abbildungen

I

Kinder- und Jugendjahre in Schaffhausen

1752—1769

Johannes Müller wurde am 3. Januar 1752 zu Schaffhausen geboren, als ältester Sohn des Kandidaten der Theologie Johann Georg Müller und dessen Ehefrau Anna Maria Schoop[1]).

Das Geschlecht, dem er entstammte, war im 16. Jahrhundert von Rheinau her in Schaffhausen eingewandert. Im Jahre 1560 erwarb sich Michael Müller das Bürgerrecht der Stadt; er war seit 1556 vermählt mit Elisabeth Stokar aus einem der vornehmsten Geschlechter von Schaffhausen und somit offenbar ein angesehener Mann. Sein Sohn Hans Ulrich wurde 1607 Zunftmeister der Gerberzunft; in dieser und anderen städtischen Würden, wie Mitglied des Großen Rates, Urteilsprecher, Vogtrichter, Salzherr, Obervogt zu Löhningen, Hauptmann vom Unot, finden wir verschiedene spätere Mitglieder der Familie[2]). Der Großvater Johann Müllers, Hans Georg (1697—1766), war von Beruf Zuckerbäcker; er wohnte im Hause zum Zimmetbaum und bekleidete seit 1756 das Amt des Spitalmeisters, „ein ehrlicher, aber schwacher und

[1]) Über seine Jugendgeschichte berichtet Müller selbst in seiner Selbstbiographie, geschrieben 1806, herausgeg. von Lowe in Berlin als erstes Stück der „Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten", später wiederholt abgedruckt, auch in den von seinem Bruder Johann Georg Müller herausgeg. sämtlichen Werken Bd. 4, S. I—XXVIII. (Johannes v. Müllers sämtliche Werke, Teil I bis XXVII, im folgenden immer zitiert S. W.; die Zitate beziehen sich auf die Tübinger Ausgabe: Tübingen in der Cottaschen Buchhandlung 1810—1819.) Ergänzungen gibt Johann Georg Müller in seinen „Erinnerungen aus Johannes Müllers Jugendgeschichte", S. W. IV, S. 1 ff.; verschiedene lokalgeschichtliche Züge finden sich bei F. Zehender, Johann v. Müllers Jugendgeschichte, in Jugendbibliothek, bearbeitet von schweizerischen Jugendfreunden, herausgeg. von Kettiger, Dula u. Eberhard, III. Abteilung, 15. Bändchen, Zürich 1867; ferner: Aus dem Jugendleben Johann v. Müllers 1766—1769 in Westermanns Jahrbuch der illustr. deutschen Monatshefte Bd. 3, Okt. 1857 bis März 1858, S. 145—148.

[2]) Genealogische Register der Stadt Schaffhausen.



gedrückter Mann," schreibt sein Enkel Johann Georg Müller von ihm. Seine Gemahlin Dorothea Ammann hatte ihm sechs Knaben und fünf Mädchen geschenkt; das dritte dieser Kinder, Johann Georg, der Vater des Geschichtschreibers, wurde geboren am 23. Juli 1723. Zum geistlichen Stande bestimmt, hatte er an den Universitäten Duisburg und Heidelberg studiert und vor seiner Rückkehr in die Heimat sich auch noch an holländischen Universitäten umgesehen. Im Frühjahr 1748 hatte er vor dem Scholarchenrate (Kirchen- und Schulrat) in Schaffhausen das vorgeschriebene theologische Examen mit Erfolg bestanden und war nach einer „erbaulichen" Probepredigt in den geistlichen Stand aufgenommen worden. Es kam damals bei dem verhältnismäßig großen Zudrang zum Studium der Theologie kaum vor, daß ein Kandidat bald nach Ablegung seiner Prüfung eine Pfarrstelle erlangte. Auch Johann Georg Müller mußte sich vorläufig mit dem sogenannten „Expektantenpfründli" aus dem Kloster begnügen, das in sechs Mutt Kernen, drei Saum Wein und acht Gulden an Geld bestand. Solche ordinierten Kandidaten mußten dann das sogenannte Abendgebet und die Leichenabdankungen besorgen, bei den Sechsepredigten aushelfen und überhaupt für Kirche oder Schule zur Verfügung stehen, so oft es not tat. Diese keineswegs beneidenswerte Wartezeit dauerte bei Johann Georg Müller bis zum Jahre 1753, etwas über fünf Jahre.

Der Vater Müllers war ein durch und durch braver, fleißiger, verständiger und treuer Mann, ein gründlicher Kenner der lateinischen Sprache, überhaupt wohlausgestattet mit der theologischen Bildung seiner Zeit, aber ängstlich und in den kleinen Verhältnissen seiner Vaterstadt befangen, ein „ehrenwerter Träger der besseren Eigenschaften einer vergangenen Zeit"[1]). „Auch er verdient Ruhm wegen seiner tadellosen Redlichkeit und gewissenhaften Amtstreue, und unsern innigen Dank und Segen für seine oft bis zur Ängstlichkeit zärtliche Liebe gegen uns," schreibt Johann Georg Müller über den Vater. Den kühnen Gedankenflug seines ältesten Sohnes betrachtete er mit Sorge und versuchte ihn in den engen Grenzen der althergebrachten Verhältnisse zu halten, indem er bald mit Humor oder Ironie dessen ehrgeizige Pläne geißelte,

---

[1]) So Maurer-Constant in einem handschriftlichen Aufsatz über die Eltern Johannes und Johann Georg Müllers. Schaffhauser Ministerialbibliothek 151, Nr. 30. Wir zitieren in Zukunft die Stücke aus dem handschriftlichen Nachlasse Johannes Müllers aus der Stadtbibliothek in Schaffhausen mit Schaffh. St.-B. Müll., diejenigen aus dem Nachlasse von Johann Georg Müller in der Ministerialbibliothek in Schaffhausen mit Schaffh. M.-B. Müll.

bald mit väterlichem Ernste die schuldige Kindesliebe forderte und gegen diejenigen eiferte, die er für die Verführer des jugendlich unerfahrenen Sohnes hielt.

Noch während seiner Wartezeit, als Kandidat ohne sichere Anstellung, vermählte sich Johann Georg Müller mit Anna Maria Schoop, der Tochter des Pfarrers Johannes Schoop an der Kirche zu Andelfingen, einer Kollatur von Schaffhausen, der kurz nach der Vermählung seiner Tochter als Diakon am St. Johann nach Schaffhausen übersiedelte, welche Stelle er bis zu seinem Tode am 24. Januar 1757 bekleidete. Johannes Schoop[1]), geboren 1696, Sohn eines Seckler, eines rechtschaffenen und frommen Mannes, hatte sich an den Schulen seiner Vaterstadt zum theologischen Studium vorbereitet, das er in Heidelberg mit großem Fleiße betrieb. Im Sommer 1720 hatte er seine Prüfung bestanden; von 1722 bis 1730 war er Pfarrer der Filiale Hemmenthal, worauf er als Pfarrer von Andelfingen gewählt wurde; 21 Jahre lang hat er dort segensreich gewirkt. Er stand mit vollem Rechte in allgemeiner Achtung und war auch als Prediger beliebt. Auch er hatte sich schon als Kandidat im Jahre 1722 vermählt mit einer Tochter aus einer der angesehensten Schaffhauser Familien, Magdalena Elisabeth v. Waldkirch, einer feinsinnigen und tiefreligiösen Frau, die sich im Andelfinger Pfarrhaus mit mütterlicher Liebe ihrer Gemeindeangehörigen annahm, bis sie von einer langwierigen Gemütskrankheit, die mit ihrem Tode im Jahre 1742 endigte, ergriffen wurde. Von den sechs Kindern dieser Ehe blieb nur die 1724 geborene Anna Maria am Leben, die Freude und der Trost des alternden Vaters, der sie vortrefflich erzog und ihr ein lebhaftes Interesse an allen möglichen nützlichen Kenntnissen einflößte, aber auch als köstlichste Gabe sein heiteres, gottvertrauendes Wesen, sein sonniges Gemüt übertrug. Am 29. März 1751 vollzog der Pfarrer Schoop selbst in der Kirche zu Andelfingen die Trauung seiner Tochter mit dem Kandidaten der Theologie Johann Georg Müller. Das junge Ehepaar zog bald nach der Hochzeit in die Amtswohnung des nach Schaffhausen übergesiedelten Vaters, in die „Helferei", ein bescheidenes Häuschen, das zu den Gebäulichkeiten des früheren Allerheiligenklosters zu Schaffhausen gehörte[2]).

[1]) Über ihn vor allem Bächtold, Johannes Schoop, der Großvater Johann v. Müllers, in Beiträge zur vaterl. Geschichte, herausgeg. vom hist.-ant. Verein des Kantons Schaffhausen Heft 6, S. 24—54.

[2]) Jetzt „Institut" genannt, nach der bis 1907 dort untergebrachten Erziehungsanstalt für arme Töchter aus bürgerlichen Familien.



Hier wurde als erstes Kind seiner Eltern Johannes Müller am 3. Januar 1752 geboren und am folgenden Tage getauft. Der glückliche Vater hat dieses freudige Familienereignis in sein „Kinderbüchlein" mit den Worten eingetragen: „I. Ein Söhnlein, Johannes, gebohren grad nach 40 Wochen von der Hochzeit, den 3. Januarij 1752 abends um 6 Uhr, im Zeichen des Löwen. Ward den 4 dto abends im St. Johann von mir selbst getaufft. Dessen Tauff-Zeugen sind gewesen: Herr Raths- und Bergherr Melchior Hurter zur Glocken im Markt, und Jgfer Margaretha von Waldkirch. Derjenige, welcher der rechte Vatter ist über alles, was da Kinder heißt im himmel u. auf erden, verleihe ihm seine Göttl. Gnade und hlgn Geist, daß es möge aufwachsen zur ehr seines Gottes, zum trost seiner Eltern, in aller wahren glückseeligkeit leibes und der seelen etc."

Der kleine Erdenbürger, dessen hervorragende Begabung sich schon im zarten Kindesalter zeigte, wurde nun die Freude und Hoffnung des Großvaters in dessen letzten Lebensjahren, und Johannes Müller hat es seinem Großvater Johannes Schoop zu verdanken, daß er schon als kleiner Knabe der Geschichte seines Vaterlandes zugewendet wurde. Schoop hat seinem Enkel gleichsam seine Lebensaufgabe angewiesen, und Johannes Müller hat dies nie vergessen und sein ganzes Leben lang dem Großvater die dankbarste Erinnerung bewahrt. Im Jahre 1806 schreibt er in seiner Selbstbiographie über ihn: „Dieser, auch Prediger, durch alte Tugend und eigenthümliche Heiterkeit und Herzlichkeit ein ausgezeichneter Mann, gab dem Knaben, sobald er begriffsfähig war, eine sehr große Liebe der Geschichte, worüber, besonders die schweizerische, er viele große Sammlungen und Chroniken zusammengeschrieben hatte: so schön machte Johannes Schoop seinem Enkel den Eintritt in das Leben, daß keine böse Erfahrung späterer Jahre den Frohsinn und das Wohlwollen, womit so ein Großvater das kindliche Herz erfüllt, je ganz auszutilgen vermochte." Und der jüngere, zwei Jahre nach dem Tode des Großvaters geborene Johann Georg Müller schildert ihn[1]) aus den Erinnerungen der Familie als einen Mann von unglaublicher Arbeitsamkeit, von der unbescholtensten Rechtschaffenheit und Amtstreue, der jeden freien Augenblick, den ihm die Verwaltung der ausgedehnten Pfarrei Andelfingen übrig ließ, zur Vermehrung

---

[1]) Johann Georg Müller, Andenken an meine Mutter. Füßlins Neues schweiz. Museum 1790 VI, S. 465 ff.

seiner Kenntnisse der schweizerischen Geschichte und Verfassung verwendete. „Eine Menge helvetischer Urkunden, Gesetze, Geschichtsbücher und anderes schrieb er ab, schrieb oft bis tief in die Nacht hinein, und früh Morgens nahm er die Arbeit wieder auf. Nebendem brachte er Alles, was er Merkwürdiges hörte und las, zu Papier. Seine Schriften füllen fast eine Bibliothek[1]), und was nicht ganz unbrauchbar ist, wird von seinen Enkeln wie ein Heiligthum aufbewahrt. Eine der vornehmsten Ursachen des außerordentlichen Gelingens seiner Arbeiten war seine Ordnungsliebe. Hatte er sehr zu eilen, so mußte ihm seine Maria diktiren oder vorlesen." Nicht bloß die Liebe zur Geschichte, sondern auch dieser Sammeleifer und Ordnungssinn sind Erbstücke, die Johannes Müller seinem Großvater zu verdanken hatte.

Nach dem Tode seines einzigen, hoffnungsvollen Sohnes, der im Jahre 1749 ihm entrissen wurde, hatte Schoop beabsichtigt, seine mit einem wahren Bienenfleiß gesammelten Schriften der Stadtbibliothek Schaffhausen zu übergeben; die Geburt des Enkels belebte seine Hoffnung neu: ihm sollte sein gelehrter Nachlaß zur wissenschaftlichen Verarbeitung, zu der Schoop selbst nicht gekommen war, verbleiben. Seine ganze väterliche Liebe übertrug der Großvater nun auf den Enkel, der auch mit rührender Kindesliebe an ihm hing.

Der Aufenthalt des jungen Ehepaares im Hause des Vaters Schoop dauerte bis in den Frühling 1753. Am 18. April dieses Jahres wurde Johann Georg Müller als Diakon des Städtchens Neunkirch und Seelsorger der Filiale Osterfingen gewählt. So siedelte er denn mit seiner kleinen Familie nach Neunkirch über. Aber zwischen der Helferei im Kloster zu Schaffhausen und dem Pfarrhause in Neunkirch blieb ein überaus reger schriftlicher und persönlicher Verkehr bestehen. In seinen Briefen erkundigt sich der Großvater aufs liebevollste nach dem kleinen Johannes. „Das liebe Büblein liegt uns sehr an, es soll in meinem Namen geherzet werden." Oftmals kam auch die Tochter auf Besuch zu dem eltern-

[1]) In der Tat besitzen die beiden größeren Schaffhauser Bibliotheken, sowie die Stadtbibliothek Zürich eine Menge von Manuskripten Schoops zur Geschichte und Kulturgeschichte Andelfingens, Schaffhausens, Zürichs, der ganzen Eidgenossenschaft, Abschriften von Chroniken, Mandaten, Missiven, Erlassen, Schreiben aller Art 2c. — Johann Müller bedauerte als Student in Göttingen, daß er die „Acta et facta Andelfingiana" nicht mitgenommen habe, da sie Professor Miller sehr gerne für seine Pastoraltheologie benutzen würde. „Hätte es wohl mein lieber Großpapa gedacht, daß ein göttingischer Doctor der Theologie so erstaunlich nach seinem Tagebuch verlangen sollte!" Brief vom 12. Aug. 1770.

den Vater, der seit 1755 wiederholt durch schwere Krankheitsanfälle angegriffen und gezwungen wurde, seine Amtsgeschäfte durch einen Stellvertreter versehen zu lassen. Am 16. Januar 1757 hielt er seine letzte Predigt.

Das zärtliche Verhältnis zwischen Großvater und Enkel schildert Johann Georg Müller mit folgenden Worten: „Noch im Flügelkleide zeigte der Knabe außerordentliche Talente und besonders die allerzärtlichste Zuneigung für seinen Großvater. Dieser lebte ganz wieder auf, wenn der Knabe kam, und konnte sich fast nie von ihm trennen, und Johann war seines Herzens einzige Freude. Noch ehe er lesen konnte, wußte er die Hauptbegebenheiten der Schweizergeschichte. Der Großvater nemlich hatte sich die historischen Kupferstiche, welche nach einer sehr lobwürdigen Einrichtung am zweiten Tage jedes Jahres von der öffentlichen Bibliothek und einigen andern Gesellschaften in Zürich an die Jugend ausgetheilt werden (Neujahrsblätter genannt), größtentheils gesammelt; diese zeigte er dem äußerst wißbegierigen Knäblein, erzählte ihm die vorgestellten Geschichten, und bald wußte sein bewunderungswürdiges Gedächtniß alle auswendig. Die Holzschnitte in Münsters Kosmographie und Stumpfen Chronik konnte er fast alle nennen. Es war ein Fest für ihn, wenn unsere Eltern von Neukirch aus (wo der Prediger zu Osterfingen wohnt) in die Stadt zum Großpapa gingen. Jauchzend lief ihm Johann entgegen, schlich ihm allenthalben nach, und der gute Großpapa war oft darüber innigst bewegt. Jedesmal fiel ihm der Abschied von ihm schwer. Alles, was er machte, bis auf seine Gebehrden, ahmte der Enkel nach, und wer ihn kannte, erstaunte über seine seltenen Talente. Der Großvater führte ihn oft zu seiner Bibliothek, zeigte ihm die Reihe Folianten und Quartbände, die er geschrieben und selbst eingebunden hatte, und sagte dabei: ‚Johannes, das alles habe ich für dich geschrieben; ich schenke dir alles. Hab' gute Sorge dazu, und lies es fleißig.' Der Knabe soll ihm manchmal gesagt haben: ‚Großpapa! ich will auch so ein Buch schreiben!' Dem redlichen Alten ahndete nicht, welches die Früchte seines Fleißes und der durchwachten nächtlichen Stunden seyn, welchen Genius er damit wecken würde!"

Über Schoops Tod berichtet Johann Georg Müller nach der Familienüberlieferung: „Im Jahre 1757 am 24. Jenner, eben da unsere Eltern in der Stadt waren, um gemeinschaftlich mit dem Großpapa den Geburtstag unserer Mutter zu feiern und auch der, der ja nie ausbleiben durfte! der Knabe mitkam — am Abend desselbigen Tages wollte der Großvater das Abendgebet verrichten,

und gab, wie gewöhnlich, dem Enkel das Buch, es aufzusuchen. Dieser blätterte immer zu hinterst unter den Gebeten für Sterbende, und als jener ihm das Buch wegnehmen wollte, um das heutige Gebet zu suchen, wollte es der Knabe nicht lassen und sagte immer: ‚Da, da müßt Ihr lesen!‘ Der Großvater, zwar betroffen, las doch selbst das gewohnte Abendgebet; kaum aber hatte er es vollendet, so traf ihn der Schlag, von dem er sich zwar so weit wieder erholte, daß er von seinen Kindern und dem Enkel mit einzelnen Worten Abschied nehmen konnte, welcher vom letztern besonders sehr herzlich und innig geschehen seyn soll; und nachdem er noch einige Worte der Zuversicht gebetet, nahm ihm ein zweiter Schlag das Leben.' Untröstbar waren die Seinigen; die ganze Bürgerschaft bedauerte ihn. Ein gültiges Zeugniß von seinem Werth ist mir das einstimmige Lob, das ihm die Besten unserer Mitbürger und einige vom ersten Range, die ihn kannten, noch viele Jahre nachher ertheilten."

Auf den Knaben machte der Tod des zärtlich geliebten Großvaters einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck; bis an seinen eigenen Tod feierte Johannes Müller den Abend des 24. Januar, des Todestages von Johannes Schoop.

Die Eltern Müllers brachten sieben Jahre (1753—1760) in Neunkirch zu; in dieser Zeit wurden ihnen noch drei weitere Kinder geboren, ein Töchterchen Maria Dorothea 1755, das aber kurz nach der Geburt starb, eine zweite Tochter, Magdalena Elisabetha, 1757, die spätere Gemahlin des Pfarrers Johannes Meyer, und der jüngere Bruder Johanns, Johann Georg Müller, geboren 1759, gestorben 1819, der treueste und zuverlässigste Freund des acht Jahre älteren Bruders in allen Wechselfällen des Lebens. Ein Jahr nach der Geburt dieses jüngsten Kindes wurde der Vater als Präzeptor der dritten Klasse der lateinischen Schule und zugleich als Pfarrer der Gemeinde Neuhausen gewählt. Die Müllersche Familie bezog nun eine der Lehrerwohnungen in der „lateinischen Schule", einem alten finsteren Gebäude an der engen Brudergasse (jetzt Stadthausgasse), welches zum früheren Barfüßerkloster gehört hatte, von dessen Fenstern aus man „nicht mehr als drei Ellen vom Himmel" erblickte. In diesem Hause verbrachte Johannes Müller von nun an seine Knaben- und Jünglingsjahre bis zum Übergang an die Universität. „Er war ein kleiner, zarter, aber gesunder und äußerst lebhafter Knabe, in sich verschlossen, von wenig Umgang, sehr horchsam auf seine Lehrer in der Schule, von deren Gelehrsamkeit er den allerhöchsten Begriff hatte. Böse konnte

ihm niemand sein, denn er beleidigte niemand und war gegen alle ohne Falsch und ebenso bescheiden als freundlich und gutherzig." So schildert ihn sein Bruder. Seine starke Kurzsichtigkeit und seine zappelnde Lebhaftigkeit zogen ihm in seinen späteren Knabenjahren manchen Spott seiner Altersgenossen zu. Bei den jugendlichen Spielen und bei körperlichen Übungen zeigte er eine große Unbehilflichkeit; deswegen mied er am liebsten den Umgang mit anderen Knaben; aus der Schule ging er gewöhnlich sofort wieder nach Hause zu seinen lieben Büchern. Einmal sollte er das Kartenspiel lernen; aber er benahm sich dabei so ungelehrig, daß er nicht zu brauchen war; er hat es auch nie in seinem Leben gelernt, aber diese Unkenntnis auch nie bedauert.

Seine Erziehung war einfach bürgerlich und streng sittlich; er sah im Elternhause kein anderes Beispiel als das der Ordnung, Rechtlichkeit und Bescheidenheit. Den größten Einfluß auf die Kinder übte die treubesorgte Mutter, eine musterhafte Hausfrau, aus. Sie lebte ganz ihren Kindern, beobachtete ihr aufkeimendes Geistesleben und erwarb ihr unbedingtes Vertrauen. Sie suchte die aufschäumende Lebhaftigkeit ihres älteren Knaben zu mäßigen und die verschlossene Schüchternheit des jüngeren zu heben. Mit einer einfachen, lauteren Frömmigkeit verband sie einen offenen, freien Sinn, ein heiteres und munteres Wesen; sie scherzte gerne und in feiner Art, war eine vortreffliche Erzählerin und eine fleißige Leserin guter Schriften, eine gerade und ehrliche Frau, die es nicht liebte, ihre Gesinnung durch glatte Worte zu verhüllen. „Ich liebe euch; aber ich kann keine Komplimente mit euch machen!" pflegte sie ihren Kindern zu sagen. Diese haben ihr auch über das Grab hinaus eine aufrichtige kindliche Liebe und Verehrung bewahrt. In ihrer Erziehungsweise blieb sie unabhängig; sie kümmerte sich wenig um die Vorwürfe ungebetener Richter, sie mißleite ihre Kinder und führe sie zum Stolze an[1]).

Der Vater war ein grundehrlicher Mann, der den Kindern das Beispiel der Rechtschaffenheit, Sittlichkeit und Pflichttreue gab. Nie duldete er in seinem Hause unziemliche oder unanständige Worte, gehässige oder lästernde Bemerkungen über andere. Unter seinen Erziehungsmitteln spielte allerdings auch der in jener Zeit beliebte Stock eine nicht unwichtige Rolle. In seiner freien Zeit widmete er sich vornehmlich der Erziehung seiner Kinder. Die

---

[1]) Johann Georg Müller, Andenken an meine Mutter, in Schweizer Museum 1790 VI, 465 ff.

ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit seines ältesten Sohnes für die verschiedensten an ihn herantretenden Eindrücke erweckten seine Sorge; er hielt es für seine Pflicht, ihr entgegenzuwirken, um dem Sohne schwere Erfahrungen im späteren Leben zu ersparen. Im Lernen hielt er auf eine streng geregelte Ordnung; er wollte es nicht dulden, wenn seine Knaben in ihrem Leseeifer und Wissensdrang sich auf alle möglichen Bücher stürzten. Selbst ein gründlicher Kenner des Lateinischen, bemühte er sich mit Erfolg, seine Söhne in die genaue Kenntnis dieser alten Sprache einzuführen. Wenn er sich in seinem Garten vor der Stadt müde gearbeitet hatte, so holte er aus dem Gartenhäuschen ein lateinisches Buch, mit Vorliebe die Fabeln des Phädrus, um sie durch einen seiner Knaben übersetzen zu lassen; auf seinen „lateinischen Spaziergängen" übte er mit ihnen fleißig die lateinische Grammatik und Stilistik. Frühzeitig nahm er den älteren Knaben auch mit sich in den Gottesdienst nach Neuhausen, denn der Vater hoffte ihn einst im geistlichen Amte, als Pfarrer und Prediger, zu großem Ansehen emporsteigen zu sehen.

Die außergewöhnliche Begabung Johannes Müllers äußerte sich schon im frühen Knabenalter. Johann Georg Müller berichtet nach den Erzählungen eines alten Oheims, daß Johannes im Jahre 1757 als fünfjähriger Knabe bei einem Hochzeitsfeste zugegen gewesen sei; nach der Tafel habe er, auf der Ofenstaffel stehend, den Hochzeitsgästen allerhand aus der Weltgeschichte erzählt, so lebhaft, beredt und angenehm, daß die ganze Gesellschaft sich um ihn sammelte und mit Erstaunen ihm zuhörte[1]). Dieses angeborene Erzählertalent hat er oft zur Freude seiner jüngeren Geschwister verwendet; an den langen Winterabenden erzählte er ihnen auf der Ofenbank in seiner anschaulichen und phantasiereichen Weise die biblischen Geschichten, während die Mutter am Spinnrade sitzend mit Wohlgefallen zuhörte und ahnte, daß aus dem jugendlichen Erzähler sich etwas Großes und Außerordentliches entwickeln werde.

Wahrscheinlich unmittelbar nach der Übersiedelung nach Schaffhausen trat Johannes in die erste Klasse der „lateinischen Schule" ein, an deren dritten Klasse sein Vater selbst als Lehrer wirkte. Es war dies eine Vorbereitungsanstalt für die gelehrten Studien, so mangelhaft, wie sie damals fast überall sein mochten. Müller selbst blieb diese Schulzeit „unter einem verdrießlichen Schul-

---

[1]) Handschriftliche Notiz von Johann Georg Müller vom Jahre 1809. Schaffh. M.-B. Müll. Nr. 55, 1.

rektor, der den heidelbergischen Katechismus, des Cellarius Wörterbuch und Baumeisters Definitionen der Wolffischen Philosophie, die niemand erklärte, auswendig zu lernen, mit größter Mühe nötigte und von des Knaben Ungelehrigkeit hierin äußerst nachtheilige Berichte gab," sein Leben lang in unangenehmer Erinnerung. Immerhin hat er auf dieser Schulstufe die Grundlage zu seiner genauen Kenntnis der alten Sprachen gelegt; Grammatik und Stilistik wurden eifrig eingepaukt, die Literatur aber so sehr vernachlässigt, daß man es im Lateinischen nur zur Lektüre von etwa zwanzig Lebensbeschreibungen des sogenannten Cornelius Nepos, im Griechischen nicht einmal zu der Übersetzung der leichtesten Schriftsteller brachte. Dieser engbegrenzte Bildungsstoff genügte dem lebhaften Bildungsdrange des jungen Müller, der, unterstützt durch gewissenhaften Fleiß und ein geradezu phänomenales Gedächtnis, die Schularbeit spielend bewältigte, bald nicht mehr. Ein Schrank voll alter Bücher in der Obstkammer unter dem Dach der elterlichen Wohnung bot ihm zunächst erwünschte Nahrung. Alte Kalender mit ihren plumpen Holzschnitten, die merkwürdigen Abenteuer des Robinson Crusoe wurden hervorgezogen und verschlungen, aber auch jetzt schon vornehmlich nach geschichtlichem Stoffe gesucht. Hübners Weltgeschichte in Fragen und Antworten fesselte ihn besonders durch ihren unterhaltenden, oft lustigen Ton und ihre bündige Sprache, so daß er die zehn dicken Duodezbändchen dieses Werkes wohl zehnmal durchlas und oft darüber Essen und Trinken vergaß. Aus diesem Buche prägte er sich für das ganze Leben die Namen aller Fürsten der vier Hauptmonarchien der gesitteten Welt und aller europäischen Reiche, die Jahrzahlen ihrer Thronbesteigung und ihres Todes ein. Hübners Weltgeschichte trieb ihn auch zu seinem ersten schriftstellerischen Versuche an: schon im neunten Lebensjahre versuchte er nach dem Vorbilde Hübners die Geschichte seiner Vaterstadt und die Reihenfolge ihrer Bürgermeister in Frage und Antwort zusammenzufassen. Bald wagte er sich schon an eine mühsame Vergleichung und Prüfung des Calvisischen, Usherschen und Petavischen Systems der Chronologie in der alten Geschichte. Andere Gegenstände dieser größtenteils hinter dem Rücken des gestrengen Vaters getriebenen Lektüre bildeten Hübners biblische Historien, der Orbis pictus des Comenius, das alte Volksbuch über die Geschichte des Kaisers Oktavian, später Heideggers „acerra philologica, d. i. 700 merkwürdige Historien und Diskursen" aus der alten Sage und Geschichte.

Im dreizehnten Jahre begann er selbständig die lateinischen Klassiker, die in der Schule nicht benutzt wurden, zu lesen. Er selbst schreibt über den Eindruck, den sie auf ihn machten: „Diese, welche er in erstohlenen Stunden an den sonderbarsten Orten zu lesen pflegte und alsobald verstand, waren wie ein elektrischer Funke, der in seine Seele fuhr, und eine unaussprechliche Verehrung und Liebe großer Männer und der Freiheit in ihr entzündete." Diese Begeisterung für die Schriften der alten Klassiker ist ihm seither geblieben; an ihnen hat er sich ausgebildet und die Muster für die eigene gelehrte und schriftstellerische Arbeit gesucht. Auch in seinem späteren Leben ist er immer und immer wieder zu seinen geliebten Alten zurückgekehrt; sie haben ihm den Sinn für alles Edle und Schöne geweckt, seine Vaterlandsliebe entflammt; sie sollten in Frische und Anmut, in Adel und Würde die Vorbilder seiner eigenen Schriften werden.

Im Jahre 1766, im Alter von vierzehn Jahren, trat Müller in die oberste Schulanstalt seiner Vaterstadt über, ins Collegium humanitatis. Es war die Vorbereitungsanstalt für das Universitätsstudium, konnte aber auch Studierende der Theologie bis zu ihrem Schlußexamen ausbilden. Der Übertritt erfolgte jeweilen durch einen festlichen Akt, bei welchem der Primus der sechsten Klasse der Lateinschule, der nun in die höhere Lehranstalt übertrat, von der Kanzel der St. Annakapelle herab vor dem versammelten Scholarchenrat, vor den Behörden, Eltern und Mitschülern die „Oration" zu halten hatte, eine kurze Rede in deutscher Sprache, die vom Rektor der Lateinschule verfaßt war und oft über die Fassungskraft des vortragenden Knaben hinausging. Diese Ehre wurde am 14. April 1766 Johannes Müller zu teil; seine Oration: „Beweis des Satzes, daß die Gemütsbewegungen, wann sie durch die Vernunft und wahre Weisheit eingeschränkt und gemäßigt sind, von sonderbahrem Nutzen und dem Menschen unentbehrlich seyen," ist in der schönen, kräftigen Schrift des jungen Müller, der nun zum Studiosus theologiae vorgerückt war, erhalten geblieben[1]).

Das Collegium humanitatis in Schaffhausen war eine für jene Zeit vortrefflich geleitete höhere Mittelschule, an welcher die gelehrtesten Männer der Stadt um sehr bescheidenen Gehalt, aus Liebe zum Lehramt und zur heranwachsenden Jugend, wirkten. Die meisten Lehrer bekleideten daneben noch ein geistliches Amt. Ihre Einwirkung auf die Schüler war umso nachhaltiger, als der

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 18, 1.

Zudrang zu den gelehrten Studien damals in Schaffhausen nicht bedeutend war. Müller selbst genoß während zweier Jahre als einziger Schüler seiner Klasse den Unterricht von sieben bis acht Lehrern. Seine Schulstunden gestalteten sich dadurch zu Privatissima, in denen die Lehrer gerne den streng methodischen Gang der Unterweisung preisgaben und den Schüler durch anregendes Gespräch zu befördern und heranzubilden strebten. So ist denn Müller auf dieser Schulstufe dazu angehalten worden, nicht bloß die Worte seiner Lehrer in sich aufzunehmen, sondern mitzudenken und mitzusprechen, und auch auf der Universität haben nicht diejenigen Professoren, aus deren Vorlesungen er die dicksten Kollegienhefte mit nach Hause bringen konnte, den vornehmlichsten Einfluß auf ihn ausgeübt, sondern diejenigen, die mit ihm in persönlichen Verkehr traten und in belehrender Unterhaltung ihn anzuregen wußten. Er selbst hat dieser heimischen Lehranstalt ein dankbares Andenken bewahrt. In seiner Selbstbiographie schrieb er über seine Schulzeit am Collegium humanitatis: „Die Stunden verflossen unter den angenehmsten, mannigfaltigsten Gesprächen, ungemein lehrreicher, als wo Vorlesungen gehalten wurden, bei denen er sich des Schlafes nicht immer erwehren konnte." Müller hat denn auch in seinem späteren Leben eine gewisse Abneigung gegen die dozierende Lehrweise der deutschen Universitätsprofessoren gezeigt und sich wiederholt geweigert, sich der akademischen Tätigkeit zu widmen, so nahe sie ihm auch gelegt wurde. Vielmehr suchte er durch seinen persönlichen Umgang, durch seinen anregenden Verkehr sich eine Schule junger Historiker heranzubilden.

Vier von seinen Schaffhauser Lehrern hat Müller noch nach 40 Jahren in seiner Selbstbiographie seinen aufrichtigen Dank abgetragen, „Männern von vielen und schönen Kenntnissen, besonders von Verstand, welcher mehr ist als Wissen, und von der liebenswürdigsten Güte und Tugend". Es waren dies Melchior Habicht (1738—1817), Professor des Griechischen und später Antistes der Schaffhauser Kirche, Johann Georg Deggeller (1708 bis 1780), Professor des Lateinischen und der Rhetorik, daneben auch ein Kenner der neuen deutschen und französischen Literatur, Freund Bodmers und Breitingers in Zürich, der seinen Blick durch viele Reisen erweitert hatte und es vortrefflich verstand, seine Schüler für die lateinischen Klassiker zu begeistern, „ein Feind aller Pedanterei, Heuchelei und Rohigkeit," ferner Johann Georg Schwarz (1727—1790), Lehrer der Geschichte, und endlich Thomas

Spleiß (1705—1775), Professor der Philosophie und Mathematik, ein Anhänger der Wolffischen Philosophie, vornehmlich aber ein tüchtiger Mathematiker, der in seinen jüngeren Jahren einen Ruf nach Petersburg erhalten, aber abgelehnt hatte, ein Jugendfreund Eulers.

Diese Lehrer erkannten die glänzenden Geistesgaben ihres Schülers und setzten in ihn für die Vaterstadt die schönsten Hoffnungen, wünschten auch dem ängstlich besorgten Vater Glück zu einem solchen Sohn. Auch einflußreiche Männer weltlichen Standes wurden auf den hoffnungsvollen Jüngling aufmerksam, wie der Bürgermeister David Meyer, der ihm immer aufrichtig gewogen blieb. Wir dürfen vielleicht annehmen, daß der junge Müller in dieser Zeit des Überganges vom Knaben- zum Jünglingsalter, die auf die Bildung des Charakters einen so bedeutsamen Einfluß ausübt, nur allzu große Anerkennung und Bewunderung, nicht im Elternhause, aber bei seinen Lehrern und anderen Personen, die ihn kennen lernten, gefunden hat. Hier mag der Keim zu suchen sein zu einer Charaktereigenschaft, die später vielfach an ihm unangenehm empfunden wird, zu seiner das Maß der Bescheidenheit und der richtigen Selbsterkenntnis oft überschreitenden Selbsteinschätzung, zu seiner nicht abzustreitenden Ruhmredigkeit, und dieser Keim konnte üppig in die Halme schießen, genährt durch die manchmal über sein Verdienst hinausgehende Bewunderung, die seine Freunde und seine Schmeichler ihm entgegenbrachten.

Aber eine andere vortreffliche Eigenschaft hat sich Müller schon in dieser frühen Jugend angewöhnt, seinen eisernen Fleiß und die kluge Ausnützung der Zeit. Des Morgens stand er gewöhnlich schon um vier Uhr auf, und oft saß er noch bis tief in die Nacht hinein bei seinen Büchern, ohne daß seine zarte Gesundheit durch diese angestrengte geistige Arbeit Schaden gelitten hätte. In dieser langen Arbeitszeit suchte er sich ängstlich vor der Zersplitterung, der die Jugend so gerne anheimfällt, zu hüten durch eine genaue Ordnung, eine planmäßige Einteilung nach Stunden, ja nach halben und Viertelstunden, denen jeweilen ihre bestimmte Aufgabe zugewiesen wurde. Für seine theologischen Studien stellte er eine Arbeitsordnung auf in griechischer Sprache: Ἀπολογισμὸς τῆς ἀναγνώσεως, Rechenschaft des Lernens. Nach diesem Plane las er jeden Tag sogleich nach dem Aufstehen zwei Kapitel aus der hebräischen Bibel, bald aus den geschichtlichen, bald aus den prophetischen Büchern des Alten Testamentes unter

Benutzung verschiedener Auslegungen in lateinischer Sprache; der Hauptteil des Tages war den Vorlesungen und Unterrichtsstunden gewidmet; darauf war eine bestimmte Zeit dem Lesen von drei Kapiteln des Neuen Testamentes in griechischer Sprache zugewiesen, die übrige Zeit aber größtenteils der Lektüre seiner geliebten Klassiker und den Schriften berühmter Theologen. Dazu kamen noch schriftliche Arbeiten, die er teils auf Anregung seiner Lehrer, teils aus eigenem Antriebe verfaßte und über die er an jedem Sonntag genaue Durchsicht hielt. Durch die strenge Befolgung dieser Ordnung gewöhnte er sich schon in jugendlichem Alter an eine genau geregelte Tätigkeit, die er später beibehalten hat und die eine Vorbedingung für seine das ganze Leben hindurch anhaltende staunenerregende Arbeitsfähigkeit bildet. Auch in den Zeiten seines Lebens, in denen er durch aufreibende amtliche Tätigkeit in Anspruch genommen war, fand er immer noch Zeit, die altgewohnte Lieblingslektüre fortzusetzen; sogar die kurze Zeit, während welcher der Friseur seine Kunst an ihm ausübte, wurde mit Lesen ausgefüllt.

Für den Unterricht in der Theologie wurde damals auch in Schaffhausen das allgemein verbreitete Kompendium des Daniel Wyttenbach verwendet, dem aber Müller niemals Geschmack abgewinnen konnte[1]). Ganz anders zogen ihn die Schriften Mosheims, Cramers, Baumgartens und anderer neuerer Theologen an, besonders Turretini Cogitationes, mit denen er allmählich bekannt wurde. In Mosheim erblickte er schon frühzeitig das von ihm anzustrebende Ideal.

Nach der Sitte der Zeit und nach dem Wunsche der Eltern besuchte er jeden Sonntag die Kirche, wo ihn vor allem die Predigten des greisen Antistes Wilhelm Meyer anzogen, eines gelehrten und beredten Geistlichen von liebenswürdigem Wesen, dessen Andenken ihm zeitlebens ehrwürdig geblieben ist. Er pflegte später oft zu sagen, er sei in seiner Jugend vom Sonntag, wo er die Predigt Meyers besuchte, bis zum Mittwoch gewöhnlich frömmer gewesen, als vom Mittwoch bis zum Samstag. Zu Hause schrieb er aus dem Gedächtnis die schönsten Stellen der angehörten Predigt nieder; solche Aufzeichnungen sind uns vom Jahre 1767 unter dem Titel „Daemogorica" in seinem Nachlaß erhalten geblieben[2]).

[1]) „Das ganze heilige römische Reich würde mich nicht bewegen, dieses Buch, das mir schon so manchen sauren Tag, so manches hartes Leiden, zumal in meinem Vaterlande, gemacht hat, je wieder zur Hand zu nehmen." Müller an den Vater den 1. Sept. 1770.

[2]) Schaffh. St.-B. Müll. 18, 3.

Später trat er auch in nahe Beziehungen zu dem feinsinnigen, zum Pietismus sich hinneigenden Antistes Johann Heinrich Oschwald, der ihm den Sinn für die Kirchengeschichte und die Begeisterung für Luther weckte, so daß er im Jahre 1767, im Alter von fünfzehn Jahren, für den öffentlichen Schlußakt des Kollegiums eine Rede: „Etwas über Luther," verfaßte[1]), die aber nach der Vermutung Johann Georg Müllers nicht gehalten wurde. Der jugendliche Verfasser wendet sich darin gegen die heftigen Angriffe, die damals von katholischer Seite gegen den deutschen Reformator erhoben wurden, und sucht insbesondere darzutun, daß Luther ein wahrhaft großer Mann gewesen sei. Eine Rede, die er im folgenden Jahre verfaßt und wirklich vorgetragen hat, enthält einen „Grundriß der Geschichte der Glaubensverbesserung, besonders bei den Reformierten"[2]). Auch hier verteidigt er in heiligem Eifer und jugendlicher Begeisterung die Sache der neuen Kirche gegen die Anschuldigungen der Altgläubigen. Diese Reden sind allerdings noch recht unvollkommene Geistesprodukte, wie sie von einem erst zum Jüngling heranreifenden Knaben nicht anders erwartet werden dürfen; aber sie zeigen doch bereits charakteristische Züge seiner späteren schriftstellerischen Tätigkeit: feurige Begeisterung für seinen Gegenstand, lebhafte Empfindung, rückhaltlose, manchmal heftige und scharfe Äußerung seiner Überzeugung, eine gewisse Frühreife und Selbständigkeit des Geistes; seine historischen Kenntnisse werden in geschickter Weise eingeflochten und verwendet; der Stil ist munter, oft witzig und satirisch; er strebt sichtlich danach, mit wenig Worten viel zu sagen, weitläufige, gedankenarme Phrasen zu vermeiden. Eine dritte Rede, die er am 17. April 1769 bei seinem Austritt aus dem Collegium humanitatis hielt, gibt eine „Schilderung des Theologen"[3]). Sie wendet sich gegen den Aberglauben und die geringe Bildung vieler Geistlichen; sie will zeigen, wieviel der rechte Theologe wissen, was für ein ganzer Mann er sein müsse. Er darf sich nicht durch äußere Vorteile bestimmen lassen, sondern einzig durch die Liebe Jesu, die ihn, wenn es nötig ist, auch Leiden und Tod auf sich zu nehmen stark macht, um für die Wahrheit zu zeugen. Er muß durch das Studium der Wissenschaften zu seinem hohen Berufe befähigt sein. Die Philosophie soll ihn wappnen gegen die Angriffe der Zweifler und Spötter, „denn nie hat ein Jahrhundert

[1]) Ebenda 18, 11.
[2]) Ebenda 18, 13.
[3]) Ebenda 18, 15.

mehr geraset, als unser sophistisierendes". Er muß aber auch die Sprachen, in denen die heiligen Schriften geschrieben sind, gründlich kennen: das Hebräische und womöglich auch andere Dialekte des Morgenlandes, das Griechische und die Gelehrtensprache, das Latein. Er muß auch die Geschichte, sowohl die Profan- als die Kirchengeschichte, beherrschen. „Der Theolog lese also, und lese von der zartesten Jugend an bis in das Greisenalter hinauf diese angenehmen Zeitungen von den merkwürdigsten Begebenheiten des ganzen Menschenthums in abgewichenen Jahrhunderten." Auch die Kenntnis der Zeitrechnung und der Erdbeschreibung muß er sich zu eigen machen. Selbstverständlich ist für ihn die Beschäftigung mit der Theologie selbst. „Schade, daß diese unvergleichliche Wissenschaft in den Jahrhunderten der Barbarei, in den finstern Tagen der Unwissenheit in ein Gewebe der wunderlichsten, seltsamsten Distinktionen und Schulgrillen durch den unseeligen Fleiß der Scholastiker unglückseelig ist metamorphosiert worden." Von solch verderblichen Menschensatzungen muß er sich befreien. „Der wahre Theolog wird diese Dornen der Schule hinwegräumen, den alten eingewurzelten Pädantismus endlich einmal ausmerzen, die dicken Fesseln abwerfen, und Jesum den Gekreuzigten und den zur Rechten Gottes Erhöheten laut verkündigen, gemäß dem Sinne und der Theologie Pauli und der Apostel, gemäß dem Sinne derselben Männer Gottes, die im ersten goldenen Heldenalter die Abgötter gestürzt, die ganze Welt bekehret, und voll Geist und Kraft und Eifer die Lehre von der Erlösung der Sünder selbst in den Palästen der Kaiser mit Macht geprediget haben." Der Theologe soll bei dem System der Bibel bleiben und die Bibel predigen. Er soll die Dogmatik aus der Schrift lernen und daraus auch die Moraltheologie lehren. „Allein es gibt auch Kinder Belials, Lügenredner in Gleisnerei, kahle, unfruchtbare, zweimal erstorbene und ausgewurzelte Bäume, Ungeheuer in Menschengestalt, Shaftsbury, Hume, Bolingbrok, Voltaire, Rousseau, Ungläubige, die lästern, wovon sie nichts verstehen." Der Theologe wird solche sanft lehren und seinen lieben Herrn bitten, daß er sie selber lehre; er haßt den Irrtum und bedauert den Irrenden. Er überläßt ihn Gott, seinem Richter. So streiten die wahren Lehrer der Religion, und dies ist ihre Polemik. Der Theologe braucht aber auch Weltkenntnis, Beredsamkeit und Witz. Ein finsterer, trockener und unbelebter Vortrag, über dem man einschlafen möchte, etwas Pedantisches und Unleidliches im Umgange, eine finstere und saure Amtsmiene sind

die Mittel gewiß nicht, die einen Gottesgelehrten empfehlen. Man übe sich aber vor allen Dingen, selber ein gutes Gewissen zu bewahren, allenthalben vor Gott und vor den Menschen. Man folge Jesu eifrigst nach. „Wer nicht seine ganze Theologie an seiner eigenen Seele in ihrer ganzen Emphasis erfahren hat, wer nicht seine erste und vornehmste Hauptbeschäftigung diese sein lasset, sich Gott zum allervertrautesten Freunde zu machen, dessen ganze auch noch so ausgebreitete gelehrte Kenntnisse sind für ihn eine wahre Matriologie (?), ein leeres, todtes, seichtes, kraftloses, unnützes Geschwätze: der ist ein tönendes, ein wiederschallendes Erz, ein verächtlicher Miethling und kein Hirt." Ohne den Namen zu nennen, ging Müller am Schlusse seiner Abhandlung auf eine Lobrede für den wegen seiner pietistischen Ansichten damals von vielen Geistlichen angegriffenen Antistes Oschwald über, der bei dem Vortrag dieser Rede, wie Müller in einer Fußnote seines Manuskriptes selbst mitgeteilt hat, persönlich anwesend war. Endlich preist der Verfasser die Stifter der öffentlichen Unterrichtsanstalten und hofft, daß diese verbessert werden.

Wir dürfen aus dieser Rede entnehmen, daß Müller zur Zeit seines Austrittes aus dem Collegium humanitatis noch für den theologischen Beruf, für den ihn seine Eltern bestimmt hatten, begeistert war; er stellt ein Ideal des Theologen auf, dem er eifrig nachzustreben entschlossen war. Bemerkenswert sind seine scharfen Äußerungen gegen verschiedene Hauptvertreter der Aufklärung, die er später bewunderte, aber auf der anderen Seite auch gegen die scholastische Theologie und gegen den Pedantismus. Gegen den letzteren verfaßte er in demselben Jahre eine Rede: „Der Pedantismus", die aber nicht öffentlich gehalten wurde, weil einige Freunde befürchteten, daß sie bei den Schulvisitatoren ein peinliches Aufsehen hervorrufen und dem Verfasser den Vorwurf eines stolzen Witzlings, der immer das große Wort führen wolle, zuziehen würde[1]). Als Motto benutzte Müller die Verse Hallers, die er später noch öfters zitierte und die ihm offenbar ganz besonders gefielen:

> Ich will ein Menschenfeind, ein Swift, ein Hobbes werden
> Und bis ins Heiligtum, wo jene Götzen stehen,
> Die Tand und Wahn bewacht, mit kühnen Schritten gehen.

Im Pedantismus erblickt Müller eine Hauptursache, weswegen die Wissenschaften so vielfach mißachtet werden. In humorvoller

---

[1]) Das schreibt Müller selbst in einem Zettel an den Rektor der Schule. Das Manuskript der Rede Schaffh. St.-B. 18, 14. Abdruck in S. W. IV, 295—304.

und ironischer Weise stellt er nun den Begriff „Pedant" fest und gibt Beispiele aus den vier Fakultäten, um zu beweisen, wie der Pedantismus die Wissenschaften selbst lächerlich mache; er fordert seine Zuhörer auf, ihn eifrig zu bekämpfen und der Gelehrsamkeit wieder ihren alten Wert zurückzugeben. Die Schrift zeugt von großem Selbstgefühl. Müller aber ist dieser Abneigung, dieser Verachtung alles Pedantischen und Kleinlichen während seines ganzen Lebens treu geblieben.

Und noch ein anderer Zug, der seinem innersten Wesen eigentümlich war und immer und immer wieder hervortritt und sein Sinnen und Denken beherrscht, begegnet uns schon in dieser Jugendzeit: das sehnsüchtige Streben nach einem innigen, ihn ganz erfüllenden Freundschaftsbunde. Von 1768 und 1769 sind zwei Aufsätze von seiner Hand vorhanden: „Gedanken über die Freundschaft", gerichtet an seinen Freund J. C. Hurter, einen jungen Apotheker, der zunächst der Auserkorene seines Herzens war[1]. Am Neujahrstage 1769 stellten die beiden Freunde eine feierliche Urkunde aus, „Amicitiae sacrum", in der sie erklären: „Wir wollen bei dem Anfang des 1769sten Jahres einen Freundschaftsbund schließen. Freundschaftsbund, welch bedeutungsvoller Ausdruck! Freundschaft, welch prächtiges Wort und welch ein Inbegriff tausend angenehmer Dinge! Sie ist das Vorrecht edler Gemüter. Ohne freundschaftliche Liebe gleicht der lachende Frühling der angenehmsten Jugend einem verdrießlichen Alter und das Alter einem langsamen Sterben. Sie ist eine kostbare Reliquie des goldenen Zeitalters, da Liebe die herrschende Tugend, Neid, Niederträchtigkeit, Eigensinn und schwarze Bosheit unbekannte Namen waren." Und was Müller am Schlusse seiner Gedanken sagt: „Immer werde ich also Freunde lieben, mit Freunden mich vergnügen und ihnen Wohl, ja alles nur nennbare Wohl von demjenigen Gott erbitten, dessen freundschaftliches Herz selber einen heiligen Johannes zärtlichst liebte," hat er gehalten; Müller hat sich immer zu Freunden hingezogen gefühlt; einen rechten, innigen Herzensfreund zu finden, war sein beständiges Streben, das sich in geradezu überschwenglicher Weise äußerte und trotz bitterer Enttäuschung unzerstörbar in ihm blieb. Jener erste Gegenstand seiner Freundschaft, der junge Hurter, starb während des Aufenthaltes Müllers auf der Universität Göttingen am 9. Februar 1770 in Schaffhausen an der Auszehrung, von dem Freunde tief betrauert.

---

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 18, 12, teilweise gedruckt S. W. IV, 305—309.

Einige weitere Manuskripte Müllers aus dieser Zeit geben uns einen Einblick in einen Teil seiner Schularbeit, wie die „Styli quaedam exercitationes, dictatae a Deggellero 1766“; „Optices, catoptrices ac dioptrices conspectus brevis,“ nach dem Unterricht von Thomas Spleiß von Joh. Müller stud. theol. 1767; eine lateinische „Disputatio publice habenda die 31. Martii 1767 praeside Cel. Thoma Spleißio, Phil. Prof. meritissimo, opponente Joh. Rauschenbachio, respondente Joh. Müllero s. theol. studiosis, Thesis publice ventilanda haec est: Non dantur duo entia perfecte similia.“ Als Stilübungen für die Schule erscheinen wohl auch einige Gelegenheitsschriften, wie ein Gratulationsschreiben an Antistes Oschwald: „Ad antistitem gratulatio“ 1767, ein zweites „Consuli electo, proconsuli, quaestori, secretario publico“, ein drittes an den Vogtrichter v. Ziegler 1768 und ein viertes in deutscher Sprache an den neugewählten Bürgermeister, in der schwülstig überschwenglichen Weise jener Zeit[1]).

Auch in Versen hat sich der junge Müller gelegentlich versucht, aber diese poetischen Ergüsse erscheinen ebenso hölzern und holprig wie die ähnlichen Versuche, die von seinem herzlich nüchternen und prosaischen Vater erhalten geblieben sind. Auch der jüngere Bruder Johann Georg hatte keine poetische Ader, die überhaupt kein Müllersches Erbstück gewesen zu sein scheint. Die „Trauerverse über den frühzeitigen Hinschied Johann Conrad Zündels, nebst Anwünschung alles wahren Trostes dessen höchstbetrübten Eltern überreicht von seinen Mitschülern den 13. September 1766“ und der „Neujahrswunsch Johannes Müllers an Papa und Mama zum Neujahrstag 1766“, der mit den Versen schließt[2]):

Gott der Vatter euch erhalte,
Des Sohnes Güte ob euch walte,
Und auch des heil'gen Geistes Freude
In eurem Herzen stetig bleibe —

lassen es keineswegs bedauern, daß Müller das Verseschmieden für immer an den Nagel gehängt hat. „Er war wie in einem Kleide, worin er sich nicht frei bewegen konnte,“ schreibt Johann Georg über die verfehlten poetischen Versuche des Bruders. Dieser unpoetischen Anlage ist es auch zuzuschreiben, daß in dem späteren, überaus reichen Briefwechsel, den Müller geführt hat, und der Äußerungen und Urteile über die verschiedensten literarischen Er-

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 18, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10.
[2]) Manuskript im Besitz von Frau Glatt-Bäschlin, Urgroßnichte Johannes Müllers.

scheinungen der Zeit enthält, gerade die rein poetischen Schöpfungen sehr geringe Berücksichtigung gefunden haben.

So war die Zeit des Studiums am heimatlichen Collegium humanitatis zu Ende gegangen. Der junge Student hatte sie so gut ausgenutzt, daß seine Freunde erwarteten, er werde noch vor seiner Abreise zur Hochschule zum theologischen Examen zugelassen; aber dies wurde hintertrieben. Müller fühlte sich dadurch tief verletzt, und noch nach mehr als einem Jahre beklagte er sich von Göttingen aus bitter über die unverdiente Zurücksetzung und über die kleinlichen Beleidigungen, denen er in der Vaterstadt ausgesetzt gewesen sei.

Der Staat Schaffhausen verlangte von seinen Studierenden der Theologie, daß sie vor ihrer Aufnahme in den Kirchendienst wenigstens zwei Jahre auf einer auswärtigen Universität studiert haben sollten. So zog denn auch unser Student hinaus in die Fremde, die auf die fernere Gestaltung seiner Lebensverhältnisse einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hat.

II

Die Studienzeit in Göttingen

1769—1771

Am 25. August 1769 verließ der 17½jährige Jüngling das Elternhaus, um an der Universität Göttingen seinen heißen Wissensdurst stillen zu können. Wohlausgerüstet mit weisen Ratschlägen des ängstlichen Vaters und mit allem Nötigen für das Leben in der Fremde nahm er Abschied von den geliebten Eltern. Unter seinen Papieren findet sich noch ein von der Hand der zärtlichen Mutter geschriebenes Verzeichnis aller Ausrüstungsgegenstände, die ihm mitgegeben wurden, bis auf die Schuhschnallen, die silbernen „Hembderknöpfli" und das zinnerne „Ungarisch Wasser Büchsli", alles begleitet vom mütterlichen Segen.

Von der Zeit seiner Abreise an bildet nun die Korrespondenz Müllers neben seinen Schriften die vornehmlichste Quelle für seine Lebensbeschreibung, zunächst seine Briefe an die Eltern und Geschwister zu Hause, dann sein von Jahr zu Jahr sich ausdehnender Briefwechsel mit seinen Freunden und mit zahlreichen Männern der Wissenschaft und Politik, die mit ihm in Berührung gekommen sind[1]).

---

[1]) Diese Korrespondenz ist überaus reichhaltig und inhaltreich. Die Fülle von Aufschlüssen über die verschiedenartigsten Verhältnisse, von geistvollen und treffenden Bemerkungen und Äußerungen über die mächtigen geistigen und politischen Strömungen jener reichbewegten Zeit machen den Briefwechsel Müllers zu einem der bemerkenswertesten aus dem Ende des 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Briefe von und an Eltern und Geschwister sind mit anderem handschriftlichen Material aus dem Nachlasse Johann Georg Müllers an die Schaffhauser Ministerialbibliothek gekommen; die Stadtbibliothek Schaffhausen besitzt aus dem Nachlasse des einzigen Neffen Müllers viele Tausende von Briefen von Hunderten von Briefschreibern, vielfach mit Müllers Antworten im Original, im Entwurf oder in Abschrift. Anderes liegt in auswärtigen Bibliotheken, Archiven oder in Privatbesitz. Schon zu Lebzeiten Müllers ist man auf die reichen Schätze, die diese Korrespondenz enthält, aufmerksam geworden. 1802 veröffentlichte Friederike Brun geb. Münter die „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund"

Die Reise, die größtenteils im Postwagen zurückgelegt wurde, ging über Basel, Straßburg, Mainz, Frankfurt, Gießen, Marburg und Kassel nach dem Bestimmungsort. An mehreren Orten wurde ein mehrtägiger Aufenthalt gemacht, der längste in Marburg bei dem dort studierenden Schaffhauser Hurter. Von Basel (28. August), Frankfurt (1. September) und Göttingen (20. September) aus berichtete der junge Reisende, der durch seine geschichtlichen Kenntnisse überall Anknüpfungspunkte fand, über den Verlauf der Reise und die empfangenen Eindrücke an die Eltern. Prächtiges Reisewetter begünstigte ihn, und die mitgenommenen Empfehlungen an verschiedene angesehene Männer in den besuchten Städten verschafften ihm Zutritt zu den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten. Mit etwas bedrängtem Gewissen erwähnt der Sohn die Höhe der Reisekosten: „Ich werde es zuletzt wohl dennoch sagen müssen, daß die gantze Reise von Schafhausen bis Göttingen — darf ich's sagen? — ungefähr auf 60 Gulden — welch große Summe! — zu stehen gekommen. Liebenswürdigster, zärtlichster Papa und Mama! ich werde, was die Reise wider meine Schuld zu viel gekostet, theils suchen in andern Stücken, besonders am Abendessen und den Getränken, wieder zu ersparen, theils auch durch meine Universitätsarbeiten mich dahin aufs eifrigste bestreben, daß jeder gestehen müsse, meine Wechsel, die man mir übersandte, wären nur auf Wucher gelegt und mit reichem Zinse wieder zurückgekommen."

Von dieser ersten zweijährigen Abwesenheit Müllers von der Heimat sind 49 Briefe Müllers an die Eltern und Geschwister und

---

(Bonstettenbriefe), 1806 Wilhelm Körte die „Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann v. Müller". Ein Jahr nach Müllers Tod erschienen in Zürich in französischer Übersetzung die „Lettres de Jean de Muller à ses amis de Bonstetten et Gleim"; 1812 folgte Johann Heinrich Füßli in Zürich mit der Herausgabe der an ihn gerichteten Briefe: „Johann Müllers Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz"; 1810—1819 besorgte Johann Georg Müller die Ausgabe der sämtlichen Werke des Bruders mit der Veröffentlichung zahlreicher Briefe (in Bd. 4—7, 13—18 und 27); 1839—1840 kamen als wertvolle Ergänzung heraus die „Briefe an Johann v. Müller", herausgeg. durch Maurer-Constant, 1891—1892 in der trefflichen Ausgabe von Eduard Haug der Briefwechsel der Brüder Johann Georg und Johann v. Müller 1789—1809. Weitere Briefe von und an Müller sind in einer Reihe anderer Publikationen zerstreut. Ungezähltes aber ist für diese Biographie zum erstenmal benutzt worden. Bei den älteren Ausgaben der Müllerbriefe, vor allem bei derjenigen in den sämtlichen Werken, war eine genaue Vergleichung mit den Originalbriefen notwendig, weil im Drucke manche wichtige Stelle mit Rücksicht auf noch lebende Persönlichkeiten und auf die strenge Zensur jener Zeit weggelassen worden war.

44 Briefe dieser an ihn erhalten geblieben[1]). Der Vater hatte dem Sohne befohlen, in jedem Monat einen Brief nach Hause zu senden, und dieser väterlichen Weisung wurde getreulich nachgelebt; mitunter sind auch von einem Monat mehrere Schreiben vorhanden; mit drei Ausnahmen liegt auch von jedem Monat mindestens ein Brief von Schaffhausen an den Sohn und Bruder in Göttingen vor. Dagegen riet der Vater dem Sohne an, seine übrige Korrespondenz möglichst zu beschränken, da sie nur viel Zeit und unnötige Kosten beanspruche.

Müller hat an seine Eltern in der Heimat über alles, was ihn bewegte, ausführlich berichtet, über den Gang seiner Studien, seine Bekanntschaften und Freundschaften, über seine Ansichten und Zweifel, seine Hoffnungen und Befürchtungen, und hinwiederum haben ihn seine Eltern über die Vorgänge in der Vaterstadt, oft bis zum kleinsten Stadtklatsch hinunter, auf dem Laufenden gehalten. An beständigen Ermahnungen und weisen Lehren, auch in Kleinigkeiten, ließ es der besorgte Vater nicht fehlen. Es herrscht in der ganzen Korrespondenz ein herzlich familiärer Ton; der junge Müller zeigt sich darin als guten, gehorsamen und dankbaren Sohn, als zärtlich liebenden Bruder. Mit köstlichem Humor läßt er den Streit zwischen seiner jungen Schwester, seinem „Chindli", und dem „hochgeöhrtesten Herrn Bruder" um den Ehrenplatz an der Seite der Mutter durch einen fingierten lateinischen Urteilspruch der Göttinger juristischen Fakultät entscheiden mit der Ermahnung: „Ihr mühnd gut mit enander sy;" er trägt der Schwester auf, ihm für seinen Freund Jacobi, dessen Bekanntschaft er bei einem Besuche des letzteren in Göttingen gemacht hatte, Kinder- und Gassenliedchen, wie sie im Volke gesungen werden, wenn sie auch noch so einfältig seien, ferner Lieder der Landleute, die bei der Weinlese oder Ernte zum Ton der Baßgeige oder gar des Dudelsacks erklingen, womöglich mit den Melodien mitzuteilen. „Für jedes Stück werde ich bey meiner Rückkehr einmal auf deinen rechten, einmal auf deinen linken Backen und einmal auf den Mund dich küssen!" Schon in diesen Briefen macht Johannes seine jüngere, damals vierzehnjährige Schwester zu seiner Vertrauten, wie sie es später geblieben ist.

So kam Müller „in das unvergleichliche Göttingen, in mein anderes Vaterland, den Ort, nach dem meine Seele verlangte".

---

[1]) Schaffh. M.-B. 151, 60—64, 65—67; ferner 3 Briefe an die Schwester im Besitze von Frau Glatt-Bäschlin in Basel (dort noch weitere 25 Briefe Müllers an Familienglieder, vor allem an die Schwester, und einige Familienbilder).

In seinem zweiten Briefe von Göttingen (11. Oktober 1769) gibt er eine begeisterte Schilderung der Stadt: „Göttingen liegt unvergleichlich; wann ich auf dem Heinberge stehe, präsentirt sich dem Auge eine unvergleichliche Ebene, wo Felder, Wiesen, Lustgärten in einer angenehmen Abwechslung liegen. Mitten innen erhebt sich die Stadt Göttingen, Deutschlands Athen, die Stadt, wo große Männer, wo Michaelis lehrt. In der That, mein allerliebster Papa und Mama! ehe soll meine Hand vergessen, meinen Nahmen zu schreiben, und mein Mund aufhören von ewigen Wahrheiten zu reden, ehe ich vergessen will, meinen auf das zärtlichste geliebten Ältern zu danken, daß Sie mich hierher geschickt, ehe ich aufhören will, dankbar zu seyn für unbegreiflich viele Gutthaten, die mich entzücken, die mir frohe Thränen des redlichen Dankes auspressen." Das Leben in Göttingen, meinte der Sohn, sei nicht zu teuer, wenn man bescheiden auftrete; mit 400 Gulden hofft er recht vortrefflich leben zu können. Die Haltung und Aufführung der Studenten sei im ganzen ruhig und lobenswert.

Müller wurde bei seiner Ankunft von einem anderen Schaffhauser Theologiestudenten, dem Sohne des Triumvir Köchlin, begrüßt, der ihm auch zu seiner Einrichtung behilflich war. Die Wohnung bezog er bei einem ehrsamen Schustermeister, namens Behm, in der Gröhnderstraße, wo ihm für eine Jahresmiete von 27 Talern zwei gute Zimmer zur Verfügung standen. Der Vater war aber mit dieser Wahl des Logis bei einem „Cordonnier" nicht recht einverstanden, „weil nicht allemahl die Schuster und die Gelehrten zusammengepaßt haben"; der Sohn möge darauf denken, sich bald etwas „honetter" zu versorgen; man müsse in seiner Wahl nicht allein auf das Geld, sondern auch auf die „Reputation" sehen. Für das Mittagessen, das sich Müller auf sein Logis bringen ließ, bezahlte er für vier Wochen einen alten Louisdor; es war so reichlich bemessen, daß es auch noch für den Abend ausreichte. Die Besorgnisse der ängstlichen Mutter, es möchte ihm die ungewohnte norddeutsche Küche nicht zusagen, zerstreute er mit der Versicherung, daß sie ihm vortrefflich bekomme.

Müller traf in Göttingen außer Köchlin, einem „sehr witzigen und feinen Kopf", den er aber in einem späteren Briefe als „einen wilden und bösen Menschen" bezeichnete, noch mehrere andere Schaffhauser Studenten: Stierlin, den Sohn des Ratsdieners Stierlin, der erstaunlich fleißig sei und sehr stark studiere, einen v. Ziegler, dem allzusehr der „Ädelmann" im Kopfe stecke, als daß ein herzliches Verhältnis mit ihm möglich sei; dies sei dagegen keines-

wegs der Fall bei dem jungen Im Thurn, dem Sohne des Hauptmanns-und Gerichtsherrn Im Thurn, Besitzer des Schlosses Girsberg. „Was ich durch mein Weggehen an Hurter verloren," schrieb Müller am 11. Oktober 1769 an den Vater, „ersetzt mir mein liebenswürdigster Herzensfreund, mein allerliebster Im Thurn. Alle Tage besuchen wir einander; wir lieben uns so warm und so vertraut und so herzlich, als Hurter und Müller sich liebten"[1]). Dem jungen reichen Im Thurn war als Hofmeister auf die Universität mitgegeben worden der Theologiekandidat J. J. Altdorfer, Sohn des Chirurgus Altdorfer in Schaffhausen, ein feingebildeter Mann, der dem jungen talentvollen Müller großes Interesse schenkte. Er wurde später Rektor des Gymnasiums zu Schaffhausen.

Außer an Im Thurn hat sich Müller an keinen seiner Landsleute enger angeschlossen; mit Köchlin, der ihn im Verdacht hatte, er sende ungünstige Berichte über seine Aufführung nach Hause, kam er wiederholt in Konflikt, und Müller hielt Köchlin für den Urheber der schlimmen Gerüchte, die über ihn selbst in Schaffhausen verbreitet wurden.

Müller hatte das Bedürfnis, sich einem oder mehreren Freunden von ganzem Herzen anzuschließen, und außer Im Thurn war es vornehmlich ein junger Frankfurter, Reimherr, den er im Hause des Professors Miller kennen gelernt hatte, mit dem er sich enge verband. Später nennt er noch als seine besonders intimen Freunde einen Seidelin von Kopenhagen oder von der Insel Fünen, Greger aus Schlesien, Seip aus Hamburg, Miller[2]) aus Ulm, einen Neffen des Professors Miller, und endlich Wattenwyl von Bern. Schon

---

[1]) Diese Freundschaft ist noch während des Göttinger Aufenthaltes sehr erkaltet. Am 14. April 1771 schrieb Müller an den Vater: „Junker Im Thurn ist, im Vertrauen, bey aller äußern Höflichkeit einer unserer stolzesten und zugleich unwissendsten Junker. Vor 2 Jahren urtheilt ich bisweilen zu rasch, allein seitdem hab' ich ein wenig in die Psychologie, in die Lehre von der Menschenkenntniß geguckt." — Tatsächlich aber hat Müller diese nützliche Kenntnis zeitlebens nie erworben.

[2]) Durch diesen Martin Miller, der später als Lyriker und als Verfasser des empfindsamen Romans „Siegwart" einen, wenn auch bescheidenen Platz auf dem deutschen Parnaß erwarb, kam Müller auch in Verbindung mit dem jungen Buchhändler Köhler in Ulm, mit dem er, ohne ihn jemals persönlich kennen zu lernen, auf brieflichem Wege eine vertraute Freundschaft schloß, die vor allem in den Jahren 1771—1774 durch einen ziemlich lebhaften Briefwechsel unterhalten wurde. Die Originalbriefe Müllers an Köhler sind von dem letzteren im September 1809 an den Buchhändler Johann Friedrich v. Cotta abgetreten worden und befinden sich noch heute im Besitze der Verlagshandlung J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

jetzt zeigt er in seinen Freundschaften eine Überschwenglichkeit des Gefühls, die heute vielen unbegreiflich erscheint, die aber aus der Sentimentalität jenes Zeitalters erklärlich ist. Mit der Bezeichnung „Freund" ging Müller übrigens sehr verschwenderisch um; wer ihm freundlich und liebenswürdig begegnete, den machte er sofort zu seinem lieben Freunde; auch verschiedene seiner Professoren, vor allen Miller und Walch, sind bald seine „liebsten Herzensfreunde" geworden. Solche Freundschaften haben oft keine lange Dauer gehabt. Es zeigt sich hierin ein hauptsächlicher Charakterzug Müllers, mit dem man während seines ganzen Lebens rechnen muß: die Lebhaftigkeit der Empfindung und des Gefühls, die Beweglichkeit und Reizbarkeit seines Wesens, die ihn dem ersten Eindruck auslieferte. Es hat ihm dies oft bittere Enttäuschungen gebracht und den Vorwurf zugezogen, daß er sich zu rückhaltlos und zu unbesonnen wegwerfe. Die Empfindsamkeit und der Enthusiasmus in der Freundschaft, ein allgemein hervortretender Zug seiner Zeit, ist bei Müller auf das höchste, fast bis zur Karikatur gesteigert. Dazu kommt die unbeschränkte Bewunderung, die er vor allem seinen Lehrern entgegenbrachte. Das Prädikat „groß" verwendet er in wahrhaft verschwenderischer Weise. Der einsichtsvolle Vater warnte ihn denn auch davor, sich allen anzuvertrauen; er solle in der vertraulichen Freundschaft sparsamer sein, da sein gutes Herz leicht einmal zu seinem größten Schaden könnte mißbraucht werden.

Die Universität Göttingen, die in den Jahren 1734—1737 ins Leben getreten war, hatte sich rasch zu einer der ersten Vorburgen der deutschen Wissenschaft emporgeschwungen. Sie verdankte dies vornehmlich ihrem eigentlichen Schöpfer, dem hannoverschen Minister Freiherrn Gerlach Adolf v. Münchhausen (1688—1770), der bis zu seinem Tode ihr hochherziger Gönner blieb und es vor allem verstand, eine große Zahl der hervorragendsten Gelehrten an die Georgia-Augusta zu ziehen und dort zu fesseln[1]). Pütter, der Geschichtschreiber der Universität Göttingen, sagt über seine Tätigkeit: „Ihm hat sie ihr Dasein und auf die ersten 36 Jahre ihre ganze Einrichtung und mehr als väterliche Fürsorge zu danken." Er suchte vor allem Männer nicht bloß von hoher Gelehrsamkeit, sondern von freier Geistesrichtung und origineller Eigenart zu ge-

[1]) Frensdorff in der Allgem. Deutschen Biographie (A. D. B.) XXII, 729—745. Über die Geistesarbeit der Göttinger Gelehrten, vor allem auf dem Gebiete der Geschichte, handelt das vortreffliche Werk von Schaumkell, Geschichte der deutschen Kulturgeschichtschreibung (Leipzig 1905).



winnen; kaum einer der berühmten Göttinger Gelehrten jener Zeit ist ohne sein Zutun nach Göttingen gekommen. Gründliche deutsche Gelehrsamkeit verband sich hier mit dem freien Geiste des 18. Jahrhunderts in schönster Weise, und die direkte politische Verbindung Hannovers mit dem aufgeklärten England unter der Dynastie des Hauses Hannover ist auch nicht ohne bedeutsamen Einfluß auf die deutsche Universität geblieben. In der theologischen Fakultät, der Müller durch sein Studium angehörte, wurde zwar die Richtung der lutherisch-evangelischen Kirche festgehalten, aber auch Zwingli und Calvin als Begründer der reformierten Kirche anerkannt. Dem Geist der wissenschaftlichen Kritik in der Bibelforschung und -auslegung waren die Tore weit geöffnet, während die pietistische Richtung keinen Boden fand. Für die Berufung der Professoren an die theologische Fakultät hatte Münchhausen die Weisung gegeben: „Es sollen keine Männer berufen werden, deren Lehre zum Atheismo und Naturalismo leiten, oder auch die Articulos fundamentales religionis evangelicae anfechten und den Enthusiasmus einführen, aber eben so wenig solche, die ein evangelisches Pabstum behaupten, ihr ganzes Systema andern aufdringen, diejenigen, so in gewissen das fundamentum fidei nicht concernirenden questionibus mit ihnen kein gleiches Sentiment führen, verketzern und die libertatem conscientiae sammt der Toleranz als unleidentlich ansehen."

Der glänzende Ruf, den sich Göttingen unter den deutschen Universitäten erworben hatte, und wohl auch die Tradition Albrecht v. Hallers, der von 1736 bis 1753 eine Hauptzierde der Georgia-Augusta gewesen war, machte sie zu einem besonderen Anziehungspunkte für Schweizer Studenten. Für den jungen Müller wurde es nun aber von großer Bedeutung, daß gerade in dieser Zeit die Göttinger Schule die Führung in der deutschen Geschichtschreibung übernommen hatte. Im Vordergrund der Geistesarbeit dieser Hochschule standen nicht die Theologie, die Philosophie und die eigentliche Rechtswissenschaft, sondern die modernen Wissenschaften der Mathematik und Naturkunde, besonders aber die staatswirtschaftlichen, politischen und historischen Studien. Von Göttingen aus belebte seit 1763 Christian Gottlob Heyne die Philologie aufs neue; dort hatte Johann Lorenz Mosheim (1694—1755) die letzten acht Jahre seines Lebens zugebracht, einer der gelehrtesten und liebenswürdigsten Theologen des 18. Jahrhunderts, dessen bedeutende Verdienste auf dem Gebiete der historischen Theologie ihm den Ehrennamen des „Vaters der neueren Kirchengeschicht-

schreibung" eingetragen haben[1]). Schon in Schaffhausen hatte Müller einige Schriften Mosheims kennen gelernt, und diesen berühmten Gelehrten nahm er sich nun zum glänzenden Vorbild. Einen trefflichen Leiter hierfür fand er in dem milden und edlen Göttinger Theologen Johann Peter Miller (1725—1789), einem der vorzüglichsten Schüler Mosheims, der in dessen Haus längere Zeit als Hauslehrer gelebt hatte und seit 1766 als ordentlicher Professor der Theologie zu Göttingen mit großem Erfolge wirkte, wie sein großer Lehrer ein Vertreter der gemäßigten, toleranten Orthodoxie, ein wahrer Menschen- und Kinderfreund, ein echter Studentenvater und „Studentenmackler", wie man ihn nannte[2]). Zu dem jungen Schweizer Studenten trat Miller bald in ein Verhältnis fast väterlicher Liebe; schon in den ersten Briefen nennt ihn Müller seinen „liebenswürdigen Freund", und Miller hat auf den warmherzigen, allen auf ihn einwirkenden Einflüssen fast widerstandslos ausgesetzten Jüngling eine mächtige Anregung ausgeübt. Auch die duldsame, der reformierten Auffassung gerecht werdende theologische Richtung mußte ihn anziehen: „Man ist den Reformirten hier ungemein günstig. D. Miller sagt: Ein Student soll eher vergessen, zu Mittage zu speisen, als unterlassen, Calvini Institutiones zu lesen." Ebenfalls in das Verhältnis einer herzlichen Zuneigung trat Müller zu dem Professor der Kirchengeschichte Christian Franz Walch[3]) (1726—1784), der einer berühmten Gelehrtenfamilie in Jena entstammte und von 1753 bis zu seinem Tode an der Göttinger Universität wirkte. Er glänzt in der Gelehrtengeschichte derselben vornehmlich als Vertreter der kirchlichen Literaturgeschichte; auch er war wie Mosheim und Miller ein Gegner der starren Rechtgläubigkeit, von friedfertiger, toleranter Gesinnung, für ein warmes Herzenschristentum eintretend, hervorragend durch Charakterfestigkeit und Herzensgüte. Er vor allen hat den jungen Müller zu kirchengeschichtlichen Arbeiten angeregt, und dieser war auch anfangs entschlossen, dieser Tätigkeit in erster Linie sich zuzuwenden.

Aber auch die Profangeschichte hatte in Göttingen wohlverdiente Vertreter und übte auf Müller schon im ersten Semester seiner akademischen Studien die alte Anziehungskraft aus. Johann Christoph Gatterer (1727—1799[4]) hatte seit 1759 an der Hochschule

---

[1]) Wagenmann in A. D. B. XXII, 395—399.
[2]) A. D. B. XXI, 749 ff.
[3]) Tschackert in A. D. B. XL, 646—650.
[4]) Wegele in A. D. B. VIII, 410—413.

einen großen Wirkungskreis erlangt und mit bedeutendem Erfolge gelehrt, indem er seine hervorragende Arbeitskraft und seine vielseitigen Kenntnisse dem ganzen Gebiete der Geschichte widmete, bis er, durch seine jüngeren Kollegen Schlözer und Spittler überholt, später vornehmlich das Feld der historischen Hilfswissenschaften bearbeitete. Im Jahre 1766 hatte er das Königliche Historische Institut zu Göttingen begründet, eine geschichtsforschende Gesellschaft, die von 1767 bis 1771 in sechzehn Bänden die „Allgemeine historische Bibliothek" und von 1771 bis 1782 in ebensoviel Bänden das „Historische Journal" herausgab, historische Zeitschriften, die auch jetzt ihren Wert noch nicht ganz verloren haben. Das Ziel der Gesellschaft war sehr hoch gesteckt: neben dem weiten Gebiet der weltlichen und heiligen, der Literatur-, Kunst- und Naturgeschichte sollten vornehmlich, der Richtung Gatterers entsprechend, die historischen Hilfswissenschaften: Chronologie, Diplomatik, Genealogie, Heraldik, Numismatik und Geographie gefördert und ein Museum verschiedenartigster Altertümer angelegt werden.

Johannes Müller trat dieser wissenschaftlichen Gesellschaft auf den Rat Millers schon in seinem ersten akademischen Semester, im Dezember 1769, als Assessor oder Adjunctus bei[1]).

Mehr aber als durch Gatterer und seine Gesellschaft, über die Müller schon nach zwei Jahren sehr abfällig urteilte[2]), ist er durch einen anderen Mann beeinflußt worden, der geradezu bestimmend auf seine Entwicklung, auf die Wahl seines Lebensberufes eingewirkt hat. August Ludwig Schlözer (1735—1809[3]) war im Jahre 1769, in demselben Jahre, in welchem Müller sein Universitätstudium begann, auf seiner zweiten Urlaubsreise von Petersburg, wo er als Mitglied der Akademie und Professor der russischen Geschichte in hohem Ansehen stand, nach Deutschland gekommen und von dem Minister v. Münchhausen für die Universität Göttingen gewonnen worden, von der er schon als Student im Jahre 1754 mit Rücksicht auf das gelehrte Leben das berühmt gewordene Wort ausgesprochen hatte: „Extra Gottingam vivere non est vivere", und der er nun vierzig Jahre lang bis zu seinem Tode

---

[1]) Das lateinische Aufnahmediplom, gedruckt und handschriftlich ausgefüllt, ist datiert vom 23. Dezember 1769, unterschrieben von Gatterer als Direktor und von Jeremias Nikolaus Eyring, Dr. phil., als secretarius perpetuus des Instituts. Schaffh. St.-B. Müll. 56, 4.

[2]) Müller an Füßli 1772, Febr. 12: „Ohne das ist das Göttingische Institut ein elend jämmerliches Ding."

[3]) Frensdorff in A. D. B. XXXI, 567—600.

seine mächtige Geisteskraft widmete. Auch er war vom Studium der Theologie ausgegangen, hatte sich dann aber, durch Neigung und Begabung getrieben, der Geschichte zugewendet. Seine Lebenswege hatten ihn in fremde Länder, nach Schweden und Rußland, und in verschiedenartige, sogar kaufmännische Tätigkeit, als deutscher Korrespondent einer schwedischen Großfirma, geführt, und dadurch hatte er nicht bloß die Kenntnis zahlreicher fremden Sprachen und Länder, sondern auch eine weltmännische Weite des Blicks, eine über das Gebiet der strengen Wissenschaft weit hinausgehende, vornehmlich auf das Praktische gerichtete Lebens- und Geschichtsauffassung gewonnen, die ihn von den zeitgenössischen Historikern unterscheidet und ihm eine bemerkenswerte Originalität verleiht. Den feinen Geist der Engländer verband er mit dem sprühenden Witze der Franzosen, eindringenden Scharfsinn mit natürlichem Freimut und Rechtsgefühl; die Lebhaftigkeit und Frische seines Geistes sicherten ihm als akademischem Lehrer einen glänzenden Erfolg, so daß sein Auditorium bald nach Hunderten von Studierenden zählte und den Neid seiner älteren Kollegen erweckte. Im September 1772 schrieb er an Johannes Müller[1]), daß seine Vorlesung über die Geschichte der Erfindungen (Origines inventorum) von über dreihundert Zuhörern besucht werde, was bei einer Gesamtzahl von acht- bis neunhundert Göttinger Studierenden das beste Zeugnis für die anziehende Lehrgabe Schlözers ablegt. Durch sein Kolleg über „allgemeine Weltgeschichte", das er bis 1782 jedes Semester las, verdrängte er Gatterer bald so gründlich, daß sich dieser in einer gedruckten Schrift darüber beschwerte. Bemerkenswert ist es, daß Schlözer auch über die Geschichte der Schweiz las; daneben umfaßten seine Vorlesungen nach und nach mecklenburgische, hamburgische, göttingische, italienische Geschichte, die Geschichte der nordeuropäischen Völker, dann Asiens, Arabiens, der wichtigsten Erfindungen, endlich Statistik, Politik, neuere Staatengeschichte, allgemeines Staatsrecht, Verfassungs- und Verwaltungslehre, politische Enzyklopädie, Kolonialwesen, Pädagogik. Zur Zeit seiner Berufung nach Göttingen war er auch bereits als vielseitiger und scharfsinniger Schriftsteller bekannt; bemerkenswert waren damals vornehmlich seine Arbeiten über schwedische und russische Verhältnisse, die er noch in Göttingen fleißig fortsetzte. Als Ziel der Geschichtschreibung erschien ihm der Nachweis des

---

[1]) Maurer-Constant, Briefe an Johann v. Müller (in der Folge zitiert: Maurer-Const.) III, 37.

Zusammenhanges aller Völker und Zeiten, „um den heutigen Zustand aus Gründen zu erkennen". Die Kulturarbeit des Staates, die Fürsorge für die Wohlfahrt, Sicherheit und Freiheit der Bürger, für die materiellen Güter erweckte vor allem sein Interesse; der Handel, das Gewerbe, die Technik zogen ihn an, während er für die Literatur und Kunst nur ein untergeordnetes Verständnis hatte. Die weltgeschichtliche Bedeutung des griechischen Volkes schätzte er gering ein; die griechische Geschichte fand er geradezu erbärmlich. Diese von der Vergötterung der Hellenen und ihrer Kultur so scharf abweichende Auffassung tritt uns schon entgegen in einem ziemlich sorgfältig geführten Kollegienheft Müllers nach einer Vorlesung Schlözers[1]). Großes Gewicht legte Schlözer auch auf die Berücksichtigung der geographischen Verhältnisse. Aber er begnügte sich nicht damit, die studierende Jugend an sich zu ziehen; er wollte in die weitesten Kreise hinaus wirken; er wollte mithelfen, die von ihm erkannten Schäden in Staat und Gesellschaft zu bekämpfen und zu beseitigen; er wollte die öffentliche Meinung beeinflussen, aufgeklärte und patriotische Gesinnungen erwecken; das Mittel dazu war die Publizistik. Er ist der erste der deutschen Historiker und Staatsrechtslehrer, welche diesen Weg betreten haben, der „Vater der deutschen Publizistik".

Daß ein solcher Mann auf den jungen Müller, einen seiner frühesten akademischen Schüler, einen mächtigen Einfluß ausüben mußte, ist leicht begreiflich; Müller nennt ihn bald „Schlözer den Großen" oder „Montesquieu-Schlözer". Der Schüler ist zum Lehrer in nahe persönliche Beziehungen getreten. Schlözer verheiratete sich kurz nach seiner Übersiedlung nach Göttingen mit Karoline Röderer, der Tochter seines früheren medizinischen Lehrers; in seinem Hause an der Paulinerstraße verkehrte auch der junge Schaffhauser Student, und in seinen späteren Briefen vergißt Schlözer selten, die Grüße seiner Frau und seines „Dörtgen", über deren wunderbare Begabung und Fortschritte er mit Stolz berichtet, beizufügen.

In Müllers Korrespondenz an die Eltern wird allerdings Schlözer nicht sehr häufig genannt; es scheint fast, als ob er sich scheute, seine Beziehungen zu diesem Manne, die ihn notwendigerweise vom theologischen Studium allmählich abziehen mußten, in ihrem vollen Umfange einzugestehen, weil der Herzenswunsch der Eltern dahin

---

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 15, 1. Subsidia ad historiam universalem generalia etc. 282 Seiten 8°.

ging, ihn als einen würdigen Theologen und Seelsorger von der Universität zurückkehren zu sehen. Müller selbst hat später[1]) den Einfluß Schlözers auf seine Lebensgeschicke mit den Worten bezeichnet: „Endlich brachte Schlözer ihn der Muse, die über seine Geburt gewacht und die er zuerst geliebt, für immer zurück; dadurch erstlich, daß er Länder, Völker, Sitten, welche der Jüngling nicht viel gekannt, nämlich Nord und Orient, eine unerschöpfliche Quelle, seinem Forschungsgeist öffnete; zweitens, daß er letzteren vortrefflich übte und führte, als Müller auf seinen Rat eine kritische Untersuchung des cimbrischen Krieges unternahm; endlich, daß er in traulichen Abendgesprächen durch eine große Menge Notizen und Ansichten ihn wie neu belebte.“ Aber noch nach einer anderen Seite hin hat Schlözer auf seinen jungen Freund eingewirkt; er scheint auch, wie Johann Georg Müller schreibt, „zu seiner Entfesselung vom alten Glauben“ vorzüglich mitgewirkt zu haben[2]).

Müller war als Student der Theologie, als „studiosus sacrae litteraturae“, wie er sich selbst mit Vorliebe bezeichnete, nach Göttingen gekommen, und seine erste Sorge wandte er, dem Willen der Eltern gehorchend, seiner Berufswissenschaft zu. Die größte Anziehungskraft übte zunächst Johann David Michaelis[3]) (1717 bis 1791) auf ihn aus, der seit 1745 in Göttingen wirkte als Vertreter der theologisch gemäßigten, historisch-kritischen Richtung, der Freund Hallers, Gesners und Mosheims, der Lehrer Schlözers, einer der berühmtesten Professoren der Universität, dessen Vorlesungen besonders die alt- und neutestamentliche Exegese und Kritik, hebräische Altertümer, mosaisches Recht, hebräische, arabische, chaldäische und syrische Sprache umfaßten. Er verstand es vortrefflich, seine Zuhörer durch eine fließende, hinreißende Sprache, eine außerordentliche Redegewandtheit, lebhaftes Mienen- und Gebärdespiel, eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in Wendungen und Bildern, aber auch durch allerlei Abschweifungen, Anspielungen, Witze und derbe Späße zu fesseln. Johann Georg Müller, der ein Jahrzehnt nach seinem Bruder in Göttingen studierte, bedauerte es später, daß er sich durch die „elenden Witzeleien und Possenreißereien“ dieses Professors habe abschrecken lassen, bei ihm zu hören; denn er halte ihn für den größten Mann, den Göttingen

---

[1]) Selbstbiographie S. W. IV, S. V.

[2]) S. W. IV, 89.

[3]) Wagenmann in A. D. B. XXI, 685—690.



Müllers Großvater

damals und seither hatte[1]). In seinem zweiten Briefe von Göttingen[2]) schreibt Johann Müller begeistert über seine ersten Lehrer: „Herr Hofrath Michaelis, der unvergeßliche Leß, meine theuren Freunde D. Walch und D. Miller, das sind die Zierden Teutschlands. Michaelis, ja der ist die eigentliche Quelle, aus der ein Robert, ein Rommershausen, ein Köler und so viele, nicht hunderte, sondern tausende alles, was sie wissen, schöpften. Ein seltenes Beispiel eines Gelehrten, der ein Originalgeist ist ohne ein Pädant zu seyn, und der die Fesseln der Schule abgeworfen, ohne ein superficieller Gelehrter zu werden. Mit denselben Empfindungen der Freude, die man nur an den festlichen Tagen fühlt, gehe ich in seine Vorlesungen. — — Herr Hofrath Michaelis lißt künftiges halbes Jahr über den Jesajas, privatim von zehn bis elf, von Cap. I bis XX und XL bis LXVI, wöchentlich sechsmahl, publice von zwei bis drei über Cap. XX bis XXXIX. Alles, die ganze Univèrsität, verspricht sich sehr viel von dieser Vorlesung, die ich auch anhören werde. Außerdem lißt er über die Apostelgeschichte von neun bis zehn, und über das Syrische von eins bis zwei. Nun ist's gewiß: Kein Theolog kann das Hilfsmittel der orientalischen Sprachen heutiges Tages entbehren, wenn er die Auslegungen beurtheilen will. Es sind auch noch erstaunlich viel ungebrauchte Schätze im Syrischen verborgen. Allein, da man anderseits so entsetzlich viel, und fast unglaublich viel in den übrigen Theilen der eigentlichen Theologie, der Dogmatik, Moral, Polemik, Exegetik, Kirchengeschichte u. a. zu thun hat, da ich in Schafhausen kein einziges Hilfsmittel fände, diese Sprachkenntniß weiter zu bearbeiten, da ich auch keine Gelegenheit wüßte, jemand damit zu nützen, da ich weiters eine Sache allemahl lieber entweder recht gründlich oder gar nicht lernen will, so weiß ich nicht, ob ich nicht lieber diese Sprachen solle liegen lassen. So haben es Mosheim, der unsterbliche Mosheim, und der große Ernesti, und der große Millius und so viele andere gemacht. Das ist die Sache, da ich noch unschlüssig bin. — Der liebenswürdige D. Christian Wilhelm Franz Walch lißt über den letzten Theil der Dogmatik und über die Kirchengeschichte. Ich werde diese Collegia nicht hören; überhaupt sagte mir D. Miller auch, daß ich sehr wenige Collegia hören sollte, weil ich ab der Bibliothek mehr lernen könne, als in Collegiis. Noch lißt Herr Walch über die Kirchengeschichte des 18. Jahrhun-

[1]) Johann Georg Müller, Lebensbild, dargestellt von Karl Stokar, nach der Selbstbiographie des Dargestellten S. 43.

[2]) Vom 11. Okt. 1769. S. W. IV, S. 35 f.

derts, wöchentlich zweimahl publice von drei bis vier. Weil er dies Collegium nur alle 2 oder 3 Jahre lißt, weil es aus der maßen interessant ist, und D. Walch mir sonst ungemein lieb ist, so werde ich es hören. Wenn die Casuistik wöchentlich zweimahl von drei bis vier publice von ihm gelesen wird, und ich nicht die orientalischen Sprachen lerne, so werde ich sie hören. Walch hat erstaunlichen Beifall. Bei der Kirchengeschichte hat er über 80 Zuhörer. Er lißt vortrefflich und ist ein liebenswürdiger Mann. Ich besuche ihn oft. Er wohnt in dem Hause des seel. Canzlers Mosheim. Mich dünkt, diß Haus beherberge niemand, als große Kirchengeschichtschreiber. — Paul Jakob Förtsch ist ein einfältiger Mann, in dessen Collegiis vermutlich nur zween oder drei versammlet sind. Anstatt daß man ihn Ihre Magnificenz den Herrn Prorektor betiteln sollte, nennt man ihn in ganz Göttingen den guten Paul Jakob. Er sieht wie unser Pfarrer Meyer von Neunkirch, in Leib und Geist sieht er ihm gleich. Zachariae ist gelehrt genug, aber ein abgeschmackter Prediger. Er lißt über die Dogmatik, Polemik und die zwölf kleinen Propheten, wie Förtsch über die Homiletik und den Petrus. Daß Zachariae wenig Zuhörer haben müsse, schließe ich aus dem, weil mir niemand sagen kann, wo er doch wohne. Gottfried Leß, ja das ist ein großer Mann. Man kann keine bessere Moral als bei ihm anhören. Man hört sie nicht nur, man sieht sie auch an ihm. Ihr könnet (ich versichere es) Euch den unangenehmen Vortrag Lessens nicht vorstellen. Er ist noch weit widriger, als Hr. Helfer Zieglers seiner, und die Sachen, die ihres gleichen nicht haben, stopfen das Auditorium voll Zuhörer. Seine Ungesundheiten, die nie aufhören, verursachen den schlechten Vortrag. Auf der Kanzel, wo er sich Mühe gibt, ist er ein unvergleichlicher Redner, und sein Vortrag einer allgemeinen Nachahmung würdig. — D. Joh. Peter Miller, ein würdiger Freund des großen Mosheim, ein untadelhafter, wahrhaft evangelischer Theolog, ein Menschenfreund, dem es recht leid darob ist, daß er nicht allen dienen kann. Dieser große Mann, mein allerliebster Freund, den ich oft besuche, hat freilich den Beifall bei weitem noch nicht so wie Michaelis. Wenn dieser 90—100 Zuhörer hat, so hat Miller 40 oder 50. Das kommt daher: 1. Miller, der von Schulen kömmt, hat die Gabe der Deutlichkeit in einem recht hohen Grade; die stolzen jungen Herrn meinen oft, daß der nicht viel wisse, der die Sache so deutlich macht, daß sie dächten, sie hätten auch darauf kommen können. 2. Ist ja Miller in den schönen Wissenschaften, in der Polemik, in der Moral auch größer als in der Dogmatik. — Aus dem Privatumgange

mit diesem liebenswürdigen Menschenfreunde habe ich sehr vieles Vergnügen. Gleich bei dem ersten Besuche, der sehr lange dauerte, erbot er mir ohne mein Ansuchen 1. Die Bücher, die ich ab der Bibliothek haben möchte, zu unterzeichnen. 2. mir so bald es möglich, ein Zimmer in seinem Hause zu geben, wenigstens keines zu versprechen, bis er mich davon benachrichtiget. Er und Walch halten ganz ungemein viel auf der Lehrart unseres Herrn Antistitis, dessen Testimonium mir allenthalben so viele Dienste gethan. Mein allerliebster Papa! dürfte ich euch bitten, doch niemahlen wider ihn zu seyn, und ihn zum Freund zu behalten. — Ich machte Hr. Justizrath Ayrer einen Besuch, der sich mit sehr vielen Höflichkeitsbezeugungen anfing und endigte. Pütter hat ganz erstaunlichen Beifall, aber Michaelis doch noch mehr. Holtmann und Kästner sind sehr beliebt, Kästner am meisten. Diesen Winter über wird der große Lessing sich hier aufhalten. Gatterer lißt sehr gut. — Der gelehrte und große Hamberger macht eine Figur wie ein Bauer. Jeder hat sehr viele Zuhörer."

Müller hat den Gedanken, sich eingehend mit dem Studium der orientalischen Sprachen zu beschäftigen, bald aufgegeben; sowohl Miller als der Vater rieten ihm ernstlich davon ab; der letztere betrachtete dieses Studium nur als Zeitverlust; der Sohn solle vornehmlich darauf sehen, wie er dereinst ein geschickter, angenehmer und erbaulicher Prediger werden möchte. Hocherfreut war er dagegen über die Absicht des Sohnes, in Göttingen „doch wenigstens auch sechsmal zu predigen".

Wie über seine Lehrer, so berichtete Müller auch dem Vater genau über seine Studien, speziell über die von ihm belegten Vorlesungen. In seinem ersten Semester[1]) hörte er bei Michaelis über Jesajas und über die Apostelgeschichte, bei Miller über die Moral, bei Walch über die neueste Kirchengeschichte und einige kleinere theologische Vorlesungen, wöchentlich im ganzen 22 Stunden. Der Vater war mit der Auswahl im ganzen einverstanden, fand aber, daß er fast zu viel bei Michaelis höre, der zwar ein grundgelehrter Herr sein möge; aber es dünke ihn, er habe einen Spottgeist. Neben den Vorlesungen aber gedachte Müller vor allem die reichen Schätze der Göttinger Universitätsbibliothek sich zu nutze zu machen; sie sei unvergleichlich und möge etwa 100 000 Bände betragen; sie stehe alle Tage offen und sei in zierlicher Ordnung; Miller habe ihn versichert, daß sie ihm mehr nützen werde, als sieben

[1]) Brief vom 18. Okt. 1769.

Kollegien. Den um seine Gesundheit besorgten Eltern versprach er, er werde das Studium nicht allzusehr übertreiben. „Diese Woche starb Hr. Philipp Heinrich Seyberth, beeder Rechte Dr. und außerordentlicher Lehrer im 26. Jahr seines Alters, ein Gelehrter, der sich zu Tode studierte, der allemahl bis Morgens um 2 Uhr wachte und die Füße in warmes Wasser hielt, damit er nicht einschlafe. So närrisch bin ich nicht. Hr. Hofrath Michaelis kann dergleichen Fleiß nicht leiden; stumpf, sagt er, und zum Narren kann man sich so studieren, aber nicht zum Gelehrten."

Schon am 11. Oktober 1769, noch vor Eröffnung der Vorlesungen, berichtete Müller, daß Michaelis einen hebräischen Codex der Schaffhauser Stadtbibliothek[1]) leihweise nach Göttingen zu erhalten wünsche, um ihn mit anderen Bibelhandschriften vergleichen zu können; auch er werde sich an dieser Arbeit beteiligen und auf dem Titel der Publikation solle auch sein Name stehen, zum mindesten werde Michaelis seiner Mitarbeit Erwähnung tun. Mit dem Gesuch um Überlassung dieser Handschrift wendete sich Müller gleichzeitig[2]) an den Schaffhauser Stadtschreiber J. C. Stokar; aber es bedurfte noch der Erledigung vielfacher Förmlichkeiten, bis endlich nach siebenmaliger Mahnung die bedächtigen Hüter der Schaffhauser Büchersammlung sich entschlossen, dem Gesuche zu entsprechen und die Handschrift dem „größten Kenner und Schutzgott einer gesunden Kritik" zu übersenden. An der Arbeit der Textvergleichung beteiligte sich übrigens Müller nicht. „Meine Gesichtsblödigkeit und der Rath meines lieben Herrn D. Miller verbieten mir dieses." Bestimmend für ihn war wohl, daß er schon während des ersten Semesters einen Teil der Begeisterung für Michaelis verloren hatte[3]), und daß er sich bald von den exegetisch-kritischen Studien zu den historischen Disziplinen der Theologie, vor allem zu der Kirchengeschichte wandte. Die unermüdliche Arbeitsfreudigkeit, die ihn schon im Knabenalter auszeichnete, ist dem Jüngling und Manne erhalten geblieben; sie hat auch den Göttinger Studenten im Winter schon um 6 Uhr früh zu den Studien gezogen und ihn oft bis Mitternacht festgehalten, während er im Sommer die Arbeitszeit von Morgens 4 Uhr bis Abends

[1]) Testamentum vetus hebraice, Pergamenthandschrift. Siehe Verzeichnis der Inkunabeln und Handschriften der Schaffh. St.-B., S. 74, A 30.

[2]) Brief vom 6. Okt. 1769.

[3]) Müller an Antistes Oschwald 1. Nov. 1769: „Alle bewundern ihn, sehr wenige lieben ihn. Im Anfange bewunderte und schätzte ich ihn weit höher als in der Folge der Zeit."

10 Uhr ausdehnte. Der Vater hatte nichts dagegen einzuwenden, daß er sich mit der Kirchengeschichte beschäftigte, sofern er darüber die anderen notwendigen theologischen Disziplinen nicht vernachlässige. „Du hast ja doch von Jugend an einen Hang zu der Historie gehabt, Gedächtnus hiezu von deinem gütigen Schöpfer empfangen, Fleiß angewandt, darinn dein Vergnügen gefunden, und nun steht dir außer dem allem die allerbeste Gelegenheit offen, unter dem großen Walch in dieser Haubt-Wissenschaft um so viel mehr zu profitieren. Fac tandem redeas mihi alter Moshemius ducente et docente te J. Christo."

Im zweiten und dritten Semester, die Müller mit Vorlesungen stark belastete, tritt die Vorliebe für die historische Richtung deutlich zu Tage. Im Sommersemester 1770 hörte er Pastoraltheologie und Homiletik bei Miller, Kirchengeschichte, Kirchenrecht und Bücherkenntnis der Kirchengeschichte bei Walch, Gelehrtenhistorie seit dem 15. Jahrhundert bei Hamberger, Philosophie der Alten bei Feder, ein universalhistorisches Kolleg bei Schlözer, „nicht der Sache, sondern der Methode und des Vortrags wegen", und ein naturhistorisches bei Erxleben, „um nicht gar zu grobe Schnitzer in Erklärung der physikalischen Stellen der Bibel zu machen". In diesem Semester besuchte also Müller täglich während 5 Stunden die Vorlesungen, ohne dabei die Arbeit auf der Bibliothek zu versäumen: „reliquum omne tempus bibliothecae dicavi regiae, scribendo, legendo, meditando, sacrisque."

Im Wintersemester 1770/71 besuchte er Dogmatik und Homiletik bei Miller, kirchliche Altertümer bei Walch, Schweizergeschichte und Erziehungskunst bei Schlözer, Verteidigung des Christentums gegen den Deismus bei Leß und Erklärung des 1. Buches Moses bei Michaelis. In seinem letzten Göttinger Semester, Sommer 1771, schränkte er die Vorlesungen bedeutend ein, um sich desto eifriger mit seinen Privatstudien beschäftigen zu können. Er hörte noch Dogmatik und eine psychologisch-praktische Vorlesung über die Charaktere im Alten Testament bei Miller und Polemik bei Walch. Die Absicht, auch noch Englisch bei Dieze zu hören, gab er wieder auf.

Die Verzeichnisse der von Müller gewählten Vorlesungen zeigen, wie er schon vom zweiten Semester an sich allmählich von der eigentlichen Theologie abzuwenden und seinem Lieblingsfache, der Geschichte sich zu widmen begann. Mit dieser allmählichen Abwendung von seinem Berufsstudium verband sich eine scharf hervortretende Abneigung gegen seine Vaterstadt und sein schweizerisches Vaterland, die ihn nur mit großem Widerwillen

an seine Rückkehr in die Heimat denken ließ und in ihm den Wunsch erweckte, in Deutschland eine dauernde, seinen Gaben und Hoffnungen entsprechende Wirksamkeit zu finden. Sogar in kleinen Förmlichkeiten äußert sich das Streben Müllers, sich den fremden Verhältnissen anzupassen. Er freut sich schon in einem seiner ersten Briefe an die Eltern, daß man ihm in seiner Aussprache den Schweizer nicht anmerke; später bittet er die Eltern um die Erlaubnis, sie künftig mit „Sie" statt mit „Ihr" anreden zu dürfen; das „Ihr und Euch ist etwas niedrig und wenigstens zu altfränkisch deutsch". Im kleinen wie im großen zeigt sich schon deutlich der Charakterzug Müllers, der ihm so oft zum Vorwurf gemacht worden ist: das rasch fertige Urteil, das Impulsive seines Wesens, das ihn der Einwirkung äußerer Einflüsse oft fast widerstandslos preisgab und ihn in schwierige Lagen und Widersprüche verwickelte.

Aber der junge Student stand nicht allein unter dem Einflusse seiner Göttinger Lehrer, sondern als starkes Gegengewicht wirkte auf ihn der Einfluß seiner von ihm herzlich geliebten Eltern ein, die Bitten der Mutter und die bald ernsten, bald spöttischen Mahnungen des Vaters. Diese beiden Punkte, die Entfremdung von der Theologie und von der Heimat, stehen längere Zeit im Mittelpunkte des Briefwechsels mit den Eltern. Schon gegen Ende des ersten Semesters schrieb er: „In der That, Göttingen gefällt mir alle Tage besser und mir ist für die Tage leid, die ich in künftigen Zeiten vielleicht beim Schulstaube, der mir so gar ungesund ist, werde langweilig verzehren müssen. Die Anzahl der Candidaten nihmt doch bei uns alle Monate ab, und wie geneigt mir die Obern seien, davon hab' ich in den letzten Monaten meines Aufenthalts im Vaterland sehr zweideutige Beweise gesehen." Bald nachher machte der Helmstedter Professor Häberlin, der ebenfalls von der Theologie ausgehend sich der Geschichtschreibung zugewendet hatte, bei Miller in Göttingen einen Besuch, wobei er auch den begeisterten Schaffhauser Jüngling kennen lernte, ihm mit großer Liebenswürdigkeit und Vertraulichkeit begegnete, ihn nach Helmstedt einlud und ihm bereits eine Anstellung in Deutschland in sichere Aussicht stellte. Jetzt schrieb Müller nach Hause einen Brief, der große Aufregung hervorrief[1]). „Ich hoffe nicht, daß ich in meinem 21. oder 23. Jahre noch ohne Bedienung leben werde. Es schickt sich durch die unaussprechliche, nie genug gepriesene

[1]) 1. Mai 1770.

Gnade meines allerliebsten Versöhners alles dazu an, mir mein Glück zu machen. Wäre es nicht eine Gattung Widersetzlichkeit gegen die Vorsehung, wenn ich ein Amt, das sie mir vielleicht einst auftragen will, von der Hand weisen wollte? wäre es nicht eine ganz außerordentliche Dummheit, wenn ich lieber in ein Land des alleräußersten Pädantismus, da keine Bibliotheken sind, aus denen der Geschichtforscher gemeinnützige große, verdienstmachende Kenntnisse sich sammeln könnte, da ich zehn Jahre kriechend gebieterischen stolzen Großen um eine erträgliche Pfründe schmeicheln muß, wenn ich lieber in ein solches Land wider nach zwei Jahren zurückegehen, als so 6, 8, 10 Jahre auf auswärtigen hohen Schulen mich berühmt machen und dann erst mit Lorbeern gekrönt heimkommen wollte? Noch nie ist mir die so harte unwürdige Begegnung der zwei ××× noch kurz vor meiner Abreise, noch nie ist mir der zahllose Verdruß, den ich wegen kleinen Fehlern im Äußerlichen immer auszustehen hatte, noch nie die wenige Achtung, womit man den redlichsten Bemühungen und der Gelehrsamkeit — wenn sie nicht durch Gold oder Patrone oder adeliche Familien unterstützt wird — lohnt, aus dem Sinne gekommen. Das muß ich doch wirklich im Ernste gestehen: nach Schafhausen zu rechnen, hätte ich eine solche Achtung von den göttingischen großen Männern nicht erwartet, als ich gefunden habe. Wüßtet Ihr, was ein unvergleichlicher von Ehrat[1]) mir sagte und bei seiner Abreise noch durch Gatterer zuentbieten ließ, was Häberlin mir für glänzende Hoffnungen für die Zukunft von fernem zeigte — Ihr würdet Euch gewiß nicht wundern, warum ich das Heimweh nicht bekomme, warum ich die Geschichte mit immer neuem Eifer treibe. Der große Häberlin, dessen Ältervater aus dem Thurgau war, Hofrath Häberlin, Millers naher Vetter, hatte Anfangs sich auf die Theologie gelegt. Er sahe, daß er zur Geschichte weit mehr Talente hätte, und legte sich so lange, bis er sedem fixam fortunarum bekam, zwar besonders auf die Wissenschaft, dazu ihn Genie, Lust und alles riefen, die Historie, lernte aber von der Theologie noch so viel, daß er noch einer Pfarre, wann das Erste fehlen sollte, mit Erbauung und mannigfaltigem Nutzen vorstehen könnte. Ich halte es fast auch so. Jeder treibe, wozu Natur, wozu Gott durch sein Genie und eingeflößte vorzügliche Neigung ihn rufen." Doch der Vater setzte diesen Gelüsten des Sohnes einen mächtigen Dämpfer auf. Er

---

[1]) Nassau-Dillenburgischer Regierungsrat, ordentliches Mitglied des Königl. hist. Instituts, Herausgeber des Codicis diplomatici Quedlinburgensis.

mahnt ihn[1]), zur Freude und zum Wohlgefallen seiner Eltern sich fleißig im Verfassen und Halten von Predigten zu üben, gute Muster der Kanzelberedsamkeit zu lesen und zu hören. „Folge du nur immer, und laß dich nicht verrücken von dem Ziel, oder abhalten von dem Zweck, der dir nach reifer überlegung deiner Eltern vorgesteckt ist, so soll es dir an vätterlichen Hilfsleistungen auch nicht mangeln. Ich habe mit dir eben auch bis dahin gedacht an die künftigen Tage, da ich nicht immer ausgeben, sondern auch wieder einnehmen werde. Aber was für finstere dicke Wolken diese tage über meine fröhlichen aussichten umnebelt, wie meine hoffnung sinken, und mein trost wanken will, das kann ich dir wol sagen, habe mit innigster wehmuth u. herznagendem Kummer mehr empfunden, als ich es beschreiben kann. Was sind doch das für äußerungen, die ich seit kurzem in zweyen deiner Briefe lesen muß? Wie bin ich Vatter hintergangen? Wie wollen alle meine guten Absichten zu nichts werden? Meinen Sohn schickte ich in die Frömde, um die Theologie zu studieren, und er will ein Deserteur werden, er schickt sich an, überall lieber ein Historicus zu seyn! Ich schäme mich, diß nur einer Seele zu sagen, da man sich aller Orten bis dahin viel gutes von diesem jungen Theologo versprochen. Du selbst weißest doch, was bishero von deinen Eltern an dir gethan worden, wie sie gar nichts gespart, und sich's recht sauer werden lassen, dich auf die Cantzel zu bringen, darzu du schon von dem in Gott ruhenden Großpapa um deiner schon in deiner zarten Kindheit gezeigten schönen Gaben willen, und demnach auch von uns Eltern nach wolbedachter Überlegung gewidmet worden, aber verführt von einem bekannten Jugendverderber, wie es scheint, schon hier, und bethöret von plausiblen vorstellungen zwar gelehrter Herren, denen ich nichts von ihren sonstigen Meriten will genohmen haben, aber die doch weit weniger geschickt sind, aus ermanglung der Kenntnus der Neben-Umstände, einem jungen Menschen zu rathen, als seine, Gott Lob! auch mit vernunft begabte eigene Eltern, u. du willst die Hand, die schon an den Pflug gelegt worden, wieder zurückziehen? Da sehe doch Gott vor, daß du einen so fatalen entschluß solltest fassen! Was hätten wir Eltern von aller unserer mühe, sorgfalt, kösten? Gesetzt, du würdest irgend mit deiner Historia versorgt; ich will keine Kinder für außwärtige auferziehen; diene deinen Eltern, die dir am nächsten sind, deinem Vatterland, da du gebohren bist, und auch eine reiche Erndte vor dir hast. Oder was

[1]) Brief vom 17. Mai 1770.

ist denn draußen für glänzende ehre zu erheben, was für vortrefflicher Reichthum zu erhaschen? Ich kann mich dreyer Schaffhauser erinnern, die sich draußen gesetzt, und habe nie gehört, daß sie es viel besser geschafft als im Vatterland. — Du klagst über den gräßlichen Pädantismus allhier; wir haben allerhand leute bei uns, wie anderswo, über unwürdige begegnung; es gehet einem in der welt nicht allezeit nach Wunsch, villeicht werden die, über welche du dich beschwehrest, noch deine allerbesten Freunde; über niederträchtige schmeicheley, wann man eine Pfründ haben will; schon mancher ist im Schlaf darzu gelangt. Unglückliches gedächtnis, das sich immer zu seiner eigenen mortification erinnert des zahllosen verdrusses, den man von seinen eigenen und andern leuten über allerhand tadelungen so oft einschlucken müssen! Nonne vexatio dat intellectum? Das muß ich auch zu deinem trost melden, daß es wirklich an dem ist, daß unsere hiesige Burger-Bibliothec in nahmhafte aufnahme soll gebracht und villeicht unsere geistliche darzu soll gestoßen werden, nebst Bestellung eines Bibliothecarii ex Ministerio etc. Aber dem seye, wie ihm wolle, wirstu antworten, mein genie, Geschick, Lust — ist von haubtgelehrten geprüft worden, und diese alle finden, daß ich zur Historie gebohren seye, daher ich auch diese und die darzu gehörige Wissenschaften vorzüglich treiben soll. Und wirklich sehe ich, daß du die Historie zu deinem Haubtgeschäft, die gute Theologie aber zu deinem Nebenwerk machest. Wann ich dir eine solche demarche jemahls hätte zutrauen können, gewiß du hättest Göttingen so bald nicht gesehen. Es scheint, du seyest zweifelhaft, was du künftig treiben wollest, aus deiner Eltern Haus in die Frömde gegangen; andere müßten dein Haubtmetier bestimmen; deine Eltern haben nichts mehr zu disponiren; hastu nicht selber ohne Zwang, mit vorbedacht, ganz freiwillig uns in vorigen Zeiten angelegen, dich die Theologie studieren zu lassen? Ist nicht auch dein Genie, Geschick und alles zu diesem studio erforderliche in deinem Vatterland sondirt und da zu seyn befunden worden? Nur will es jetzt an Lust fehlen. Welch ein Wankelmuth! Betrübe doch deine Eltern nicht also, bedenke die Folgen, erhole dich durch die Gnade Gottes und fange an, mit neuem eifer, Lust und muth, an dem Geschäfte zu arbeiten, darzu du von uns, hoffentlich auch nach göttlicher Leitung, nach Göttingen gesendet worden. — Des Herrn Michaelis Lectionen, in welchen er die Schrift erkläret, möchten auch nicht ohne großen Nutzen seyn; wie kommt es doch, daß du diesen Mann nicht mehr anhörest? Hingegen wozu sollen doch einem Theologen viel nützen Feders Philosophie vet. und

Hambergers Histor. Litteratur? Ein Studiosus Theologiae hat weit nöthigere und nützlichere Dinge auf seiner Academie als dieses zu thun. Die hebräische und griechische Philologie, polemic ꝛc. Indessen wirstu denken, noch nie kein so massives Schreiben von meinem Papa — Aber, mein L. Sohn, mein Herz war auch voll und der affect redete. Wann du mir nicht lieb wärest, wann mir dein eigenes wohl nicht am Herzen läge, so wäre ich wohl kaltblütiger gewesen. Ich hoffe, du werdest meiner treugemeinten vätterlichen ansinnung statt und platz geben." In einer Nachschrift bittet auch noch die Mutter, er möge „das allerschönste Studium der theologie recht gründlich Erlernen, wordurch du dem L. Gott und Heiland dienen, deinen Eltern herzliche Freude machen und dein Eigen Zeitlich und Ewiges Heil Befördern kannst."

Diese lebhaften Vorstellungen der Eltern hatten zur Folge, daß der Sohn schon am 27. Juni 1770 seine beiden „unbedachtsamen" Briefe feierlichst widerrief. Er bemühe sich eifrig um die Theologie und werde darüber ein Zeugnis von Professor Miller beibringen.

Gerade um diese Zeit wurde von versteckten Feinden der Versuch gemacht, den jungen Müller in Schaffhausen zu verdächtigen. Während zwei Monaten wurden die Briefe Müllers nach Schaffhausen und diejenigen der Eltern an ihn, die bisher durch Vermittlung eines Bekannten in Frankfurt spediert worden waren, unterschlagen, so daß Eltern und Sohn ohne jede Nachricht voneinander blieben. Dann wurde in Schaffhausen das Gerücht verbreitet, Müller sei zu den Herrnhutern übergetreten, verachte das Studium, lese nur noch aszetische Bücher, besuche aszetische Versammlungen und treibe nur liederliche Kleinigkeiten[1]). Es scheint, daß diese Verleumdungen von dem inzwischen nach Schaffhausen zurückgekehrten Kandidaten Köchlin verbreitet wurden, der sich für gewisse Bemerkungen über ihn in Müllers Briefen an den Vater rächen wollte. Einen Anhaltspunkt mochten diese Verdächtigungen finden an der Korrespondenz, die Müller von Göttingen aus mit seinem verehrten Schaffhauser Lehrer Antistes Oschwald, der sich offen zu den Herrnhutern bekannte und deswegen von seinen Amtsbrüdern heftig angegriffen wurde, führte. Oschwald selbst setzte auf den jungen Müller große Hoffnungen und mochte auch durch unvorsichtige Äußerungen dem falschen Gerüchte über den Zinzendorfianismus Müllers einige Wahrschein-

[1]) S. W. IV, 60—62.

lichkeit gegeben haben[1]). Durch einen Brief der Mutter erfuhr Müller diese Umtriebe; in großer Aufregung antwortete er am 22. Juli 1770: „Der letzte Brief meiner lieben Mutter war ein so unerwarteter Donnerschlag für mich, daß ich beinahe in Ohnmacht darüber gesunken wäre. Ohne Stock, ohne mein Zimmer zu schließen, lief ich in höchster Eilfertigkeit zu meinem lieben Herr D. Miller, dann zu meinem theuern Freunde, dem Hr. D. Walch, hierauf zu Hr. Im Thurn, dann nach der Post. Was ich da alles that? klagen, mein Schicksal bejammern." Er habe seit Empfang des letzten Briefes von den Eltern fünfmal an sie geschrieben. Es sei Verleumdung, daß er zu der „allerseltsamsten aller Sekten, der herrnhuthäischen" übergetreten sei, daß er die Wissenschaften verachte. „Mein Wandel, meine Wissenschaft, meine Predigten, die sollen diesem höllischen Lästerer den Mund stopfen. In Göttingen und weit und breit in churhannöv. Landen ist kein Herrnhuther weder zu suchen noch zu finden. Schafhausen! Schafhausen! welche böse Lügner hegest du in deinen Mauern! Daß ich bloß Kleinigkeiten treibe — diese Lästerung verräth ganz unbegreifliche Tummheit. Baumgarten, Mosheim, Walch, Leß, Miller, Calvin, Grotius, Stakhouse, Lilienthal, Jerusalem, Search ... haben diese Kleinigkeiten geschrieben? Und diese sind jetzt mein täglicher Umgang."

Um sich den Eltern gegenüber vollständig zu rechtfertigen, ließ sich Müller von den Professoren Miller, Walch und Feder Zeugnisse ausstellen, die die Grundlosigkeit jener Verleumdungen nachwiesen und in Fleiß, Begabung und Lebenswandel des Sohnes die schönsten Hoffnungen setzten. Für herrnhuterische Lehren sei überhaupt in Göttingen kein Boden vorhanden. Auch der Kandidat Altdorfer, an welchen sich der Vater schon am 22. Juni 1770 mit einer vertraulichen Anfrage über die Studien und die Lebensführung des Sohnes gewendet hatte, gab den Eltern in zwei Briefen die beruhigendsten Zusicherungen. Voll Freude schrieb darauf der Vater an den Sohn: „Tandem bona causa triumphat! Nicht einen Stein, sondern einen ganzen Berg der Sorge hat dein letzter

[1]) Die Briefe Müllers an Oschwald (Schaffh. St.-B. Müll. 61, 1) beweisen die Haltlosigkeit der Anschuldigung. Die Korrespondenz war übrigens nicht besonders lebhaft. Es sind 6 Briefe Müllers an Oschwald vorhanden. Sie enthalten Nachrichten über seine Studien und Professoren, über Vorgänge in Schaffhausen und Besprechungen über einige theologische Fragen, in denen Müller durchaus keinen pietistischen Standpunkt einnimmt, sich im Gegenteil gegen diesen Vorwurf ausdrücklich verwahrt (lateinischer Brief an Oschwald vom 23. Juli 1772).



an mich gerichteter Brief, begleitet von einer ganzen Reihe der vortrefflichsten Zeugen und Zeugnisse, von meinem bangen Herzen abgewälzt. Du hast dich überall aufs beste gegen deine Verleumder vertheidigt, mein herzlieber Sohn! ich bin beruhiget; ich bin mehr als zufrieden mit deinen bisherigen akademischen Bemühungen und weiters gemachten Anstalten."

Völlig beruhigt wurde endlich der Vater, als der Wunsch des Sohnes, im Hause des Professors Miller Aufnahme zu finden, im September 1770 in Erfüllung ging und Müller dadurch noch mehr als bisher unter den persönlichen Einfluß dieses ausgezeichneten Mannes kam. Am 12. Oktober schrieb Miller an den Vater seines Schülers einen Brief, der den Empfänger mit Stolz erfüllen durfte und der uns den Schreiber in seiner Herzensgüte offenbart: „Ew. Hochehrwürden können versichert seyn, daß ich bisher mit dem größesten Vergnügen die ausnehmenden Fähigkeiten, den unermüdlichen Fleiß, die außerordentliche Lust zu den Wissenschaften, mehr aber als dieses alles, das gute und gottesfürchtige Herz des Herrn Sohnes bemerket und also auch sehr gern demselben ein Zimmer in meinem Hause eingeräumt habe. Ich sage Ihnen nicht erst, daß ich ihn liebe, wie einen Sohn liebe. Dies hoffe ich, geäußert zu haben, und noch ferners zu beweisen. Er verdient es und macht mir es zur angenehmen Pflicht, für diesen rechtschaffenen und hoffnungsvollen Jüngling als Vater zu sorgen. Ob Ew. Hochehrw. Ihren Zweck an ihm erreichen? Wird er durch Gottes Gnade und seinen Geist geleitet, auf der angefangenen Bahn bleiben, ganz gewis; Er wird noch über das Ziel hinaus gehen und Professormäßig gelehrt werden. Doch arbeite ich nur an ihm, daß er zuvörderst ein guter und treuer Knecht der Kirche werde. Er folget auch und studiert und lißt nun ungleich ordentlicher als vorher. Überhaupt ist er völlig nach meinem Sinn und Wunsche. Beten Sie nur, glücklichster Vater, für ihn zu Gott. Wir wollen hier das Unsrige, und er das Seinige thun. Übrigens ist er in meinem Hause an den Ufern der sanften Leine, wie in einem Hafen. Verführer können ihn in unserem Schatten nicht finden und daß er sie selber suche, dafür wird ihn der Hirte Israels bewahren. Was ich ferner thun werde, ist meine Pflicht und verdient keinen Dank."

Müller selbst schrieb über sein neues Heim[1]): „Ein schönes ganz

[1]) Brief vom 12. Aug. 1770. In einem späteren Briefe vom 7. Okt. schreibt er: „Ich bin in einem Enthusiasmus von Freude, Dankbarkeit und reger Liebe über das Glück, das ich bei meinem allertheuersten Freunde, Herrn D. Miller, alle Tage genieße. Er ist mein Tarney; Euer Sohn, theuerste Eltern, ist sein Lanwill."



neu meublirtes Zimmer, an einem abgelegenen Orte, an den Ufern der Leine, der freye Gebrauch eines der allerschönsten und prächtigsten Gärten zu Göttingen, der tägliche Umgang mit einem der allergrößten, liebenswürdigsten und gottseeligsten Gelehrten, und einer so weisen als gefälligen Madame und hundert andere Bequemlichkeiten werde ich künftig das Jahr um 30 Thlr genießen. Seine Hochwürden haben sich vest entschlossen, alle die Unterstützung, alle die Gefälligkeit gegen mich zu erweisen, die sie selbst vom großen und unsterblichen Canzlar der Georgia Augusta, von Mosheim, ehemals genossen haben."

Über den Eifer, mit welchem er jetzt seine Studien betrieb, schreibt er in demselben Briefe: „Nun studiere ich tapfer darauf los. Ich gehe sehr selten zu guten Freunden. Ich habe so eine unaussprechliche Menge Geschäfte für meine ganze Lebenszeit vor mir (aber es wäre mir herzlich leid, wann ich auch nur Eines nicht hätte), daß ich wahrhaftig fast nicht mehr weiß, wo ich die Zeit hernehmen will. Doch mein Wahlspruch ist: ‚Ich muß würken, so lang es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand würken kann.‘ Wer gerne groß werden, oder recht Gutes stiften will, dem kommt es im Schlafen nicht. Mosheim schlief wechselweise eine Nacht, und die andere durchwachte er. Uns Allen gibt dereinst der Tod Jahrhunderte zur Ruhe. Wie freudig geht man nicht in die Ewigkeit, wann man von jedem Tage Rechenschaft zu geben weiß! Seneca ep. 117. Calvinus predigte alle Tage und las noch fünf Collegia."

In einem weiteren Briefe vom 1. September 1770 berichtet Müller über seine eingehenden Studien der theologischen Wissenschaften; er habe seit dem Juni kein Profangeschichtsbuch und keinen Dichter mehr zur Hand genommen; er arbeite den größten Teil des Tages und durchwache einen Teil der Nacht, um seinem Vaterlande das zu werden, was Mosheim dem protestantischen Europa war. Die Kirchenhistorie sei sein Lieblingsfach. Er lese und höre auch die besten Kanzelredner, mache Predigtdispositionen und würde auch mehr predigen, wenn es ihm nicht von allen Christenmenschen in Göttingen, Leß, Miller, Altdorfer und anderen als unnütz und vorläufig geradezu schädlich bezeichnet worden wäre. Er sei eifrig bestrebt, nicht bloß die eigentliche Theologie, sondern theologische Gelehrsamkeit zu erwerben. „Die unüberschauliche Weite des theologischen Feldes hat schon viel niederschlagendes und wegschreckendes für einen, der ein Theolog im weitläuftigen Verstande werden möchte, daß ich oft alle möglichen Ermunterungsgründe auf Gottes Erdboden zusammensuchen muß, um nicht ganz

in Kleinmuth zu versinken. — Nach einer sorgfältigen Prüfung finde ich, was ein Prediger in Schafhausen zu wissen nöthig hat, das weiß ich durch Gottes und meines allertheuersten Heilands nie genug zu rühmende Gnade schon. Examinirt werden — alle acht Tage predigen — das kann ich. So sonderlich viele wichtigere Dinge werde ich in den ersten Jahren nicht zu thun bekommen. Da ich nun den Prediger ziemlich studiert habe, so studiere ich nun auch den Theologen; was ich lerne, dient nicht mehr zur Grundlage, aber zur Verzierung und Erweiterung meiner theologischen Kenntniß. Ein nicht leicht zu erschütterndes Fundament ist gelegt; die Mauren und Wände sammt der Bedeckung des Gebäudes sind fertig. Nun sollen noch die Säulenordnungen und Bildergallerien hinzukommen, die Kabinete sollen vollständig und auffallender gemacht werden, und statt der porcellän Meublen sollen welche von parischem Marmor und indischem Golde brillieren. Soll dieser Plan ausgeführt werden, so werde ich freilich bis an das Ende des Lebens nicht gar viel müßige Tage haben. — Daß ich mit einer gewissen Bangigkeit an den Tag denke, da ich wieder nach der Schweiz kommen werde, kömmt blos daher, weil ich mir vorstelle, daß ich alsdann wieder weit gezwungener werde leben müssen, und nicht mehr so frey studieren werde. Ich liebe aber auf der Welt nichts mehr als Freyheit vor allem pädantischen Zwange."

In seiner Antwort vom 21. September 1770 warnt der Vater den Sohn vor Zersplitterung; er solle sich mit seinen bescheidenen Aussichten in die Zukunft begnügen; anderes habe er in seinem Vaterlande nicht nötig. Er soll es nicht schmähen. „Aber daß doch dein Vatterland vor allen andern Ländern aus in deinen augen so gar pädantisch ist! daß es dir in demselben so gar fatal gegangen! Das kann ich doch in aller Welt nicht begreifen. Expecta paulisper, villeicht lernest du anderwärts die Leute auch kennen. Villeicht läßt sich auch anderswo nicht immer auf Rosen gehen. Die Welt ligt allenthalben im Argen. Curieux ist's, dem verfolgten, bedrängten, verschmähten Studioso Müller fragen so viele gute Freunde, so oft sie mir oder den Meinigen nur den Kopf sehen, so fleißig nach, grüßen ihn, und wünschen ihm so viel Heyl an! Ein Zeichen, daß es zweierlei Gattung Leute geben müsse!"

Müller bedauerte in seiner Antwort vom 28. September 1770, daß der Vater nur so viel von ihm fordere, als man bisher zu Schaffhausen von einem Prediger erwartet habe. Und doch wäre es so nötig, daß sich wieder einmal einer oder ein paar Schaffhauser ex professo auf die Theologie, aber nicht ausschließlich auf die

Dogmatik, legen würden. Denn der Feinde werden alle Tage mehr. Und nun spricht er sich über das aus, was ihn in der Heimat vor allem abschreckte: „In der Welt liebe ich nichts so sehr, als Freyheit. Ist diese in einem Lande, wo jede Bagatellsache durch N.B. indispensable Gesetze bestimmt ist, wo der Zwang so hoch steigt, daß um eines kleinen Fehlers willen im eigentlichen Äußerlichen jeder lose Spötter, jeder niedrige Kärl im sammtenen Kleide und schamoritter Weste höher geachtet, hervorgezogen, zum Diktator erhoben, und der arme Rechtschaffene, weil er im Ceremoniell Fehler macht, niedergedrückt, angezischt und verläumdet wird? Herrscht Freyheit, wo junge Diener Jesu Christi und zukünftige Lehrer seiner Gemeine erst jedem stolzen Manne

Voll roter Flecken im Gesicht
Und in der Seele voller Schande

sklavisch schmeicheln, von vier und zwanzigen ja keinen vor den Kopf stoßen und Himmel und Erde bewegen müssen, damit sie einen Bissen Brodt essen? Ist's besser, unter dem Zepter eines Josephs II oder Georgs des III zu stehen, oder unter der verkappten Tyranney und Alleinherrschaft von so vielen kleinen Despötchen? So muß jeder denken, der die gerühmte Freyheit der Schweizer, dieses Schattenbild und eitle Nichts näher kennen lernt. Daß die Schweiz ein Land der Dienstbarkeit ist, daß die Grislers (!), die Landenberge wider aufgelebt sind, dieses und der Unwillen, unter dem Zwange zu leben, das ist's, was mich auf die Rückkunft nach der Schweiz so gar begierig nicht macht. Nur Eure Zärtlichkeit, liebste Ältern, die schuldige feurige Liebe, das unerlöschliche Gefühl der Dankbarkeit, der Gedanke, ‚es muß seyn, eiserne Nothwendigkeit will es so haben‘ — haben mich schon längst auf den Entschluß gebracht, Euch zu Gefallen, um Eurer Wünsche willen ins sklavische Schweizerland wieder zurückzugehen. Dürfte ich frey wählen, lieber wollte ich in Mawaralnahar, im Lande der Karakalpaken, in Monoënucgi leben, als ein Amt erschmeicheln. Wer ädel denkt, wird nie sich unter ein Joch beugen. Eines hoffe ich: ist's im Schicksalsbuche unwiderruflich bestimmt, daß man vielen gehorchen muß, so biegt doch nichts den Geist, über den der Glaube und erhabene Gesinnungen herrschen müssen, so hat man doch noch die Lektür und Privathandlungen frey, so darf man sich doch Freunde nach seinem Geschmack wählen, so darf man doch nach Belieben korrespondiren. Nicht wahr, meine allerliebsten Ältern! diese Stücke laßt Ihr mir doch frey, und sonst hat über dieselben niemand zu gebieten. Habe ich nur das, so bin ich zufrieden! Weil Ihr es

nicht anderst haben wollet, so will ich zu seiner Zeit aus Palästina nach Ägypten kommen."

Satirisch bemerkt der Vater in seiner Antwort vom 27. Oktober 1770: „Der weitläufigste articul, der in deinem Schreiben enthalten ist, ist das raisonnement über die schweizerische Freyheit und die Despötchen in unserm Schaffhausen; die müssen dir doch sehr auf den Schuh getretten haben, daß du so malcontent über selbige bist. Es ist meist Alles wahr, was du von diesen Grands d'Espagne gemeldet, aber was machen? vana est sine viribus ira. Zu deiner Beruhigung rathe ich dir auch, daß du die üble begegnung wegen refüsirtem Examen aus dem sinne schlagest; es war freilich eine große bosheit, abgunst u. s. w., indessen möchte mich nicht länger darüber quälen; es ist ja um wenige Zeit zu thun, so wird es doch fürüber gehen. Die Schmähsucht möchte dir zuletzt in anderm schaden."

Die eindringlichen Vorstellungen des Vaters brachten endlich den Sohn zu dem allerdings nur widerstrebend gefaßten Entschlusse, nach Beendigung seiner Studien wieder ins Vaterland zurückzukehren. Am 23. Dezember 1770 schrieb er an die Eltern: „Mein liebster Papa will mir Helvetien beliebt machen. Freilich soll es ein Land der Dienstbarkeit seyn, und nicht ohne greuliche Pädanterie; doch sage ich mit Gieseke:

> Empfange mich wieder, du Land! das ich so lange vermisse
> In dem geselligen friedlichen Schooß.
> Dich wünsch' ich wieder zu sehn, ob dein entblößtes Gefilde
> Gleich unterm Fuß des Winters erstarrt.
> Da soll mein Leben auch ganz so sanft und glücklich verfließen,
> Stets der Betrachtung und Freundschaft geweiht!

Auf den Ort kommt es nie an, wo man lebt. Hängt doch unsere Ruhe nicht blos am Äußerlichen; überall läßt sich vergnügt und glücklich leben. Ich werde also bei Euch, liebe Ältern, im Vaterlande (wenn nicht die Vorsehung es ausdrücklich anders haben will) ruhig, glücklich, rechtschaffen und von tugendhaften Freunden geliebt, meine Tage zubringen. — Am Ende siegt doch immer Rechtschaffenheit und gute Sache. Und hilft nur Gott, segnet nur er unsere Bemühungen, was vermögen gegen seinen Rath alle Zunftmeister, Vogtrichter, Rathsherren, beide wohlw. Kleinen und Groß. Räthe der Stadt und Landschaft Schafhausen? Müssen wir uns erst auf diese und auf erschmeichelte Gunst verlassen, o dann ist's gefehlt. Zu niedern Künsten, zu Flatterieen u. d. werd' ich mich nie erniedrigen. Lieber schwarzes Brodt gegessen, in

Wasser getaucht, als eine einzige Handlung begangen, die des Adels unseres Geistes unwürdig wäre."

Nur unter dem Zwange seiner Eltern hat Müller den Plan, sich in Deutschland eine seiner Neigung und Begabung entsprechende Stellung zu erringen, aufgegeben, und der Vater hat diesen Entschluß offenbar nach seinen eigenen Wünschen und nicht nach der Auffassung des Sohnes ausgelegt, als er am 28. Januar 1771 nach Göttingen schrieb: „Daß du dich mit Gott entschlossen, nicht gezwungen, sondern gern ins Vatterland zurückzukehren, ist mir sehr lieb aus deinem Brief zu vernehmen gewesen."

Aber nicht bloß durch diesen Entschluß, sondern durch seine erste Schrift, die er damals dem Drucke übergab, erfreute er seine Eltern herzlich. Wir besitzen aus der Zeit des Göttinger Aufenthaltes außer den Briefen eine Reihe von Handschriften Müllers, so eine Anzahl meist sorgfältig geführter Kollegienhefte[1]). Schon im ersten Semester trug sich Müller mit der Hoffnung, selbst ein Schriftsteller zu werden.

„Was den Autor betrifft," schrieb er am 17. Januar 1770, „so werde ich, ob Gott will, gewiß einer werden, aber nicht eher, als bis ich ein recht guter werden kann. Ich werde wohl eher ein Kirchengeschichtschreiber werden, als ein Kritiker; dann hiezu ist die Lust so gar groß nicht." Bald nachher erhielt er einen literarischen Auftrag. Seine beiden Oheime, Leutnant J. C. Müller und Vogtrichter J. G. Müller in Schaffhausen hatten eine ziemlich einträgliche „Bibel- und Geldlotterie" abgehalten und jedem, der an Geld leer ausgehen würde, eine mit Kupfern geschmückte Bibel zuzustellen versprochen, welcher als Anhang eine kurze Geschichte der Märtyrer auf 12 bis 15 Bogen beigegeben werden sollte. Der gelehrte Neffe in Göttingen sollte diesen Anhang

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 15 und 16: 1. Theolog. Polemik, wohl nach dem Kolleg Millers, 21 Seiten 8°; 2. Universalgeschichte, nach Schlözer, 282 Seiten 8°; 3. Puerilis institutio qualis esse debeat? Cl. Schlözer in Praelectionibus exposuit, Göttingen 1770. 20 Seiten 8°; 4. Observationum ex Historia Naturalis Satura, 8 Seiten 8°; 5. Religiosa institutio quomodi sit peragenda? 160 Seitcn 8°; 6. Von Jesu Christo, Pastoraltheologie, 69 Seiten 8°; 7. Hamberger, Historia litteraria, 344 Seiten 8°; 8. Antiquitates ecclesiasticae, ΟΠΑΝΥ, Walchius in praelectionibus publicis explicavit Göttingae 1770, 83 Seiten 8°; 9. Notizen zum Johannes Evangelium, 55 Blättchen 8°, Schaffh. M.-B. Müll. 151, 37, 38 und 46; 10. Jo. D. Michaelis, Observatt. in Jesaiam, 1769—1770; 11. Annotatt. in actus s. Apost. Lucae, 1 Heft 8°; 12. Observationes Miscellaneae, collegit J. Müller, Gött. 1770. 1 Heft 4°; 13. Notamina quaedam in libros V. et N. Testamenti, praeter illa, quae firmandae versioni suae Michaelis in biblicis attulit et in indice memorantur. 1 Mappe Fol.

gegen ein angemessenes Honorar schreiben. Wirklich begann er mit dieser Arbeit, indem er die reichen Schätze der Universitätsbibliothek durchstöberte; aber er gab den Gedanken bald wieder auf. „Ich war noch gar nicht weit, nicht über das erste Jahrhundert gekommen, als ich die ganz entsetzlichen Lügen, die man bisher als Wahrheit veste geglaubt, die unbeschreiblichen Dunkelheiten, welche bei dem unersetzlichen Mangel an Urkunden oder quellenmäßigen Geschichtschreibern sich schlechterdings nicht heben lassen, und andere dergleichen unangenehme Dinge mehr, noch lebhafter als sonst bemerkte. Ich vor mein Theil würde um alle Schätze der Welt keine Unwahrheit schreiben, oder Säze behaupten, nicht weil sie wahr sind, sondern weil sie alt sind und allgemein geglaubt werden. Kein Mensch soll je sehen, daß meine Feder auch nur Eine Unwahrheit schreibt. Das nihmt dem Schriftsteller den Credit, stärkt die Welt in lange eingewurzelten Vorurtheilen, hindert die Wahrheit, und ist am Ende unredlich und Betrug. Man lebt itzt nicht mehr zu Johann Hübners Zeit, da man Fabeln in die Historie mengen darf, darum, weil sie spaßhaft sind."

Aus den kirchengeschichtlichen Studien Müllers gingen zwei Arbeiten hervor, die beide unvollendete und unvollkommene Entwürfe geblieben sind, „noch zu unreif, um den Druck zu verdienen". Der „Abriß einer Geschichte der christlichen Kirche vom 1. bis 12. Jahrhundert"[1]) sollte nach des Verfassers Absicht „ein gemeinnütziges Werk für den großen Haufen der Christen sein, wie es schon längst gewünscht wurde," vor allem für die Jugend. Der Text, der einen flüchtigen Überblick über die Kirchengeschichte enthält, ist nur bis zum 9. Jahrhundert zusammenhängend ausgearbeitet; von da an bis zum 15. Jahrhundert liegen bloß kurze Inhaltsangaben in Schlagwörtern vor. Ebenso ist die „Geschichte der Mönchsorden" ein bloßes Fragment geblieben[2]). Es sind die schlecht geschriebenen Vorarbeiten zu einem von Müller in Aussicht genommenen Werke über diesen Gegenstand. Sorgfältiger ausgearbeitet ist nur die Einleitung zur Geschichte der Karmeliter. Müller hat sich die überflüssige Mühe gegeben, die über das Mönchswesen und vor allem über die Karmeliter in mönchischen Werken stehenden grotesken Fabeln und Legenden lächerlich zu machen. In der Vorrede beschwört er „alle Jünglinge, Frauenzimmer, Greise und Matronen, die ins Kloster zu gehen gedenken, diese

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 19, 1. 55 Seiten 4°.
[2]) Ebenda 19, 2. 79 Seiten 4°.

Sammlung der wichtigsten Nachrichten von ihrer inneren Verfassung und Selbstprüfung und Awendung zu wiederholtenmalen durchzulesen".

Für seinen Freund Reimherr schrieb Müller 1770 ein etwas schwülstiges Beileidschreiben an die Familie eines verstorbenen Göttinger Bürgers: „Gedanken bey dem Tode des Wohlseligen Hern Oberkommißarius Grätzel, an die Hinterlassenen von J. C. R., einem aufrichtigen Theilnehmer an Ihrer Betrübniß," die erste Schrift Müllers, die gedruckt worden ist[1]).

Die erste wissenschaftliche Druckschrift ist die Abhandlung: „Nihil esse rege Christo ecclesiae metuendum"[2]). Müller schrieb davon zum erstenmal am 29. Dezember 1770 an den Vater: „Laborum aliquod specimen propediem Tibi mittam"; am 21. Januar berichtete er, daß er die Arbeit absende; der Vater möge sie nicht als ein Buch, sondern als ein Denkmal seiner kindlichen Liebe betrachten und beurteilen. Über die Anregung zu dieser Schrift schrieb er selbst am 11. März 1771: „Hier haben Sie die Geschichte meiner Schriftstellerschaft. Mein Herzensfreund Herr Seip hatte vor zwei Jahren seinem Vater im 25. Jahr seines Ehestandes eine kleine Schrift von zwei Bogen zugeeignet; das brachte mich zuerst auf den Einfall, Ihnen, liebster Papa, wenn Sie z. B. in meiner Abwesenheit eine andere Ordnung bekämen, mit etwas Ähnlichem aufzuwarten. Im Oktober verlangten Sie doch eine kleine Ausarbeitung von mir. In der Welt wußt ich nirgend keinen Stoff dazu. Von ungefähr handelte der Herr Dr. Miller in der Dogmatik die Lehre vom Königreiche Jesu ab. Voll von der Würde dieser Abhandlung entschloß ich mich sogleich, sie zum Thema meiner Dissertation zu nehmen. Laß ich sie drucken, dacht ich, so kann ich's mehreren Leuten sagen, wie sehr ich meinen Papa liebe. Zween Bogen. Der Druck wird so viel nicht kosten. Aus zween Bogen wurden achte, aus einer Probe meiner Bemühungen ein halbes Buch, und das Alles in vier Tagen. Dietrich druckte es, und ohne weiter die Materie zu vertheidigen (das kostet Geld) schickte ich's Ihnen zu."

Die kleine Schrift ist dem Antistes Oschwald und dem Vater des Verfassers gewidmet. In 12 Paragraphen sucht Müller darzutun, daß das Christentum trotz aller Gefahren und Kämpfe

---

[1]) Ebenda 19, 3. 4 Seiten Fol.

[2]) Disputat Joannes Müller, instituti regii historici Gottingensis assessor. Gottingae apud Jo. Chr. Dieterich, MDCCLXX. 4°, 2 Seiten Widmung und 54 Seiten Text.

der Zeiten durch Christus siegreich behauptet worden sei und daher auch jetzt in der Zeit der philosophischen Aufklärung und des Sektenwesens keine Ursache zur Furcht habe. Fließende lateinische Ausdrucksweise, klare Übersichtlichkeit und reiche Verwertung der Kirchengeschichte sind die Hauptvorzüge dieser Abhandlung, die in gelehrten Zeitschriften, wie in den Göttinger Gelehrten Anzeigen[1]) durch Walch, rühmend erwähnt wurde. Eine hohe, zum Teil überschwenglich sich äußernde Begeisterung für die Kirche und ihren Dienst spricht aus ihr und den gleichzeitigen Briefen Müllers. Am 3. März 1771 schrieb er an den Vater: „Alle diese Vorsicht (zur Verteidigung seiner Schrift gegen allfällige Angriffe) hätt' ich nicht nöthig, wann ich mir nicht vorgesetzt hätte, der Welt oder vielmehr der Kirche Jesu Christi so ausgebreitet und reichlich, als mir nur meine Kräfte es erlauben, zu dienen und mein ganzes Leben bis auf den letzten Blutstropfen dem Gott und Mittler Jesu zu weyhen, der sein theures Blut auch für mich in's Allerheiligste des Vaters glorreich eingetragen hat." Und am 19. Mai 1771 äußerte er sich: „Ich kann es Euch unmöglich verheelen; so lang ich lebe, fühlt' ich noch nie das Göttliche, das Große, das Übermenschliche der christlichen Religion und des christlichen Gottesdienstes so lebhaft, als itzt. Glaubt es nur: ich bin außer Stande, meine gewöhnlichen Geschäfte sogleich wider vorzunemen. Ganz Enthusiasmus, ganz Begeisterung, regelloser Affekt, Dank, Liebe, Kraft des Geistes Gottes, wünsch' ich nichts mehr, als mein ganzes Leben durch unserm Gott eifrig zu dienen, die Macht des Unglaubens, die von Sicilien bis nach Kopenhagen, von England bis nach China hin ungewönlich groß und allgemein wird, zu erschüttern und zu stürzen. Ich habe meine Tage der Predigt der Heilsreligion des Gottes Messias und der Ausbreitung hoher Tugenden unter dem menschlichen Geschlechte unwiderruflich geweiht. Der Geist Gottes zeuget meinem Geist von dem Wohlgefallen des Ewigen und Majestätischen. Ich bitte, ja ich fodere mächtig kraft des Blutes ewiger Versöhnung die reichsten Segen des Himmels, die höchsten Gnaden unseres Erschaffers, Versöhners und Richters. Wie selig sind Christen! wie groß ist unser Glaube! wie unbegreiflich seine Kraft! Vergebet mir diese Ausdrückungen eines unzurückhaltbaren, hinreißenden Affektes, der mich vergessen läßt aller Dinge, die in dieser Welt sind."

[1]) 1771, 33. Stück, S. 273.

Und trotz dieser Überschwenglichkeit des religiösen Gefühls, in welche Müller durch die Beschäftigung mit seiner Schrift versetzt worden ist, erscheint sie gleichsam als ein Abschiedsgruß an die Theologie. „Gleichwie ein braver Kriegsmann," schrieb er 1806 in seiner Selbstbiographie, „der von Capitulation hört, einen derben Fluch darauf setzt, und dann unwillig vom Corps sich losreißt, fast so schrieb der Jüngling eine Dissertation: die Kirche möchte doch ja nichts fürchten; er selbst aber wollte vors erste nichts mehr mit ihren Sachen zu thun haben."

Bei den Eltern aber rief diese theologische Arbeit des Sohnes die lebhafteste Freude hervor, um so mehr, als Professor Miller dem Vater in einem lateinischen Schreiben die schmeichelhaftesten Glückwünsche zu seinem vortrefflichen Sohne, dessen Geist und Herz er gleich bewundere, zuschickte und den Wunsch aussprach, er möchte eine Zierde der Göttinger Universität werden. So schrieb der Vater am 21. Februar 1771: „Das Vergnügen, die Freude, die ich bei Ansicht dieses mir übersandten allerliebsten Geschenks in meinem Gemüth empfand, übertrifft Alles, was ich dir hievon schreiben kann. Ich gratuliere dir zu dieser ersten Probe deiner theologischen Gelehrsamkeit." Gleichzeitig überschickte er dem Sohne einen Wechsel im Betrage von 30 alten Louisdor zur Fortsetzung seiner Studien und als besondere Beilage einen kaiserlichen Dukaten, woraus er sich etwas zu gute tun möge. Die Zweifel, die ihn bisher beunruhigt hatten, waren nun gehoben. „Du bittest uns: ne delatori vel malevolo facile aures praebeamus. Mein herzlieber Johann! sey inskünftig nur ganz sicher darfür; nichts, nichts sage ich, wird vermögend seyn, dein gutes Gedächtnus bey uns auszukratzen oder unsere Liebe gegen dir zu verringern, du müßtest dann zuerst aufhören, uns zu lieben."

Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß es Müller in dieser Zeit mit seinem Entschlusse, sein Leben dem Dienste der Kirche zu weihen, ernst meinte. Aber seine religiösen Ansichten waren noch schwankend und unter dem mächtigen Einfluß der Zeitströmung dem Wechsel unterworfen. Bei aller Frömmigkeit und Religiosität, die an der theologischen Fakultät zu Göttingen waltete, verschlossen sich doch gerade die Männer, die Müller als seine Hauptführer auf dem Boden der theologischen Wissenschaft verehrte, Miller und Walch, keineswegs dem Geiste der Aufklärung; sie waren die Vertreter einer milden Toleranz gegen die verschiedenen religiösen Richtungen. Und Michaelis war einer der hervorragendsten Gelehrten auf dem Gebiete der Bibelkritik. Trotz seiner Verehrung

für seinen Schaffhauser Lehrer, den Antistes Oschwald, war Müller doch weit davon entfernt, dessen zum Pietismus sich hinneigenden Richtung sich anzuschließen, wie aus seinen Briefen an Oschwald deutlich hervorgeht[1]). Er fühlt sich zwar seinem Lehrer zu aufrichtigstem Danke verpflichtet. „Mein Dank soll der seyn, daß ich im Angesichte Ew. Hochwürden, zugleich mit Ihnen, und wie Sie, mein ganzes Leben und alle meine Kräfte dem eifrigsten, getreuesten Dienste unseres großen Gottes und Heilandes und der Ausbreitung seiner wohlthätigen Religion widme, daß ich die Hindernisse, welche im Jahrhunderte des frechsten Unglaubens und der rasendsten Spötterey wider deinen Glauben, liebster Gottversöhner! und wider Alles, was Christenthum und christliche Gottseeligkeit heißt, aufbäumen, mit unerschrockenem, muthigem Eifer zu zerstreuen trachte und das Panier des Creutzes im Lande, mo wan's unter dem Wuste düsterer, blödsinniger Menschenweisheit bis hieher verkannt hat, aufzurichten suche. Dies ist ein Amt und Evangelium, dess' ich mich nie schämen, das ich, wann es die Noth erfodert, bis auf den letzten Blutstropfen vor aller Welt vertheidigen werde. Wehe jedem, der aus andern Zwecken predigt! Trotz allen großen Köpfen und scharfsinnigen Vernunftbeweisen, wer ein besseres Evangelium lehre als die Schrift Gottes, in der dieses gegründet ist! Lieber mit der ganzen Welt gebrochen, als aus sündlicher Menschengefälligkeit die Geheimnisse des Reiches Gottes vertuscht oder nach menschlichem Eigendünkel umgemodelt! — Traurig, sehr traurig, daß die Welt so sehr verdorben ist, daß sie die für Sektirer hält, die diesem Evangelio glauben! Hat sie denn in ihrer syllogistischen Dogmatik keinen Herrn Jesum Christum? O da werden sie ihn schon noch à la Episcopius hinausdisputiren! Der Anfang ist schon gemacht. Die ganze hohe Kirche in Grosbritannien, das ewige Berlin, die Pharisäer und Schriftgelehrten M. S..r, S..g, Z...., L... und wie sie alle heißen — alle haben sich verschworen wider den Sohn. Der alte Sünder in Ferney, der Lästerer Rousseau, die machiavellischen Politiker im sklavischen Frankreich wafnen sich auf der andern Seite.“ Während Müller mit diesen Ansichten jedenfalls auf den vollen Beifall Oschwalds rechnen durfte, scheint er ihm dagegen in der Auffassung der mosaischen Gesetzgebung widersprochen zu haben, indem er erklärte, wie sein Lehrer Miller der Ansicht zu sein, daß die zehn

[1]) Im 5. Briefe an Oschwald vom 25. Nov. 1770 spricht er ausführlich über seine religiösen Ansichten, vor allem über seine Auffassung des mosaischen Gesetzes.

sinaitischen Gebote nicht Grundgesetze in der Stadt Gottes im Neuen Testament seien. Ihre Bestimmung, ihre Beweggründe und Gründe der Verbindlichkeit passen nicht mehr. Es sei darum nicht nötig, daß das Gesetz Mosis gelehrt werde, weder zum Anfang, Mittel, noch Ende der Gerechtigkeit des Menschen.

Müller war unzufrieden, daß sich Oschwald auf eine Diskussion dieser Frage mit ihm nicht einließ. „Ich sehe," schrieb er am 3. März 1771 an den Vater, „daß unser guter Herr Dekanus seine Meinung größtenteils noch immer beybehält. Vom Gesetze schreibt er mir nicht Ein Wort. Ja er gedenkt des Briefes nicht einmal, in welchem ich ihm über diese Lehre schrieb. Glaubet nicht, daß seine Freundschaft und sein Ansehen mich zu Gunsten seiner Meinung partheyisch machen werde. Ich schätze ihn hoch, weil er Verdienste um unsere Gemeinde hat. Ich mißbillige, ja ich verabscheue das unächte, niederträchtig eigennützige und gewissenlose Betragen des Mannes auf dem Kirchhof und seiner Konsorten gegen ihn. Das ist auch gar keine Sache, an der jemand, der noch Gefühl und Rechtschaffenheit hat, zweiflen kann. Aber auf der andern Seite predigt unser lieber Herr Antistes ebenso wenig die Bibel, als die Systematiker predigen. So wenig die Bibel nach mathematischer Lehrart räsonnirt, so wenig tändelt sie auch mit dem Herrn Jesu, und so wenig weißt sie auch von der Wundentheologie, von dem Lämmlein, von dem gar so großen Naturverderben u. d.g. Die Anwendung, welche er von einigen Stellen gegen die Wissenschaften und das Gesetz macht, zeigt unwidersprechlich, daß er sie nicht verstehe. Die Apostel reden von Opfer, Blut und Wunden, weil Juden und Heiden mit diesen Begriffen vertraut waren, und alle Tage geopfert wurde. Unsere Leute haben all' ihre Tage kein Opfer gesehen, und es ist daher Unklugheit von Predigern, wann die Leute, die doch unmöglich den Reland oder den großen Spencer nachlesen können, in einer ihnen unverständlichen Sprache reden. Es ist bekannt, daß Paulus nicht die Wissenschaften des 18. Säculums, sondern die rabbistischen Träume und die orientalisch-gnostische Äonenphilosophie angreift und verwirft. Ausdrücke aus der Offenbarung Johannis vom Lämmlein, von den 24 Ältesten, von den vier Thieren, möcht' ich nie gerne brauchen, einmal weil manche große Theologen noch an der Göttlichkeit dieses Buches zweifeln, und zweitens es wenigstens ganz unverständlich ist und sehr leicht zu Mißdeutungen und ich weiß nicht was für geistlosen muhamedischen Träumereyen Anlaß geben kann."

Ganz ungehalten aber wurde Müller über seinen früheren

Lehrer, als sich dieser einmal auf der Kanzel darüber beklagte, daß er von seinen Amtsbrüdern in der Bekämpfung der umgehenden Sünden und Laster nicht genügend unterstützt werde. Doch habe er die getroste Hoffnung, daß bald ein junges christliches Pfärrerlein ihm werde zu Hilfe kommen. Müller schrieb dem Vater hierüber am 14. April 1771: „Mit dem albernen Zeuge, das er von der Kanzel sagte, bin ich gar nicht zufrieden. In den ersten acht Tagen wird er gewar werden, daß er sich gleichwol ein wenig geirrt. Ich kann die Tändeleyen überhaupt gar nicht ausstehen, und wann bey meiner Rückkunft sich jemand gelüsten läßt, z. B. über meine Statur, die freylich so gar bengelhaft nicht ist, sich zu moquiren, so werd' ich dieses sogleich mit einer so spitzigen lucianischen Antwort zurückweisen, daß Monsieur sogleich sehen sollen, in diesem kleinen Kopfe steckt gleichwol etwas Mutterwitz." Noch kurz vor seiner Rückreise, am 25. August 1771, schrieb er über die Streitigkeiten unter der Schaffhauser Geistlichkeit: „Aber zur Verfeinerung des guten Geschmacks und Erhellung der Begriffe in theologischen Sachen dürften die Zänkereien unserer Pfarrer und des Antistes wenig helfen! Ich werde mich gar nicht einlassen und lieber Kriege beschreiben als führen. Ich habe mich, will ich sagen, auf die Geschichte und die schönen Wissenschaften, nicht auf die Wissenschaft der Wortstreitigkeiten gelegt. Wenn ich Ihnen, liebster Papa, meine Gedanken im Vertrauen sagen soll, so scheinen mir beide Partheyen Unrecht zu haben. Ich habe meine Meinungen für mich, um deren Willen ich mich von diesen Herren nicht gerne mag ohne Noth verketzern laßen. Ich würde es mit beiden verderben. A furore Theologorum libera nos, Domine! Ins Treffen gehe ich nicht; ich will vom Thurme herunter zusehen."

Wie unsicher die theologischen Ansichten Müllers in dieser Zeit noch waren, zeigen seine Briefe vom Sommer 1771. Am 16. Juni schrieb er an den Vater in ungeheuchelter Entrüstung: „Ich wende noch eine Viertelstunde darauf, Euch eine traurige Nachricht von einem der größten Unglücksfälle zu geben, welche die christliche Religion und Theologie seit dritthalbhundert Jahren betroffen. Die Zeit des Abfalls und der großen Verläugnung, die Stunde der Prüfung ist nahe. Semler in Halle, ein großer und unsterblicher, aber etwas sonderbarer und neuerungssüchtiger Mann, hatte vor wenigen Jahren die Meinungen der Alten von den dämonischen Leuten im N. T., die doch auf die sonnenklarsten Schriftstellen sich gründet, angegriffen und die dämonischen für kranke, fieberhafte und rasende Leute, die Erzählung der Evangelisten aber für nichts

besser, als Livius seine Wundergeschichten ausgegeben. Er hat Anhänger gefunden. Auch in der Schweiz hat z. Ex. Heß, der Verfasser der Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu, seine Parthie genomen. Andere, z. B. der Herr Dr. Ernesti, haben ihm widersprochen und besonders die Geschichte der Gadarener und ihrer Schweine vorbehalten. Nun, das ging noch allgemein. Allein vor ungefähr drei Wochen ward gedruckt Dr. J. S. Semlers Abhandlung von freier Untersuchung des Kanons. Halle 1771. 8. Hier wird angenommen, nur die Bücher der Bibel wären Gottes Wort, die zunächst auf die moralische Besserung der Menschen abzielen. Also z. B. die historischen Bücher des A. T. sind nur an wenigen Stellen göttlich und heilig. Ruth, Esther (vermuthlich auch das Buch der Könige und die Chronik, nebst Esrah und Nehemiah) sind theils bloße jüdische Romanen, theils elende Geschichtbücher, weit unter Livius und Nepos. Im N. T. ist Matthäus ungöttlich, Markus zweideutig, die Briefe Pauli sind mit Zusätzen, wie z. B. Römer 9 verdorben, Petrus und Judas sind ungewis, die Offenbarung ist ein Werk des Betrugs. Also lasse man künftig jeden selbst nach eigenem Geschmack entscheiden, was göttlich oder ungöttlich? was Gottes Wort und menschliche Zusätze sind? So spricht einer der allergelehrtesten Theologen auf einer protestantischen Universität. Herr Hofrath Michaelis in Göttingen verwirft Ruth, Esther, vieles vom Koheleth, das hohe Lied, Dan. 3, hält Jos. 7 und die Sprüche Salomonis für verstümmelt und streicht im N. T. Matth. 1 u. 2, Jud. und Apok. aus. Alles ohne hinlängliche Gründe und nach eigner Willkühr. Herr Semler setzt hinzu: Zur Rechtfertigung und Heiligung der Menschen reichen natürliche Kräfte hin; die Religion Jesu und seiner Gesandten ist unvollkommen und muß durch Vernunftschlüsse und Räsonnements ergänzt werden. Mit ihm halten es die meisten Recensenten in der Allgemeinen deutschen Bibliothek, ja fast alle große und berühmte Theologen in Deutschland, die göttingischen Walch, Miller und Leß ausgenommen. So will man uns itzt unsere Bibel rauben und der offenbarste Naturalismus soll in den protestantischen Kirchen herrschend werden. Nun kann ich Euch nicht Alles so schreiben, allein mit Überlegung und Bejammerung versichere ichs Euch, mein liebster Vater! wann Jesus Christus uns nicht mächtig aushilft, wann er sich nicht als König seiner Kirche zeigt, so fällt im 18. Säculum das ganze Ansehen der Bibel, mit ihr die Religion Jesu Christi, mit ihr die christliche Tugend unter den Menschen, und der schändlichste Arminianismus oder lieber Deismus wird überall Mode und öffentlicher

Glaube. Ich bitte Euch, liebster Vater! erzählt diese Historien unserm Herrn Dekanus. Wir wollen nicht ablassen, den Himmel mit unsern Gebeten zu stürmen, daß in dieser großen Noth der christlichen Kirche doch mächtige Errettung und göttliche Hilfe von oben herab kommen möge. Ich für mein Theil bin von der ganzen Bibel, das einzige hohe Lied und die Apokalypse alleweile noch ausgenommen, so vest überzeugt, daß sie göttlich und in Religionssachen unser einziger, sicherer Erkenntnißgrund sei, daß ich bereit bin, alle Tage, wann es not, auch mit meinem Blute zu beweisen, was es heiße, aus Überzeugung und Gefühl ein Christ und Freund des Königs Jesu Christi, der uns nicht verlassen wolle! zu sein."

Müller bekannte sich somit noch zum Standpunkte der Bibelgläubigkeit, allerdings mit einem gewissen Vorbehalt; der ängstliche Vater warnte ihn davor, seine Bedenken gegen einzelne Teile der Heiligen Schrift zu äußern: „Deine Gedanken wegen des Cantici und Apocal. hastu aber nicht nöthig, jemandem zu eröffnen; leicht könnte man dir sonst mehreres andichten und dich zu einem halben haeretico machen, wie dann ohnehin heut zu Tage die haeretificatio etwas gemeines ist. Zum wenigsten wüßte ich nicht, worzu ein solcher Zweifel nützte"[1]).

Bemerkenswert ist auch das befangene Urteil, welches Müller zu Ende des Jahres 1770 über die lyrische Poesie dieser Zeit fällte: „Papa will meine Meinung wissen von den neumodischen anakreontischen Gesängen. Sie ist diese: Seit 30 Jahren ist unter die schönen Geister Deutschlands eine Raserey gekommen, von nichts als Wein und von Liebe zu dichten. Gleims Schriften dieser Art sind bekannt genug. Auch Uz dichtete so, allein nun singt er gottheilige Gesänge. Die ersten sind ein Schandfleck seiner vortrefflichen Gedichte. Zachariä kam nie in sonderliche Betrachtung. Die Wahrheit zu sagen, ich habe von ihm nicht eine Blattseite gelesen. Der

[1]) Brief vom 11. Juli 1771. In demselben findet sich auch die durchaus berechtigte Ermahnung des Vaters, sich nicht durch alle möglichen Kleinigkeiten aus der Fassung bringen zu lassen: „Ich merke, und habe schon so oft bemerkt, daß dein Geist so leicht darnieder geschlagen wird, wenn dir kaum etwas Kleines über den weg lauft; so muß doch der Mensch nicht seyn, besonders junge, lebendige leute, Studiosi, was sollten doch die von jammer und wiederwärtigkeiten dieses lebens sagen können? Auf doch, und ermuntere dich, in der welt gehets nicht immer nach unserm sinn, alles ist der veränderung unterworfen, bald freud bald leid. — Darum schone doch deiner selbst, und laß dir den Kummer nicht sogleich über die Knie gehen, nihm eine fröliche mine an, man würde sonst meinen, wann du einst so schmächtig und trübselig in dein vatterland zurückkämest, der Bruder Claus von unterwalden wäre wieder von den Todten auferstanden."



unglückselige Rost ist zu seiner Ehre, zum Glück der Tugend auch fast vergessen. Unsern unschuldigen Hirtendichter, den liebenswürdigen Geßner, kann niemand tadeln. Ramler besingt mit Einem Munde den Gottversöhner Jesus und den schändlichen Jupiter. Klopstocks Gedichte sind groß wie sein Herz. Ewig wird man sie lesen. Withof ist so ganz unschuldig. Cramers, des großen Cramers Leyer hat kein unheiliger Scherz, kein freyer Gedanke entweihet. Da andere dem Bachus und der Venus, das heißt der Völlerey und Unzucht sangen, sang Cramer Luthern, und Gieseke der liebenswürdige die häuslichen Freuden seiner tugendhaften Gattin. Endlich kam ein junger Held aus Helvetien, der zürnte über den Mißbrauch der dichterischen Muse. Wieland, des Seniors Sohn zu Bibrach, schrieb zu Zürich vortreffliche Gedichte, Empfindungen der Christen, Hymnen, Sympathieen. Im VII, VIII u. IX Th. der mosheimischen Moral findet Ihr häufige Stellen. Allein er verließ Zürich, er kam nach Bibrach. Er hing sich, die Welt sagt, an eine Maitresse, der Richter Jesus wird einst sagen, an eine Hure. Da wurde er der Religion ungetreu. Nun mahlt er mit bewunderungswürdiger und unseliger Kunst Mignaturstücke zu Venustempeln, singt reizend, wie eine Sirene, vom Laster, lacht frech über die Moral Jesu Christi. Leichte, französisch gesinnte süße Herrchen werden verführt, aber sonst auch keine Seele. Jakobi will doch auch berühmt sein. Das artige Männchen hat sonst eben nicht so viel gelernt. Daher singt man auch von Wein und Liebe. Aber, werdet Ihr mich fragen, warum liebe ich ihn denn? Antwort: weil er auf treffliche Vorstellungen mancher vernünftigen Männer, unter andern meines lieben Freundes und Lehrers, Herr D. M., sich entschlossen hat, künftig nicht mehr so zu dichten, weil er sonst das beste Herz scheint, weil er wirklich eine moralische Abhandlung über Jak. I, 27 herausgegeben u. s. w. — Von Gedichten dieser Art urtheile ich immer wie Herr D. Miller Th. 9 S. 329: ‚Dergleichen Possen nützen mir nichts und schaden doch immer.' Daß sie so viel, wie des Kyklopen Voltaire Schriften schaden, das mag der Jud' Apella glauben. Noch nie hat die Welt, seitdem sie steht, ein Ungeheuer getragen, das dem alten Lästerer in Ferney zu vergleichen wäre. Fast ist's nicht möglich, daß ein Sterblicher es noch ärger mache"[1]).

---

[1]) Am 16. Februar 1772 schrieb er in seinem ersten Briefe an seinen jungen Freund, den Buchhändler Köhler in Ulm: „Meine Lieblingsdichter will ich Ihnen indessen sagen. Sie sind Cramer, der Barde Luthers, Klopstock der Ewige, Uz mit dem Geiste Horazens, der Philosoph der Schneeberge Haller, Denis, Gleim,

Wesentlich anders drückte sich Müller in den Briefen aus den letzten Monaten seines Göttinger Aufenthaltes aus. Es ist im Sommer 1771 eine Wandlung in seinen Ansichten erfolgt, die uns auf ähnliche Schwenkungen in seinem späteren wechselvollen Leben vorbereiten kann. Von der Stimmung des Augenblicks, vom ersten auf ihn einwirkenden Einfluß fortgerissen, hat Müller, der das Herz auf der Zunge trug, oftmals in ungestümer und unbedachter Weise Urteile gefällt, Meinungen geäußert, die eine genauere Kenntnis der Verhältnisse berichtigen mußte, und die ihn in auffallende Widersprüche verwickelten. Müller fühlt sich jetzt zu den theologischen Gelehrten der kritischen Richtung besonders hingezogen; er hofft, seine Rückreise über Halle und Leipzig machen zu können, um die persönliche Bekanntschaft Semlers, Ernestis, Nösselts und anderer großer Männer machen zu können. Und während er noch zu Ende des Jahres 1770 mit einem wahren Abscheu von dem Kyklopen Voltaire, vom alten Sünder in Ferney, vom Lästerer Rousseau spricht, bekennt er am 25. August 1771: „Die Seele des Menschen ist eine leere Tafel von Wachs, sagt Vater Aristoteles. Auf diese meine Tafel haben Schlözer, die Theologen in Berlin, Jean Jaques Rousseau, Montesquiou, Abt, Voltaire erhabene Wahrheiten geschrieben, die keine Zeit, keine Gewalt der Menschen, kein Schicksal austilgen soll. Aber Miller mußte das alte verhärtete Wachs zuerst ans Licht halten und erweichen. Sonst wäre der Griffel gebrochen." Nicht ohne Hohn antwortete der Vater darauf[1]): „Miller und Schlözer scheinen dermahlen deine ausnehmendsten Freunde zu seyn, und warum sollten die nicht aller Achtung werth seyn, die unser Herz bilden und auf die Tafel unserer Seele die erhabensten Wahrheiten eingraben. Ob es aber alle die nachfolgenden Herren, die du diesen beyfügest, die Theologen in Berlin, Rousseau, Montesquiou, Mosheim, Abbt, Voltaire u. s. in gleichem maaß verdienen, angerühmt zu werden, findet bei mir keinen Glauben, an etlichen derselben übertrifft das Schlimme, das Verführerische, so sie lehren, das Gute, so sie etwa noch haben möchten. Warum hastu diesen ehrlichen Männern nicht auch noch zugesellt den Grafen von Zinzendorf, so wären Schüeli, Nägeli und compagnie complet. Schad wäre es aber um den Mosheim z. E., wann er mit solchen

---

wann er Friedrichs Siege singt, Lavater, der Gleim der Helvetier, und einige andere, die mir izt nicht beifallen wollen. Allen diesen kann ich nur verstohlene Augenblicke weihen, und ich habe keine Hoffnung, daß es jemals anders werden dürfte."

[1]) Brief vom 5. Sept. 1771.

spazieren müßte. Weg doch mit dem Spötter Voltaire, mit dem Letzkopf Rousseau, dergleichen Leute sollte man nicht einmal in der menschlichen Societät leiden! Verbrannt sollten alle ihre Schriften werden!"

Noch von der Reise aus[1]) schrieb Müller an den Vater: „Über den Voltaire und über den Rousseau wollen wir schon einig werden. Sie sind, der e i n e Reformator der unpragmatischen Historie und des französischen Theaters, ein scharfsinniger Philosoph, dessen Verdienste um die Religion groß sind, weil er Toleranz eingeführt hat, zugleich ein niederträchtiger Spötter, der auf Kosten seines Geistes und Ruhms verdreht, verläumdet, lästert, und in den Augen der Unpartheiischen sich zu gleicher Zeit verächtlich und bewunderungswürdig macht, der andere, ein fast noch größerer Mann, weil er nicht lästert und nicht leicht verführt, über Vorurtheile sich wegsetzt, tiefe Blicke thut in den Mechanismus unseres Geistes. — Um deßwillen, nicht seiner Paradoxien wegen, ist er groß; jeder große Geist ist sonderbar. Zinzendorf ist ein Betrüger und Narre."

Müller hatte vergeblich gehofft, die freudige Anerkennung, die er bei seinem Vater durch seine erste gedruckte theologische Abhandlung gefunden hatte, werde ihm eine Verlängerung seines Aufenthaltes in dem geliebten Göttingen eintragen. Noch war ihm der Gedanke der Rückkehr in die Heimat zuwider. Aber weder seine eigenen dringenden Bitten noch die Fürsprache des Professors Miller vermochten die Eltern zu einer Änderung ihres Entschlusses zu bringen. Am 3. März 1771 schrieb Müller an die Eltern, nachdem er die Vorteile eines längeren Aufenthaltes in der Residenz der Gelehrsamkeit dargelegt hatte: „Ich weiß, meine liebsten Ältern, wie stark, wie zärtlich Ihr mich immer geliebt habt. Ich weiß, Ihr werdet mit Einsicht und wolthätigen Absichten entscheiden, ob es besser sey, zu Göttingen seine Kenntnisse mit riesenmäßigen Schritten vermehren und in der Folge der Jahre eine Zierde und Lust des Vaterlandes, ehrwürdiger Ältern und zärtlicher Freunde zu seyn, oder nun gleich nach Hause kommen, im Klettgow herumaposteln, der Gelehrsamkeit fast absterben, und halb müßig (denn das Predigen ist doch wenige Arbeit) die Zeit erwarten, wo es den Despoten des freyen Schafhausens beliebt, einem eine Pfarre anzuweisen. Wann ich auch nur eine schafhauserische Professorstelle hätte! aber so hab' ich ja gar nichts zu thun, gar nicht die geringste Reizung, dahin zu gehen. Vielleicht schreib ich Euch im folgenden Briefe

[1]) Brief vom 23. Sept. 1771.

wieder hievon: aber ich bitte Euch ... doch das bleibt immer veste, Ihr möget entscheiden, wie Ihr wollet, ich unterwerfe mich Eurem Urtheil ohne einige Widerrede."

Die Antwort des Vaters[1]) war unerbittlich. Länger als bis Michaelis dürfe er nicht draußen bleiben; die Eltern hätten noch zwei weitere Kinder zu erziehen und auszusteuern; in Marburg hätte er mit 1200 Gulden fast doppelt so lang bleiben können, als in dem teuren Göttingen. Wenn er noch ein weiteres Jahr dort bleibe, dann wolle er erst recht nicht mehr zurückkommen. Auch in Schaffhausen gebe es Bücher; seine Gelehrsamkeit werde nicht verrosten. Vom Herumaposteln im Klettgöw wolle der Vater selbst nichts wissen; der Sohn soll vielmehr seine freie Bewegung haben; vielleicht biete sich ihm auch bald eine Professorenstelle. Er solle nun, ohne viel dagegen zu philosophieren, mit der Tat beweisen, wessen er sich schon so oft gerühmt habe, seinen kindlichen, willigen und freudigen Gehorsam.

Dieser Appell an den kindlichen Gehorsam gab den Ausschlag. Am 14. April 1771 erklärte der Sohn, daß es ihn zwar eine starke Überwindung koste, daß er aber ohne ein Wort der Einwendung im Oktober wieder zurückkehren, bei den Eltern bleiben und versuchen werde, ihnen Freude zu machen, ein Trost ihres Alters zu werden, seinen Mitbürgern auf alle mögliche Weise zu dienen und dem Herrn und Mittler und den heiligen Ordnungen des majestätischen Gottes so viele verdorbene Menschenseelen als möglich zu gewinnen. Sein Wunsch, noch länger in Göttingen bleiben zu dürfen, sei der Begierde entsprungen, durch treue Verwaltung der ihm anvertrauten Talente Gott auf vielerlei und die möglichst ausgebreitete Weise zu dienen und so glücklich als möglich zu werden, seinen Mitbürgern und der Nachwelt auch durch Schriften zu nützen. Diese Aufgabe könne er, wenn er in ein geistliches Amt eintrete, nicht vollkommen lösen, aber er gedenke wenigstens in der Kirchengeschichte, vor allem in der Geschichte der christlichen Glaubenslehre vom Anfange der christlichen Offenbarung bis auf die neueste Zeit, arbeiten zu können, und er werde sich deswegen mit den bedeutendsten schweizerischen Gelehrten und den Gönnern wahrer Gelehrsamkeit in Verbindung setzen, ohne deswegen seine nächsten Pflichten zu vernachlässigen. In einer Nachschrift an die Mutter versichert er, der Brief der Eltern habe ihn zu Tränen gerührt; er erwarte, daß sie nie wieder an seinem Herzen und seiner

[1]) Brief vom 4. April 1771.

Ergebenheit und Zärtlichkeit zweifeln. Er wolle herzlich gerne alle Sonntage für den Vater die Predigt übernehmen, aber ja nicht den faulen Pfarrern im Klettgau und Hegau und wo sie allenthalben seien, in ihrer Faulheit zu Hilfe kommen.

Der Vater zeigte sich denn[1]) auch über den Entschluß des Sohnes sehr erfreut; er brauche nicht zu fürchten, daß man ihn in seinen Studien irgendwie beeinflussen werde; er selbst werde ihn in seinem Vorsatze, durch nützliche Schriften den Mitmenschen zu dienen, in jeder Weise unterstützen, „damit doch einmal ein Theil der Schande von Schaffhausen möchte abgewendet werden, daß sie keine oder gar wenige authores aufzuweisen im stande seye." Mit Predigen soll er nicht übertrieben werden, „von der Schule nichts zu sagen, davor deine Natur je und je einen gerechten abscheu gehabt; da werde ich fortfahren, als ein verurtheilter Galerien das Ruder zu führen, so lange ich athem habe; indessen diese saure und dazu noch übel belohnte arbeit allen denen misrathen, die nicht einen besondern beruf darzu bey sich inwendig fühlen, recht empfindlich fühlen". Da es nun aber vorkommen könne, daß der Sohn etwa für einen guten Freund auf dem Lande predigen müsse, so wäre es ratsam, wenn er in Göttingen noch „schulgerecht reiten" lernen würde.

Müller tröstete sich damit, daß er mit Schlözer und Miller, wie es bereits verabredet worden sei, einen regen Briefwechsel unterhalten wolle, und daß nach diesem kurzen Leben eine Zeit kommen werde, wo er mit den lieben Eltern und Geschwistern, mit Walch und Miller, mit allen wahrhaft großen Männern, Paulus, Luther, Mosheim, Klopstock, in der allervollkommensten Vertraulichkeit ewig zusammen leben werde. Der Gedanke, die lieben Eltern bald wiederzusehen, reiße ihn hin. Dem Vater wolle er nach Kräften die Beschwerlichkeiten seiner Ämter abnehmen; er solle sich aller Rechte bedienen, die ein so vortrefflicher Vater durch unzählige Wohltaten über ein dankbares Kind sich erwerben könne.

Aber noch einmal trat die Verlockung, dem Wunsche der Eltern widersprechend eine Anstellung in Deutschland zu suchen, an den jungen Müller heran, als im Juni 1771 der liebenswürdige Dichter Gleim bei einem kurzen Besuche in Göttingen mit ihm in persönliche Verbindung trat. Müller selbst berichtete über dieses erste Zusammentreffen am 30. Juni nach Hause: „Diese Woche war ich so glücklich, die zärtliche Freundschaft des berühmten Gleim zu er-

[1]) Brief vom 2. Mai 1771.

halten. Er ist ein Mann von ädlem Herzen, voll warmem Tugendgefühle, dem man einige fehlerhafte Auswüchse seiner Schreibart und Lieder vergeben muß." Von jetzt an begann der Briefwechsel Müllers mit Gleim, der allerdings erst von 1780 an lebhaft geführt wurde und der die ganze erquickende Herzensgüte des „Vaters Gleim" in hellstem Lichte zeigt[1]). Mit dem neunzehnjährigen Studenten hat der 33 Jahre ältere Dichter eine seiner zahllosen Freundschaften abgeschlossen; der schriftliche Verkehr dauerte bis in den Sommer 1802, also bis kurz vor dem Tode Gleims (gest. 18. Februar 1803). An Überschwenglichkeit der Empfindung steht der alte Gleim hinter dem empfindsamen Jüngling kaum zurück; es ist eine der vielen enthusiastischen Freundschaften im Geschmacke jener Zeit, in der mit Küssen, Umarmungen und Tränen nicht gespart wird, für welche unsere nüchternere und praktischere Zeit kaum mehr das rechte Verständnis hat. Die Freundschaft Gleims mit jungen Talenten hat übrigens der praktischen Seite nicht entbehrt, indem der freigebige Dichter immer bereit war, seinen Freunden nicht nur mit gutem Rat und Empfehlungen, sondern auch mit hochherzigen Geschenken, wie es ihm sein Wohlstand erlaubte, beizustehen. Auch Johannes Müller hat diese Güte Gleims erfahren.

Schon in seinem ersten Briefe vom 25. August 1771 nennt Müller den Halberstadter Dichter seinen edelsten und vortrefflichsten Freund und fragt ihn, womit er ihm in seinem Leben dienen könne. „Mir ist Freundschaft das Gewürz der Freuden, die einzige Medizin meines Schmerzes bey verdrießlichen Tagen. Sollte Gleim mich lieben — das würde mich beruhigen; dann: sublimi feriam sidera vertice![2]) dann dächte ich an Sie, wenn mich ein Ketzermacher schreckt, und lachte!" Aus der Antwort Gleims vom 13. September 1771 erfahren wir, daß Müller bei seiner ersten Unterredung mit Gleim die Absicht ausgesprochen hatte, vor seiner Rückkehr in die Heimat Berlin zu besuchen, nicht ohne die Absicht, sich dort

[1]) Die Briefe Gleims an Müller, 94 Nummern mit 17 Beilagen, von 1771 bis 1802. Schaffh. St.-B. Müll. 61, 5. Eine Auswahl davon samt Briefen Müllers an Gleim ist von Wilh. Körte, dem Neffen Gleims, herausgegeben worden: Briefe zwischen Gleim, Wilh. Heinse und Johann v. Müller, 2 Bände, Zürich 1806. Ein Auszug aus diesem Briefwechsel ist von Frau Steck ins Französische übersetzt und 1810 ebenfalls in Zürich herausgegeben worden: Lettres de Jean de Muller à ses amis de Bonstetten et Gleim. In den S. W. Bd. 16 und 17 sind acht Briefe Müllers an Gleim abgedruckt. Die ersten Briefe stammen von 1771 bis 1772, von 1772 bis 1780 hört die Korrespondenz ganz auf, während sie von 1780 bis 1783 am lebhaftesten geführt wurde.

[2]) Dieses Zitat aus Horaz hat Müller in dieser Zeit mit Vorliebe angewendet.



Müllers Mutter

Nach einem Tuschbild photogr. von C. Koch, Schaffhausen

unter Umständen festhalten zu lassen. „Sie mein jüngster, und schon so geliebter Freund! Sie, der in zweyen Umarmungen und in einem Briefe so viele Sympathie meinem Herzen verrieth, wollen uns verlassen, wollen in ein Land der Ketzermacherey zurücke kehren? Und warum veränderten Sie den Vorsatz, eine Reise nach Berlin vorher noch vorzunehmen, den, wenn ich nicht irre, Sie mir entdeckten? Sulzer und verschiedene Helvetier, die die unschätzbare Freyheit zu denken nach Berlin in einen monarchischen Staat verpflanzt hat, diese, wenn sie meinen Müller kennen lernten, könnten ihn nicht von sich lassen. Dann schon könnten sie es nicht, wenn sie nichts von ihm, als seinen Brief an mich gelesen hätten."

Schon drei Tage später, am 16. September, schickte Gleim einen zweiten Brief an Müller, in welchem er ihm die 60 Taler, die ihm für die Reise nach Berlin fehlten, anbot, unter der Voraussetzung, daß er sie von ihm annehmen und daß „keine lebendige Seele davon erfahren sollte". In Berlin lebe man gegenwärtig, dank der Vatersorge des „Einzigen", des von Gleim so feurig verehrten Friedrich des Großen, zuversichtlich billiger als in Schaffhausen. Er möge es wagen, aufs Geratewohl die Reise auszuführen; er würde gewiß eine Versorgung finden, oder die in Berlin und Potsdam lebenden Schweizer müßten seit einem halben Jahre sämtlich Atheisten geworden sein. „Mit allen meinen guten Wünschen begleit' ich Sie bis in Ihr Vaterland, mit noch bessern Wünschen in das meinige. Komm ich, vielleicht bald, nach Berlin, dann mach' ich meinen lieben Müller allen seinen Landesleuten bekannt; zu denselben gehört auch Herr von Catt, der Vorleser des Königs, ein sehr braver Mann, und Herr von Zollikofer, Director der neuen Ritter-Academie. Diesen, und den Herrn Sulzer, Weguelin und Merian, möchten Sie nur immer Exemplare von Ihrem Werke (bellum Cimbricum) zusenden. Wär' ich in einer andern Situation, als in welcher ich gegenwärtig mich befinde, dann bewies' ich mich viel thätiger als Ihren Freund."

Dieser Brief beweist, daß Müller noch im Sommer 1771 die Hoffnung hegte, es möchte eine Wendung der Verhältnisse eintreten, die ihm den längeren Aufenthalt in Deutschland ermöglichen würde, daß er auch jetzt noch mit innerem Widerstreben an seine Rückkehr nach Schaffhausen dachte. Schon jetzt bemühte sich Gleim, der glühende preußische Patriot, ihn für Berlin zu gewinnen; er hat voraussichtlich zuerst in Müller die Begeisterung für den großen Friedrich und die in Berlin herrschende Geistesfreiheit geweckt. Aber der junge Schweizer hatte sich inzwischen doch entgültig zur

Heimkehr entschlossen; seine Antwort ist auf der Rückreise, zu Frankfurt, am 30. September geschrieben, „trunken vor Freude, von Ihnen geliebt zu werden. — Einen so edlen Freund habe ich verzweifelt unter den Kindern Adams, die mich vielleicht so oft, als Sie betrogen haben, zu finden. Nun, da ich ihn gefunden, soll auch kein Schicksal, keine Entfernung, kein Tod uns trennen. Sie haben mein ganzes Herz und Vertrauen. Es fehlt nichts, als daß ein menschenfreundliches Schicksal mich Ihren Umarmungen entgegenführe, mich aus der Sclaverey des Bigottismus und der Pedanterey ausführe und in das Reich des großen Königs bringe, dessen Geist Monarchen der Welt anstaunen, und ewige Annalen der späten Nachwelt preisen werden. — In Helvetien ist in gewissen Dingen noch Dunkelheit. Unsere Geistlichen haben Religionsstreitigkeiten über Gesetz, Glaube, Wissenschaft und Natur des Menschen angefangen. Sie wollen mich hineinziehen, quod superi prohibeant! Antichrist ist, wer seinen Verstand braucht. Das Schlimmste für mich ist, daß hier Pflicht, dort Trieb mich nöthigen, mich auf vielerley Sachen zugleich zu legen. So bleibt man ewig Stümper. Was ich am liebsten wünschte, wäre eine Bedienung, welche die Historie und mich zu ewiger Freundschaft vereinigte. Wäre das, so wollte ich mir getrauen, etwas Großes auszurichten."

Da nun sein Geschick für die nächste Zukunft entschieden war, tröstete sich Müller mit dem Gedanken, in seiner Heimat viel Gutes stiften und den Geist des Despotismus bekämpfen zu können. Noch in den letzten Monaten seines Göttinger Aufenthaltes hatte er mit dem jungen Berner Patrizier Karl Emanuel v. Wattenwyl Freundschaft geschlossen; mit ihm, so träumte er in jugendlicher Schwärmerei, werde er an der Umgestaltung des Vaterlandes arbeiten können. „Nicht wahr, vortreffliche Ältern," schrieb er am 25. August 1771, „Sie wünschen mir doch recht im Ernste das Glück, in Helvetien einen Freund zu besitzen, dessen Vertraulichkeit und Freundschaft mir Unterricht, Zufriedenheit, Freude über Freude, Aufmunterung gewährte und selbst wäre? Bis dahin hab' ich keinen gehabt; viele gute Freunde wol, aber keine vertrauten Freunde von ädler, großer Gedenkungsart. Εὐρηκα, εὐρηκα! rief der alte Archimedes, als er eine Wahrheit erfand, die sein Gedächtnis ewig macht; Gefunden, gefunden! rief ich, als ich den helvetischen Freund kennen lernte, dessen vertraute Liebe mich glücklich macht. Herr von Watteville zu Belp, ein Sohn des Seckelmeisters des Cantons Bern, ist dieser ädle Freund. Noch keinen kannte ich, dessen Denkungsart mich so frappirt hätte, dessen Umgang mir so unterrichtend

und so angenehm gewesen wäre. Er sieht, wie ich, die Gebrechen unseres Vaterlandes ein; wir wollen uns in die Wette bemühen, etwas Licht in eine cimmerische Nacht zu bringen und die Monarchie des Pädantismus, des Aberglaubens und der Unwahrheit wo nicht zu stürzen, doch zu erschüttern. So muß man es auch machen. Rom ward nicht in Einem Tage die Königin der Erde. Die Reihe der neuern Gelehrten fing sich nicht mit Leibnitz und Montesquiou an. Hätte vorher niemand geredet, wir wären noch Anbeter des römischen Dalailama und des scholastischen distinctionskrämerischen Aristoteles. Unsere Freundschaft ist auf Grundsätze gebaut und bietet der Entfernung, der Erkaltung, der Veränderung Trotz. Nur solche Freundschaften adeln den Geist, und begeistern zu großer Denkungsart." Sarkastisch meinte der Vater zu diesen Plänen: „Aber ein sehr wichtiges und importantes Geschäft haben mein Sohn und Herr von Watteville vor sich, wann sie sich bemühen wollen, die erstaunlich große und weitläuftige Monarchie der Unwissenheit, des Pädantismi und aberglaubens ihres Vatterlandes, wo nicht zu stürzen, doch zu erschüttern. Ihr Herren werdet davon, wann ihr nämlich NB. reüssiret, so viele Ehre davon haben, als zum wenigsten die jetzige russische Kaiserin Catharina II. von der Bezwingung des allermächtigsten Reiches des Groß Sultans einerndten wird. Ich sage aber noch einmahl: hoc opus, hic labor! Nu, thut zum wenigsten was ihr könnt!" Der Spott in den Worten des Vaters war vollkommen berechtigt; die Jugendträumereien der beiden Göttinger Studenten waren bald genug ausgeträumt, und weder der junge Berner Patrizier noch der junge Schaffhauser Bürger haben ihr Vaterland in neue Bahnen geleitet; ihre Freundschaft war auch wie ihre unreifen Jugendpläne von kurzer Dauer.

Es ist sicher, daß Müller auch jetzt noch nur dem Gebote der kindlichen Pflicht, nicht der inneren Neigung und dem eigenen Willen folgte, als er im Herbst 1771 die Heimreise antrat. Noch am 2. September schrieb er in seinem letzten Briefe von Göttingen aus an seine Schwester: „Wenn unsere lieben Ältern und du nicht in Schafhausen wären, ja dann käm' ich gewis eher nach Island als nach Schafhausen. Ich liebe über Alles Freiheit, und in Schafhausen kritisiert man mir im buchstäblichen Verstande jeden Tritt mit einer Mechanceté, die ihresgleichen nicht hat." Mit Bangen mochte er auch deswegen seiner Zukunft entgegensehen, weil er einem Berufe sich zuwenden sollte, mit welchem er innerlich bereits gebrochen hatte. Er selbst gestand in seinem Briefe an Gleim vom 30. September 1771 seine religiöse Umwandlung zu, bei der Über-

sendung seiner Dissertation: Nihil esse ecclesiae metuendum. „Hier haben Sie ein Exemplar einer Abhandlung, die ich vor zehn Monaten — seit welcher Zeit meine Einsichten und Denkungsart eine gewaltige Revolution erlitten haben — schrieb. Sie ist eine Arbeit von vier Tagen. Das sieht man ihr an"[1]).

Der Geschichte gehörte bereits sein ganzes Herz. Deutlich ist der Einfluß der Geschichtsauffassung seines Lehrers Schlözer zu erkennen, wenn er am 19. Mai 1771 schreibt: „Man kann unmöglich alles Nützliche lernen. Eben darum studiere ich auch nicht mehr die ganze Historie. Ich vergesse geflissentlich alle, für uns itzt unwichtige alte Kriegsgeschichte, alle Namen und Folgen von Monarchen kleiner Königreiche, die keinen Einfluß ins Große haben, alle Jahrzahlen, die nicht Epochen sind oder Revolutionen bezeichnen. Dafür lern' ich Geschichte des menschlichen Geistes und Herzens, Kenntniß der Welt und Menschen, abstrahire Klugheitsregeln zu künftigem Gebrauche, spüre den Wegen Gottes nach und lerne nichts als gemeinnütziges, ädles und was mich gereuen würde, nicht gelernt zu haben." Und von der Kirchengeschichte, der er noch nach seinem Briefe vom 14. April 1771 sich zu widmen entschlossen war, hatte sich sein Interesse bereits der Profangeschichte zugewendet. Auf Schlözers Anregung hatte er noch in Göttingen eine wissenschaftliche Arbeit vollendet, deren ungedruckte lateinische Vorrede vom 22. September 1771 datiert ist[2]), sein „Bellum Cimbricum", das auch in Göttingen gedruckt werden sollte. „In diesem Vierteljahr", schrieb er am 30. Juni an den Vater, „werdet Ihr noch eine gedruckte Schrift in Oktavformat von mir bekommen, die unter den Geschichtsgelehrten Aufsehen machen soll. Schlözer hat mich dazu aufgemuntert. Aber saget das keinem Menschen, und noch viel weniger, daß ich übernohmen, künftig ein Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek zu sein. Das darf, weil ich lebe, niemand wissen, dem ich's nicht selbst sage. Gebauers Antrag gedenke ich fast auszuschlagen." Auch an Gleim berichtet er am 25. August von einem kleinen lateinischen Buch, das in wenig

[1]) Müller hat diese Schrift später förmlich desavouiert. „Ohne mein Wissen," schrieb er am 3. Aug. 1772 an Meusel, „hat Dietrich in Göttingen eine kleine Dissertation, die ich vor einigen Jahren auf meine Kosten drucken ließ, verkauft. Sollten Sie dieselbe vielleicht in die Hände bekommen, so bitt ich Sie, anzuzeigen, daß ich sie verwerfe und desavouire." Das hat Müller auch selbst in einem (gedruckten) Briefe an die Leipziger Zeitung, die die Schrift etwas abfällig rezensiert hatte, getan, indem er bedauerte, in übertriebenem theologischen Eifer verschiedene Männer zu übereilt und zu allgemein verketzert zu haben.

[2]) Bellum Cimbricum, Gott. 1771. Schaffh. St.-B. Müll. 20.

Wochen herauskommen werde, und am 30. September: „Mein bellum Cimbricum wird gedruckt. Ich tue mir was darauf zu gute. Aber niemand kann es schätzen, als wer für historische Kritik Sinn hat.“ Doch konnte der Druck nicht mehr in Göttingen geschehen, und so nahm Müller schon damals Zürich als Druckort in Aussicht[1]).

Im Briefe vom 30. Juni 1771 berührt Müller bereits eine weitere literarische Tätigkeit, die ihn in der nächsten Zeit vielfach beschäftigte, seine Mitarbeit an der berühmten kritischen Zeitschrift, an der durch Nicolai in Berlin herausgegebenen Allgemeinen Deutschen Bibliothek[2]), der Müller seine ersten Rezensionen zuschickte, und endlich erwähnt er auch den Plan zu einer Schweizer Geschichte[3]), für welche das Bellum Cimricum als eine Vorarbeit bezeichnet werden kann. Während er am 30. Juni 1771 noch geneigt gewesen war, das Anerbieten des Verlagshändlers abzulehnen, berichtete er am 21. Juli an die Eltern: „Ich habe vor ein paar Wochen dem hallischen Buchhändler Jo. Justinus Gebauer versprochen, längstens in einer Zeit von vier Jahren, gerechnet von Michaelis 1771, eine vollständige, kritische und möglichst schöne Geschichte des gesammten helvetischen Namens, unserer Vorfaren vom Heliko bis auf die große Konföderation der Patrioten, und von da auf gegenwärtige Zeit, als den etlich und dreißigsten Theil der großen allgemeinen Welthistorie auf ungefähr 90 bis 100 Bogen in groß Quart zu liefern. Das Honorarium für jeden Bogen ist ein alter Louisd'or und für das ganze Buch also nach Eurem Gelde 800 bis 900 Gulden.“ So zuversichtlich rechnete er schon auf die Ausführung dieser Arbeit, daß er den Eltern und Geschwistern aus dem Honorar eine Entschädigung für die großen Ausgaben, die er in letzter Zeit auf der Universität gemacht habe, in Aussicht stellte.

Inzwischen aber war der Tag der Abreise angekommen. Auf die Heimreise über Halle und Leipzig, die den jungen Müller wegen der Bekanntschaft mit den Gelehrten dieser Universitätstädte besonders anzog, wurde wegen der viel größeren Reisekosten verzichtet. Zuerst beabsichtigte er, um nicht die Rückreise auf demselben

[1]) Brief vom 23. Sept. 1771.

[2]) Müller ist somit schon von Göttingen aus, jedenfalls durch Schlözers Vermittlung, mit der Berliner Zeitschrift in Verbindung getreten. Nach einer handschriftlichen Bemerkung J. Georg Müllers (Schaffh. St.-B. Müll. **55**, 1) wurde er aber erst 1772 mit Nicolai bekannt, und zwar dadurch, daß Schlözer demselben die Rezension Müllers über Semlers Tertullian zuschickte.

[3]) Nach der Selbstbiographie hat zuerst Professor Miller dem jungen Schweizer eine Darstellung der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft als würdige Lebensaufgabe bezeichnet.

Wege ausführen zu müssen, wie vor zwei Jahren die Herreise, von Frankfurt über Darmstadt, Heidelberg, Bruchsal, Stuttgart und Ulm, wo er die nahen Verwandten des Professors Miller, vor allen den mit ihm befreundeten Neffen desselben besuchen wollte, zu reisen, wählte aber doch schließlich wieder den kürzesten Weg über Mainz, Straßburg und Basel, weil der Sohn des Ratsdieners Stierlin, der gleichzeitig von der Universität Göttingen nach Schaffhausen zurückkehrte, aus Sparsamkeitsrücksichten diese Route einschlagen mußte. Schwer wurde ihm der Abschied von der geliebten Universität. „Watteville und ich haben uns noch einmal ewige Treue geschworen. Es flossen Ströme Thränen, als ich die Georgaugustusuniversität (verließ). Doch — ich sehe Deutschland gewis noch wider. Es ist Anschein dazu vorhanden," so schrieb er am 23. September 1771 auf der Heimreise an die Eltern. Am 8. Oktober schickte er noch von Straßburg aus eine kurze Nachricht nach Hause, daß die Reise bisher „theuer, angenem, lehrreich und außer der ersten Eigenschaft" ganz nach seinen Wünschen verlaufen sei. Seine vorausgeschickte Kiste und etwa an ihn einlaufende Briefe mögen uneröffnet bleiben; am 13. Oktober werde er die Eltern wieder umarmen und unter zärtlichen Küssen und tausend Ausdrücken der lebhaftesten Freude es ihnen sagen, daß er ewig ihr dankbarer und zärtlicher Sohn sei.

III

Müller in Schaffhausen

1771–1774

Als zwanzigjähriger Jüngling, voll Leben und Feuer, bereichert mit hervorragenden Kenntnissen, beseelt von hochfliegenden Plänen wissenschaftlicher Arbeit und gelehrten Ruhmes, kehrte Müller in die engen Verhältnisse seiner Vaterstadt zurück. Sie konnte für ihn keine bleibende Stätte werden; denn sie bot ihm nicht die Möglichkeit, das Ziel seines Strebens und seines Ehrgeizes zu erreichen. Wie er nur widerwillig zurückgekehrt war, so sehnte er sich bald in einen reicheren und weiteren Wirkungskreis hinaus. Der Heimat und der Theologie war er auf der Universität Göttingen entfremdet worden.

In Schaffhausen mußte notwendigerweise bald die Kollision zwischen seinen Pflichten und seinen Neigungen eintreten. Der Herzenswunsch der Eltern wies ihm die theologische Laufbahn an; der innere Drang aber zog ihn mächtig auf das Gebiet der Geschichtschreibung. Müller suchte zunächst beidem gerecht zu werden. Dem Wunsche des Vaters kam er nach durch die Ablegung des vorgeschriebenen theologischen Staatsexamens[1]). Die erste Aufgabe, die er zu lösen hatte, war eine exegetische Abhandlung in lateinischer Sprache über ein Kapitel des Alten und eines des Neuen Testamentes; die Aufgabe wurde jeweilen vom Theologieprofessor des Collegium humanitatis gestellt. Müller hatte den 110. Psalm und das 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes zu behandeln. Er tat dies auf acht Bogen und entwickelte dabei große Belesenheit und Gelehrsamkeit[2]). Darauf wurde er am 31. März 1772 zur mündlichen Prüfung vor dem Scholarchenrate zugelassen. Vor Eröffnung derselben mußte der Kandidat jeweilen in einer lateinischen Rede

---

[1]) Über diese Prüfung siehe S. W. IV, S. 98 f.; Zehender, Johann v. Müllers Jugendgeschichte S. 71 ff.

[2]) Die beiden schriftlichen Examenarbeiten Schaffh. M.-B. Müll. 151, 39.

Rechenschaft über seine Studien ablegen. Müller erklärte darin[1]), nachdem er über seinen Studiengang Auskunft gegeben hatte, mehr als die ganze Last der Gelehrsamkeit halte er für Gott wohlgefällig, des Menschen würdig und dem Vaterlande nützlich ein edles Herz, eine hervorstechende Liebe, eine Glut für das Edle, Wahre und Große. Nach diesen göttlichen, ewigen, einzig wahren und höchsten Gütern habe er mit allem Eifer gestrebt und werde er auch in Zukunft streben. Sein Selbstgefühl verleugnete sich auch bei diesem Anlasse nicht, indem er mit den Worten schloß: „In allen Dingen werde ich darnach trachten, daß ich nicht ein müßiger Betrachter dessen bin, was von großen Männern für das Glück dieser Welt, deren Bürger wir sind, getan worden ist und geschieht. Wenn meinen Freunden — ich liebe aber je die Besten — mein Leben etwas genützt haben wird, so werde ich mit erhobenem Scheitel die Gestirne berühren." — Die mündliche Prüfung, die in zwei Stunden beendigt war, beschränkte sich auf die Dogmatik[2]). Acht Tage später mußte er die Probepredigt über 1. Korinther 15, 58 halten[3]), worauf er die Erlaubnis zu predigen und alle Funktionen des geistlichen Amtes zu verrichten erhielt. Das Protokoll des Scholarchenrates macht zur Prüfung Müllers die erwähnenswerte Bemerkung: „Herr Candidat Müller antwortet auf alle Fragen besser als auf die Frage: quid est modestia?" Über die Probepredigt wird gesagt: „Herrn Kandidat Müllers Probepredigt wird wohl zusammenhängend, gelehrt und gut ausgedrückt, aber dem Auditorio nicht so wohl angemessen befunden. Wird mit bestem Willen und in der guten Hoffnung in das Ministerium aufgenommen, daß er, wenn mehrere Jahre und Erfahrung ihn besser ausgebildet haben, eine Zierde des geistlichen Standes abgeben werde." Der Aktuar, offenbar kein schlechter Menschenkenner, fügte auf einem besonderen Blättchen in französischer Sprache die Bemerkung hinzu: „Beaucoup d'esprit, encore plus de vivacité et de lecture, le jugement assez droit, mais dépourvu de précision; il possède fort bien le latin, mais pour le Grec et l'Hebreu, cela pourroit aller plus loin; si à ses talents, on pourroit ajouter plus d'esprit

---

[1]) Das Manuskript der Rede Schaffh. St.-B. 21 1: Ad scholarchas de theologia mea. 4 Seiten 4°. Abdruck S. W. IV, 310—313.

[2]) Müller hat noch in diesem Jahre 1772 für seinen Handgebrauch ein kurzes System der Dogmatik niedergeschrieben, das er auch für seine Predigten benutzte: **Systema theologiae biblicae ex ore Spiritus sancti, resectis assumtis hominum conscripsit Jo. Müller 1772.** Schaffh. St.-B. Müll. **16**, 2.

[3]) Das Manuskript Schaffh. M.-B. Müll. **151**, **39**.

philosophique, et le guérir d'un peu de présomption, il ne manqueroit pas de devenir grand savant."

Das abgelegte Examen eröffnete ihm zunächst die Bahn zur geistlichen Tätigkeit. Er gab auch vorläufig die theologischen Studien nicht ganz auf, und ziemlich häufig bestieg er die Kanzel. Wie er schon in Göttingen versprochen hatte, übernahm er oft für den Vater die Predigt an der Filiale in Neuhausen; aber auch andere Pfarrer zogen den arbeitsfreudigen Kandidaten gerne zur Aushilfe heran, so daß er allerdings Gefahr lief, im Lande „herumzuapostelн", wie er sich früher verächtlich ausgedrückt hatte. Das Predigen wurde ihm ungemein leicht; doch hat er fast alle Predigten ganz ausgeschrieben. Gelegentlich versuchte er wohl auch aus dem Stegreif zu predigen. Johann Georg Müller erzählt, er habe einmal in einer Landkirche eine Predigt, zu der ihm zwei ihn begleitende Freunde den Text erst auf dem Kirchwege aufgegeben hatten, ohne jeden Anstoß gehalten. Seine Predigten waren freie Unterhaltungen mit den Zuhörern. Sein Bruder berichtet, man habe ihn gerne gehört wegen des lebhaften und geistreichen, oft pathetischen Vortrags; andere hätten allerdings geklagt, er sei ihnen zu schwer, oder er predige nicht nach der Methode. Sein Vater hielt sich noch an die alte Manier, die er bei den holländischen Theologen erlernt hatte. Obwohl nun der Sohn andere Wege einschlug, so setzte er sich doch niemals mit dem Vater in offenen Widerspruch, sondern bequemte sich zuweilen, wenn der Vater zuhörte, zu dessen Predigtmethode. Einmal nach einer solchen Predigt war der Vater so erfreut, daß er ihm bei der Heimkunft ein Geschenk machte[1]).

Gegen seinen Willen wurde er auch in den Streit zwischen Antistes Oschwald und seinen Gegnern über den Zinzendorfianismus hineingezogen, indem er in mehreren Konventen, die darüber abgehalten wurden, als Aktuarius das Protokoll zu führen hatte. Aus der Art und Weise, wie er sich dieser Aufgabe entledigte, läßt sich ersehen, daß er solchen theologischen Zänkereien keinen Ge-

[1]) S. W. IV, S. 102. Schaffh. M.-B. 151, 40 enthält ein Faszikel mit 29 Predigten von Johann Müller aus den Jahren 1772 und 1773, die meisten im Entwurf mit zahlreichen, aber leicht zu ergänzenden Abkürzungen, einige in sorgfältiger Abschrift. Bei 15 ist angegeben, wo sie gehalten wurden (die meisten wurden mehrmals vorgetragen), in Neuhausen, in den vier städtischen Kirchen und in acht Landgemeinden. Nach diesen Proben scheint uns das Urteil des Bruders nicht ganz zutreffend. Es fehlt den Predigten oft an Wärme und Schwung; sie schlagen gerne einen lehrhaften Ton an, und man gewinnt den Eindruck, daß das Predigen keine Herzenssache des Kanzelredners war.



schmack abzugewinnen vermochte und keiner der beiden Parteien recht gab[1]).

Neben dieser theologischen Tätigkeit wurde Müller bald auch auf das Gebiet des Unterrichts gezogen, obwohl er hierfür weder Neigung noch besonderes Geschick besaß und sich schon von Göttingen aus gegen die Schularbeit verwahrt hatte. Aber es galt als eine ganz besondere Ehrung, daß er schon zwei Monate nach seinem theologischen Examen auf Vorschlag des ihm stets wohlgesinnten Bürgermeisters Meyer zum Professor der griechischen Sprache am Collegium humanitatis, dessen Schüler er noch vor wenig Jahren gewesen war, ernannt wurde. Es war eines der acht Professorate der obersten Lehranstalt in Schaffhausen, mit einer ganz geringen Besoldung ausgestattet. Müller durfte die ihm dargebotene Ehre nicht ausschlagen. Die Botschaft von seiner Ernennung traf ihn am 9. Juni 1772 auf dem Krankenlager, auf das ihn die damals umgehenden Blattern geworfen hatten; er genas bald von der Krankheit, die keine Nachwehen zurückließ. Müller hat sich über diese Anerkennung aufrichtig gefreut; am folgenden Tage schrieb er an Füßli: „Etwas artiges hab' ich am End meiner Krankheit von unserm Magistrat zu einem Pockengeschenk bekommen. Sollst Du wohl denken, daß ich, Johannes Müller, wirklich und leibhaft bin — nicht mehr und nicht weniger als Professor des Griechischen dans nôtre bonne ville de Schafhousen." Und Füßli antwortete darauf am 26. Juni: „Aber nein, im Ernst, mein Freund! Deine Schaffhauser sind mir durch die an Dir bewiesene Galanterie unendlich schätzbar worden. Wahrhaftig, einer solchen ungesuchten Belohnung der Verdienste ist das erleuchtete Zürich nicht fähig"[2]).

Müller hat sein Lehramt ohne Zweifel mit aller Gewissenhaftigkeit geführt und die Anerkennung der vorgesetzten Behörden und seiner Schüler gefunden. Er suchte diese in den Geist der Alten einzuführen und ihnen auch das Neue Testament in seinem Urtexte zu erklären. Die sprachlich-grammatikalische Seite des Unterrichts

[1]) Über Oschwald schrieb er am 28. Sept. 1772 an Meusel: „In Schafhausen hat Heinrich Oschwald, Antistes und Decanus der Kirche (ein Zinzendorfischer Fanatiker [lassen Sie das aber fürs erste nicht drucken]) von der neutestamentlichen Herablassung Gottes zum Sünder geschrieben. Seine Grundsätze veranlassen theologische Streitigkeiten. Wie diese geführt werden, sag' ich Ihnen nicht. Aus der Kirchengeschichte können Sie es a priori errathen."

[2]) Müller an Köhler, 12. Juni 1772: „Meine Obrigkeit sieht ein, daß ich zum Geistlichen nicht geboren bin, gab mir, als eine Lockspeise, mich hier zu behalten, die griechische Professorstelle und will mir dergleichen noch mehr geben."

war ihm Nebensache. Über seine Ansichten und Grundsätze für das Studium der alten Sprachen und Literatur sprach er sich bei Gelegenheit des Herbstexamens 1772 in einer lateinischen Anrede an die Scholarchen aus[1]), in der er auch erklärte, daß die Anerkennung, die er gefunden, ihn bestimmt habe, seinen früheren Plan, sich eine neue Heimat zu suchen, aufzugeben; er werde nun seine Dienste dem Vaterlande widmen. Nicht in erster Linie die Sprache, sondern vielmehr das Volk, die Sitten, die Wissenschaften, der Geist, das Staatsleben der Griechen haben ihn seit jeher angezogen. — Johannes Müller hat auch öfters die Stellvertretung des Vaters beim Lateinunterricht des Gymnasiums übernommen; unter seinen nachgelassenen Schriften[2]) befinden sich die „Exercitia styli", die er den Schülern der vierten Klasse zum Übersetzen ins Lateinische diktierte, wobei er ziemlich hohe Anforderungen stellte. Bemerkenswert ist es, daß er sich in diesen Diktaten gegen den Pedantismus des damaligen Unterrichts wendete und eine gemeinnützige Gelehrsamkeit, die den Geist nicht dämpft, sondern erhebt, verlangte.

Aber noch eine weitere Lehrtätigkeit, die ihm teilweise mehr zusagen mochte, beschäftigte ihn. Einigen Jünglingen aus angesehenen Familien der Vaterstadt erteilte er Privatunterricht in Geschichte, Politik, Religion und Geographie. Er hat sich auf diese Stunden sorgfältig vorbereitet, indem er kurze übersichtliche Abhandlungen über die zu behandelnden Stoffe verfaßte und seinen Schülern diktierte; es sind dies seine ersten Versuche einer zusammenfassenden Darstellung der Welt- und Schweizer-Geschichte[3]). In

[1]) Autumn. Examina 1772. Ad scholarchas. 8 Seiten 8°. Schaffh. St.-B. Müll. 21, 3. Abgedruckt S. W. IV, 314—318.

[2]) Schaffh. St.-B. 21, 6.

[3]) Es haben sich von diesen Arbeiten verschiedene handschriftliche Quartbände erhalten. Schaffh. M.-B. Müll. 151, 41: Abriß der Geschichte von Frankreich 1773, 14 Seiten, der Geschichte von Deutschland 1773, 7 Seiten; M.-B. 151, 42: der Geschichte von Italien 1773, 28 Seiten; M.-B. 151, 43: Fortsetzung der Geschichte von Italien 1773, 16 Seiten; Spanien, 6 Seiten; Portugal, 3 Seiten; M.-B. 151, 44: Abriß der Schicksale Helvetiens bis auf den ewigen Bund 1308; 1773, 13 Seiten; von 1307—1536, 14 Seiten; mit einem Überblick über die Verhältnisse der Schweiz zur Zeit des Verfassers mit dem bezeichnenden Schlußwort: „Ich sehe unser Vaterland seiner Vervollkommnung nahe, wenn man nicht durch pedantischen Glauben an alte Fehler dem Lichte, welches alle Völker zu erleuchten anfängt, den Weg verschließt. Darum werde jeder weise und gut, so wird einzelner Bürger Glück bald das Glück der ganzen Masse werden." — M.-B. 151, 45: Helvetien 1307—1436 (Entwurf zum vorangehenden Manuskript). Aus dieser Privatlehrtätigkeit ist wohl auch hervorgegangen das Manuskript Schaffh. St.-B. 21, 5: Betrachtung über die Geschichte der morgenländischen Völker. 1772. 4 Seiten 8°.

welcher Weise er diesen Privatunterricht zu gestalten dachte, schrieb er an Schlözer: „Ihr Compendium möcht' ich zu Grunde legen, aber mein Collegium zugleich zu einer Schule der Religion, der Moral, der Geographie, der Politik und des Geschmacks machen. Durch Raisonnements über die wichtigen Faktums, zumal der phönizischen, hebräischen, griechischen, römischen und arabischen Geschichte möcht' ich meine jungen Geschichtforscher die großen Grundsätze, die ersten Grundlinien dieser Wissenschaften selbst erfinden lassen, sie auf ihre Erfindungen stolz voll Zuversicht zu höheren Kenntnissen fortführen, und meinen Mitbürgern, vielleicht auch einst der Welt, zeigen, wie viel und was ich beim Annalisten Rußlands und Verfasser der kleinen Weltgeschichte von der Historie und Pädagogik gelernt habe."[1])

Damit haben wir nun diejenige Tätigkeit berührt, welcher das vornehmlichste Streben des jungen Gelehrten galt und der er sich mit voller Begeisterung widmete, seine historischen Studien und Arbeiten. Es ist bewunderungswürdig, wie er bei seinen keineswegs unbedeutenden Berufsgeschäften noch die Zeit fand, eine sich immer mehr ausdehnende Korrespondenz mit Gelehrten und Bücherfreunden in der Schweiz und in Deutschland zu führen, für die Allgemeine Deutsche Bibliothek in Berlin und andere Zeitschriften eine Reihe von Rezensionen aus dem Gebiete der Geschichte und der Theologie zu schreiben, von allen Seiten die Materialien zu seiner Schweizer Geschichte zu sammeln, sich nicht bloß in der französischen Sprache weiterzubilden, sondern sich auch die englische und italienische durch Selbststudium anzueignen, sogar Werke über Mathematik und Physik zu studieren, um den Überblick über die gesamten Wissenschaften zu gewinnen, und endlich die wichtigsten Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur kennen zu lernen. So suchte er die feste Grundlage für seinen schriftstellerischen Ruhm, der ihm als höchstes Ziel des Lebens vorschwebte, zu schaffen. Mit einem wahren Bienenfleiß verband er die schon in der Schülerzeit geübte treffliche Kunst, die Zeit einzuteilen und nach Möglichkeit auszunutzen.

Seine erste schriftstellerische Arbeit in Schaffhausen war die Herausgabe des Cimbrischen Krieges. Sie machte ihm keine große

---

[1]) Mit einzelnen seiner Privatschüler ist Müller auch später noch in Verbindung geblieben, wie mit Joh. Jak. Peyer, dem er noch von Genf aus gute Ratschläge für sein Studium erteilte, indem er ihm empfahl, sich auf ein bestimmtes Fach zu konzentrieren und nicht zu zersplittern; denn es gebe keine Universalgenies. S. W. XVI, 77—88.

Mühe mehr; denn das Manuskript war schon in Göttingen beendigt worden, und nur die unerwünscht frühe Rückreise hatte dort den Druck verhindert[1]). Nun fand er in der bekannten Verlagsbuchhandlung Orell, Geßner, Füßlin & Comp. in Zürich einen Verleger. Zu diesem ersten Versuch zu einer historisch-kritischen Monographie ist Müller durch Schlözer angeleitet worden; dem geliebten Lehrer hat der dankbare Schüler auch das Buch zugeeignet[2]).

Müller hat in seiner ersten geschichtlichen Untersuchung bereits den Weg eingeschlagen, den er in seiner späteren historischen Arbeit festgehalten hat, direkt aus den Quellen zu schöpfen und sich nicht durch neuere Darstellungen des Gegenstandes von vornherein beeinflussen zu lassen. Das sorgfältige, gewissenhafte Quellenstudium schien ihm die erste Vorbedingung für die Geschichtschreibung; die unerläßliche Vorarbeit ist somit das emsige Sammeln des Quellenmaterials. Allerdings hat er auch schon hier den Begriff der „Geschichtsquelle" recht weit ausgedehnt und als Quellen mitunter auch Geschichtswerke angesehen, die als spätere getrübte Ableitungen der Quellen zu betrachten sind. Den Grundsatz der Quellenforschung hat er ganz genau und richtig erkannt, aber seine Quellenkritik läßt oftmals viel zu wünschen übrig. Müller hat denn auch für sein Bellum Cimbricum von allen Seiten her die Nachrichten und Zeugnisse zusammengetragen und eine erschöpfende und im wesentlichen nahezu vollständige Sammlung derselben beigebracht, um auf Grund dieses reichen Quellenmaterials seine eigene Darstellung aufzubauen. Er hat sich nicht mit den gedruckten Quellen begnügt, sondern auch die römischen Inschriften, die sich auf die

---

[1]) Die Urschrift von 1771 samt der ungedruckten Vorrede vom 20. Sept. 1771, Schaffh. St.-B. Müll. 20, 122 Seiten 4°. Druck 1772 bei Orell, Geßner, Füßlin u. Comp. in Zürich: Bellum Cimbricum descripsit Joannes Müller, Graecar. litter. Scaphusii Professor. Turici 1772. 9 Seiten Vorrede und 132 Seiten Text. Die gedruckte Vorrede ist datiert von Schaffhausen, 3. Juni 1772. Im Jahre 1805 beabsichtigte Müller, diese Jugendarbeit in einer Sammlung vermischter Schriften in deutscher Übersetzung und Umarbeitung neu herauszugeben und schrieb hiefür die mit dem Neuabdruck des lateinischen Textes in den S. W. abgedruckte deutsche Vorrede (S. W. XII, 261—263). Das Bellum Cimbricum wurde auf den Wunsch J. Georg Müllers und des Verlegers der S. W., Cotta, im Jahre 1810 von Prof. Hans Karl Dippold in Danzig ins Deutsche übersetzt und in den S. W. XII, 307—354 mit einigen Ergänzungen und Berichtigungen abgedruckt.

[2]) Müller anerkannte auch den Einfluß, den Schlözer auf die Arbeit ausgeübt hatte. Am 23. April 1772 schrieb er von Zürich aus an Schlözer „drei Stunden nach der Correktur eines Bogens unseres cimbrischen Kriegs" (Schaffh. St.-B. Müll. 61, 2 a) und später: „Da der cimbrische Krieg Ihnen so wol oder mehr als mir zugehört, so ist's von meiner Seite keine Praleren, Engels Urtheil herzusetzen."

Cimbern bezogen, benutzt und neue Anhaltspunkte gesucht. Als zu jener Zeit zu Ohringen im Kanton Zürich römische Altertümer ausgegraben wurden, erkundigte er sich eifrig nach Funden, die etwa auf die Geschichte der Helvetier, Tiguriner oder Turizenser Bezug haben könnten[1]). Über den Zweck, den er mit seiner Schrift verfolgte, schrieb er selbst kurz nach der Beendigung des Druckes, am 21. August 1772: „In dem Bellum Cimbricum — habe ich mit dem Anfang der deutschen Reichshistorie eine Probe gegeben, wie meiner Meynung nach die alte Geschichte einmal für allemal erschöpft, und hundert und tausend kritische Streitfragen mit eins abgeschnitten werden könnten." Und die Bedeutung dieser Arbeit für seine wissenschaftliche Entwicklung hob er noch 1805[2]) mit folgenden Worten hervor: „Hierdurch gewöhnte sich der neunzehnjährige Jüngling an möglichst vollständige Sammlungen aus lauter Quellen und an eine ordentliche Auseinandersetzung. Wen das Jugendfeuer, anstatt in excentrische Paradoxïen auszubrechen, zu lebenslänglichen großen Planen begeistern soll, der muß am Eintritte der Laufbahn durch eine ernste, genaue, anhaltende Untersuchung dem strengen Dienst der Wahrheit geweihet werden. Das wollten die Alten, wenn sie die Geometrie forderten."

Das Buch wurde gut aufgenommen; es machte den Verfasser bekannt und diente ihm als beste Empfehlung bei manchen Gelehrten, die ihn bald bei der Sammlung der Materialien für die Schweizer Geschichte aufs uneigennützigste unterstützten. Schlözer dankte ihm für die Widmung und gratulierte ihm zu seinem Eintritt in die gelehrte Welt[3]); er schrieb selbst über das Buch eine sehr anerkennende Rezension in die Berliner Allgemeine Deutsche Bibliothek[4]). Die Gabe, gute Vorreden zu schreiben und den Leser mit Hoffnung und Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, einzunehmen, besitze der Verfasser nicht[5]); aber der unglückliche Vorredner scheine ein sehr guter Autor zu sein. Wenn man das Neue und Wichtige seiner Unternehmung begreife, und wenn er darin viele Nachahmer finde, so gehe mit der ganzen deutschen

[1]) Müller an Christian Ernst Hanselmann in Ohringen 22. Juni 1771. Schaffh. St.-B. Müll. 61, 4.

[2]) In der deutschen Vorrede S. W. XII, 261 f.

[3]) Schlözer an Müller 13. Sept. 1772 bei Maurer-Constant III, 35.

[4]) Bd. 21, 1. Stück, 1774, S. 265—270.

[5]) Müller hatte schon am 16. Aug. 1772 an Schlözer geschrieben: „Einiger Stellen wegen in der Vorrede, die in der Schweiz vielen Beifall gefunden, schäme ich mich vor Ihnen entsetzlich. Ich hatte diese Vorrede geschrieben, da ich soeben die Pocken hatte."

Historiographie, was alte und mittlere Geschichte betreffe, eine neue Epoche an, und Müller habe die Ehre, durch sein erstes Muster den ersten Druck zu dieser Epoche getan zu haben. Das Verdienst des Verfassers liege darin, daß er alle Stellen aus lateinischen und griechischen Schriftstellern, welche über die Cimbern handeln, ohne alle Verkürzung zusammengestellt habe, aus 39 Schriftstellern von Cicero bis Exsuperantius, samt den drei Inschriften, die von den Cimbern berichten. Nicht im ersten Buche, das die Verarbeitung des gesammelten historischen Materials enthalte, liege die Hauptsache, sondern eben in der Einsicht und dem Geschicke, mit welchem das Sammeln ausgeführt worden sei. Gewiß werde jeder echte Historiker, der dieses Büchlein studiere, in den eigennützigen Wunsch ausbrechen: wenn ich doch von allen alten Völkern, von Persern und Herulern, von Thraziern und Goten u. s. w. solche Register hätte! Lobend hebt Schlözer den gedrungenen Stil des Verfassers hervor[1]), tadelt dagegen die oft gezwungene französisch-lateinische Schreibweise. — Vor allem auch in der Schweiz fand die Schrift lauten Beifall[2]); man setzte in den jungen Gelehrten, der sich so vorteilhaft eingeführt hatte, die größten Hoffnungen. Die Schrift hat allerdings ihren geschichtswissenschaftlichen Wert verloren. Eine ihrer wichtigsten Annahmen, daß die Cimbern keltischen Ursprungs gewesen seien, die später auch Niebuhr[3]) geteilt hat, ist seither vollständig fallen gelassen worden. Aber für die Entwicklung Müllers als Geschichtschreiber ist sie von großer Bedeutung; sie zeigt bereits die Vorzüge, aber auch die Schwächen seiner Forschung und Darstellung. —

Ein eigentümliches Licht auf die Stimmung, die ihn zur Zeit des Erscheinens seines Bellum Cimbricum beherrschte, wirft ein Schreiben, mit welchem er ein Exemplar des Buches an den Kaiser

[1]) Iselin, der sich sonst recht anerkennend über die Schrift aussprach, fand „die Schreibart etwas zu gekünstelt, zu zugespitzt, zu schlözerisch". Iselin an Müller 12. Dez. 1772, Schaffh. St.-B. Müll. 61, 7.

[2]) Müller berichtet am 22. Januar 1773 an Schlözer das Urteil des Landvogts Engel, „des Ökonomen und Weltweisen": „J'ai lu avec un plaisir indicible le bellum cimbricum de M. Muller. J'ai été étonné de la lecture immense et de l'érudition prodigieuse de l'auteur, de son jugement, de son arrangement et surtout encore de la beauté du style, si bien adapté aux sujets historiques. Je n'en ai guére vu de pareil chés les auteurs nouveaux et je puis dire que ces IX feuilles valent autant, que IX volumes de plusieurs autres auteurs."

[3]) Niebuhr identifizierte die Cimbern mit den Kymrern oder Belgiern. Er bezeichnet diese früheste Arbeit Müllers zugleich als die kritischste, obwohl Müller das Wesen der gallischen Wanderung verkannt habe. N i e b u h r, Vorträge über alte Länder und Völkerkunde S. 651; Vorträge über alte Geschichte III, 300.

Joseph II. begleitete[1]). Es ist für Müllers Charakter so bezeichnend, daß es hier der Hauptsache nach abgedruckt werden soll: „Es ist ein großer Unterschied zwischen Ew. Kais. Majestät und den meisten in der Geschichte berühmten Weltbezwingern. Diese herrschen größtentheils über Sklavenseelen; Ew. Kais. Majestät herrschen durch die Größe Ihres Geistes und Herzens über alle Weise und Edle. Die größten Eroberer haben ihr Pultawa gefunden: Ew. Majestät erobern unwiderstehlich, ohne Blut, durch Vatersorge und Weisheit die Herzen der Menschen. Die Besten unter jeder Nation sind bereit, ihr Leben für Ew. Majestät hinzugeben. Sire! ich bin es auch! Geißeln Gottes heißen die Eroberer; die Lust des menschlichen Geschlechts heißen Ew. Maj. und sind Sie. — Geist, Tugend und Verdienst ohne sechszehn Ahnen und ohne Empfehlungsschreiben wagen sich selten zu den Thronen gewöhnlicher Fürsten; um den Thron E. M. drängen sie sich. Auch Horaz, Boileau und Voltaire stunden bey dem Throne Augusts, Ludwigs XIV. und Friedrichs, Ihres Freundes. — Dem geringsten Unterthan E. M. ist der Zutritt verstattet. Sire! verstatten Sie ihn auch einem Sohne Tells, der entzückt ist für den Sohn Albrechts. Auch denen Völkern geht die Sonne auf, die nicht vor ihr niederfallen. — Große Thaten lesen, sehen, bewundern, und selbst keine thun — im Jahrhundert großer Männer leben und mittelmäßig und eine Null seyn — Annalen der Menschheit schreiben und selbst keinen Plaz in denselben verdienen — Sire! das ist mir unmöglich. — Hungrig nach Verdiensten und nach guten Thaten, hab ich, entzückt von den größten Sterblichen, welche die Geschichte verewiget, bey meinem Sully und Plutarch oft unsern Zeiten einen August, einen Henri quatre gewünscht, entschlossen, dem zu leben, dem meine Tage, meine Wissenschaften, mein Herz, mich ganz zu weihen. Ich fand ihn. Ich lebe zur Zeit Josephs. Ich wage, das alles E. M. zu sagen, nicht daß das Publikum es hört — denn nicht das ganze Publikum denkt edel, und ein Theil desselben, meine eigenen Mitbürger vielleicht zuerst, würden meinen Glauben an Joseph, würden meine Entschlossenheit für Mangel der Weltkenntnis halten. So wenig ist man sich's gewohnt, einen Titus auf dem Thron zu sehen. Es ist nicht der Menschengebieter, der Vater der deutschen Musen, der Wohlthäter der Menschen, Joseph, der pflügte, Sire! der ist's, zu dem ich rede. — Ich erkühne mich, vor den Thron E. K. M. ein an sich nicht wichtiges Buch, das seinem Plane nach von meiner

[1]) Kopie von Müllers Hand, Schaffh. St.-B. Müll. 20.

Denkungsart und von meinen Grundsäzen kaum einigen Begriff geben kann, eine Beleuchtung des ersten Capitels der deutschen Reichshistorie, niederzulegen. So überreichte ein Bauer dem großen König eine Handvoll Wassers. — Bey einer Kaiserlichen Bibliothek, bey mehr Bequemlichkeit und Aufmunterungen, im Umgange der größten Männer, täglich nahe bey großen Dingen, unter Joseph oder Friedrich wollt' ich wichtigere Plane ausführen. Auf Adlerflügeln erhübe sich mein Geist zur Sonne der Weisheit, Funken des Feuers zu stehlen, das die Alten zu unsterblichen Thaten und Werken erwärmte. Dann schriebe ich die Annalen der Menschheit, dann die Geschichte und die Thaten Ew. Maj., Thaten, denen ich entgegen sehe, die der Nachwelt unglaublich scheinen, die durch ihre Größe die Treue ihres Geschichtschreibers verdächtig machen werden. Am meisten und am liebsten zwey große Thaten, die die Regierung E. M. glänzender als die berühmtesten, selbst als Friedrichs des Großen Regierung, machen können, welche zu nennen voritzt zu viel Freimüthigkeit wäre. Erobern wollt' ich Wissenschaften, wie Joseph Herzen und Länder. Verachten wollt' ich Schwierigkeiten, wie Joseph seine Neider. Ruhen wollt' ich, aber auf Lorbeeren. Von ihrem Frühling bis an ihren Winter wären meine Jahre dem Monarchen heilig, für den ich lebte. —

Süß ist der Name Vaterland, des Vaterlandes zumal, wo viele mich lieben. Entzückender wäre für mich der Beyfall, die Gnade Ew. Majestät, die Gelegenheit zu Verdiensten um unsre und die künftigen Generationen. Bis dahin fesselt mich nur ein Band, ein sanftes, starkes Band — die, denen ich mein Leben schuldig bin, wünschen mich bey ihnen. — Die größte, die allergrößte Gnade eines Fürsten, der niemand traurig von sich läßt, wäre für mich — Gelegenheit, itzt oder künftig, in Helvetien oder anderswo, durch Thaten zu beweisen, daß mein Enthusiasmus für E. M. Herz nicht Schmeicheley sey. — Ich wünsche E. K. M. Gelegenheit zu großen Thaten. Gott lege von meinen Jahren den Jahren Josephs bey.

Ich bleibe ewig Sire!

Eurer Kaiserlichen Majestät

Schaffhausen in der Schweiz allerunterthänigster Diener
am 10. Juli 1772 Johann Müller."

Aus diesem Briefe, einem unbedachten Jugendstreiche Müllers, spricht, abgesehen von der für einen „Sohn Tells" unziemlichen Unterwürfigkeit und Lobedienerei, ein großes Selbstbewußtsein, ein unbegrenztes Vertrauen auf seine Talente und Fähigkeiten, die,

wenn ihnen der richtige Platz zur Entfaltung gewährt werde, Großes, Unsterbliches zu leisten im stande wären. Zur Erreichung dieses Zieles sehnt er sich aus den engen Schranken der kleinbürgerlichen Vaterstadt hinweg an den Hof eines großen Herrschers, an die Sonne der Fürstengunst. Als Entschuldigung für den unterwürfig schmeichlerischen Ton des Briefes darf wohl der schwärmerische Enthusiasmus des zwanzigjährigen Jünglings für die Ideen der Aufklärung angeführt werden. Dem jungen Kaiser Joseph II., dem begeisterten und rücksichtslosen Vorkämpfer für diese Ideen, öffneten sich die Herzen der gleichgesinnten Zeitgenossen, und auch Müller hat sich in seiner jugendlichen Schwärmerei zu einem Schritte verleiten lassen, der ihm zweifellos die wohlverdiente Mißbilligung gerade seiner vertrautesten Freunde zuziehen mußte. Das mag er wohl selbst empfunden haben; er hat diesen Schritt seinen schweizerischen Freunden durchaus geheimgehalten. Kaiser Joseph II. aber war für eine derartige Schmeichelei unzugänglich[1]).

[1]) Mit seiner Begeisterung für den Kaiser hielt Müller nicht zurück. Am 4. Aug. 1772, also gleichzeitig mit diesem Briefe, schrieb er an Gleim, der kurz zuvor Wien besucht hatte: „Ich schwör Ihnen, daß ich den Trajan unserer Zeit so liebe, daß vielleicht wenige Unterthanen, wenige, die er glücklich gemacht, ihn mehr lieben können. Haben Sie ihn gesehen? Wie sieht er? verrathen seine Züge den Helden, den Vater deutscher Musen, Friedrichs Ebenbild?" (Ähnlich an Füßli den 15. Juli 1772.) Aber in keinem seiner Briefe, auch nicht an seine vertrautesten Freunde, denen er sonst seine Gedanken nur allzu offenherzig kundgab, erwähnt er seine Absicht, sich an den Kaiser zu wenden. Eine einzige Ausnahme machte der junge Buchhändler Köhler in Ulm, dem Müller unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses seinen Plan mitteilte und der ihm behilflich war, das Schreiben durch einen Ulmer Schiffer nach Wien gelangen zu lassen. Müller schrieb an Köhler, er habe seinen Schritt oft und viel in kalte Überlegung gezogen, aber nicht einsehen können, wie er ihm nachteilig werden könnte. „An Joseph, der pflügte, der die Kranken besuchte, der in bürgerlicher Kleidung umhergeht, den jeder Unterthan an gesetzten Tagen sprechen kann, an ihn, den Freund der Wissenschaften und Kenner der Geister, sollte man an ihn sich nicht wenden dürfen, ihm zu sagen, daß man ihn verehre, daß man seinen Enthusiasmus durch Thaten vom Verdachte der Schmeichelei zu legitimiren bereit sei?" (Müller an Köhler den 12. Juli 1772.) Köhler berichtete bald nachher an Müller, der Brief sei dem Kaiser wirklich übergeben worden, samt dem Bellum Cimbricum, bei dessen Empfang Joseph II. ausgerufen habe: „Ha, das ist von Schafhausen!" Müller wünschte zu erfahren, ob das in einem freundlichen oder verächtlichen Tone gesagt worden sei. (Brief vom 9. Aug. 1772.) Über den Mißerfolg des gewagten Schrittes tröstete er sich: „Das ist verdammt, daß ich — wahrlich ohne mein Wissen — geschmeichelt habe. Entweder ist Joseph so groß nicht und dann hab ich Lügen gesagt, oder er ist so groß und dann wird er mich mit dem übrigen Haufen Schmeichler vermengen und wie die übrigen — verachten. Es sey drum! Durum, sed levius fit patientia quicquid corrigere est nefas." (Müller an Köhler 23. Aug. 1772.) — Der Brief Müllers an den Kaiser ist in den Wiener Archiven nicht mehr zu finden.

Schon im Frühjahr 1772 nahm Müller auch eine zweite schriftstellerische Tätigkeit auf, die er während seines ganzen Lebens fortgesetzt hat, die Tätigkeit als Rezensent neu erscheinender wissenschaftlicher Werke. Seine durch eine überaus ausgedehnte Lektüre erworbene, fast beispiellose Belesenheit und seine kecke, gewandte Feder befähigten ihn in hervorragender Weise zu dieser kritischen Arbeit; der Vorwurf, der ihm in späteren Jahren wohl gemacht worden ist, daß er in seiner Herzensgüte im Tadel oft zu schonend, mit dem Lobe zu freigebig sei, trifft wenigstens für den Anfang seiner Rezensententätigkeit nicht zu. Auch hierin folgte Müller den Anregungen seines Lehrers Schlözer, der schon in Göttingen seinen Schüler für die Mitarbeit an der seit 1766 in Berlin erscheinenden, von dem scharfsinnigen Gelehrten Friedrich Nicolai geleiteten Allgemeinen Deutschen Bibliothek, die im Jahre 1772 bereits ihren 16. bis 18. Band herausgab, gewonnen hatte[1]). Schlözer hat auch den Verkehr Müllers mit Nicolai eingeleitet durch die Übersendung von dessen ersten Rezension über Semlers Tertullian, die in den 17. Band aufgenommen wurde. Dieser ersten Besprechung folgten bald zahlreiche weitere, so im 18. Bande diejenige über Lessings Berengarius Turonensis, Konrad Füßlis Kirchen- und Ketzerhistorie u. s. w., so daß Müller in kurzer Zeit zu den leistungsfähigsten Mitarbeitern an dieser kritischen Zeitschrift zählte und den warmen Beifall Nicolais fand[2]).

[1]) Müller an Nicolai 29. Febr. 1772. S. W. XVI, 5 ff. Die Originalbriefe Nicolais an Müller Schaffh. St.-B. Müll. 61, 10. Es sind 53 Nummern nebst Beilagen, von 1772 bis 1808. Hievon hat Maurer-Constant (Bd. 4) 40 Nummern in Auszügen, die im ganzen das Wesentliche enthalten, herausgegeben. Von den Briefen Müllers an Nicolai liegen einige im Original, andere wenigstens in Abschrift Johann Georg Müllers vor.

[2]) Die Rezensionen Müllers sind in den Bänden der Allg. Deutsch. Bibl. oft schwierig herauszufinden, da er mit sehr verschiedenen Buchstaben zeichnete (Pr, T, Jz, Rd, Sh, Nr, Rz, Mn). Erleichtert wird die Feststellung dieser Arbeiten durch ein allerdings nicht vollständiges handschriftliches Verzeichnis, welches J. Georg Müller anlegte, der aber bei einigen Rezensionen ebenfalls unsicher war. (Schaffh. St.-B. Müll. 52.) Aus den Jahren 1772—1775 sind Müller die folgenden in der A. D. B. gedruckten Rezensionen mit Sicherheit zuzuschreiben: **1772.** Bd. 17, 1 St., S. 272—295: 1. Semlers Ausgabe der sechs Bücher Tertullians contra Marionem und der Werke Tertullians, bezeichnet Pr; Bd. 18, 2. St., S. 393—409: 2. Lessing, Berengarius Turonensis, bez. T (wieder abgedruckt S. W. X, 1—19); S. 439 bis 451: 3. J. C. Füßlins neue und unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie der mittleren Zeit 1. Teil, bez. Rd (wieder abgedruckt S. W. X, 20—23); 4. S. 545 bis 552: Der offenherzige Philosoph, bez. Pr; S. 559—562: 5. J. R. Kiesling, De insanabili Ecclesiae Romanae circa aquae transsubstantiationem in S. Eucharistia Sceptismo, bez. Pr; S. 593—594: 6. Wilhelm Tell, eine Vorlesung von

Mit einem wahren Feuereifer, mit kaum verhaltener Wut wandte sich der junge Pfarrer in seinen Rezensionen theologischer Werke gegen die Orthodoxie und die religiöse Engherzigkeit, gegen die

---

Gottlieb Haller; S. 594—595: 7. G. F. Seiler, Kurze Geschichte der geoffenbarten Religion; S. 595—598: 8. M. J. N. Kieferus, De gnosticis in nov. test. factis, gez. Pr. 1773. Bd. 19, S. 134—149: 9. J. Baretti, Reisen von London nach Genua rc. 1. und 2. Teil, bez. Nr; S. 295—296: 10. J. P. W. Luk, Reformations- und Kirchengeschichte der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg, bez. Jz; S. 297: 11. P. F. Haue, Kirchengeschichte des Neuen Testaments, bez. Jz; S. 408—418: 12. Catalogus Codicum Mscr. Bibl. Bernensis tom. II, curante J. R. Sinner (tom. III in Bd. 23, S. 571—575), bez. Sh; S. 491—505: 13. L. Castilhon, Betrachtungen über die physik. und moralischen Ursachen der Verschiedenheit des Genie, der Sitten und Regierungsform der Nationen, bez. Rz; S. 531—536: 14. Michaelis Versuch über die siebzig Wochen des Daniels, bez. Jz; S. 653—658: 15. Lavaters Lobrede auf J. J. Breitinger, bez. Sh; S. 658 bis 659: 16. und 17. Harlesii de vita philologum etc. Vol. III, bez. Mn (Vol. IV in Bd. 24, S. 212—216, bez. Jz [1775], wieder abgedruckt S. W. X, 34—41); Bd. 20, S. 130—138: 18. J. F. Reuß, Verteidigung der Offenbarung Johannis gegen Semler, bez. Jz; S. 253—254: 19. Haller, Catalogue raisonné des auteurs sur l'hist. naturelle de la Suisse, bez. Sh; S. 294: J. R. Schinz, Elogium Jacobi Pancratii Bustelli, bez. Sh (wieder abgedruckt S. W. XII, 1); S. 532 bis 533: 21. A. C. F. Buhler, Gedanken über den Naturalismus, bez. Rz; S. 538—542: 22. Trinius, Altes und Neues zur Erweiterung theol. Kenntnisse, bez. Rz; S. 614—617: 23. Bougainville, Reise um die Welt, bez. Nr. 1774. Bd. 21, S. 605—607: 24. Guys Reise nach Griechenland, bez. Nr; Bd. 23, 1. St., S. 433—434: 25. J. C. Schulz, Regiomontani observationum theol. fasciculus I; S. 434—436: J. B. Kölbele, Über die Wunder rc., bez. Jz. 1775. Bd. 23, 2. St., S. 561—566: 27. Will, Beyträge zur Geschichte des Anapabtismus, bez. Jz; S. 655—656: 28. Gedanken über die in kleinen Städten herrschende Mode, sich an ehrlichen Leuten durch Verläumdung zu rächen, bez. Rz; Bd. 24, S. 197—202: 29. M. Gerberti, Codex Epist. Rodolphi I, bez. Jz; S. 342—343: 30. J. F. Sommerau, Auszug aus Mosheims Sittenlehre, bez. Rz. Anhang zu Bd. 13—24, S. 216—218: 31. Kurze Besprechung von vier kirchenhist. Werken, bez. Jz; S. 585—586: 32. G. S. Gruner, Die Naturgeschichte Helvetiens, bez. Sh; S. 627—628: 33. Bodmer, Geschichte der Stadt Zürich; S. 628: 34. Geschichte gemeiner drey Bündten Lande; 35. Balthasar, Bilder auf der Capellbrücke zu Lucern, bez. Sh; S. 985—990: 36. Schweizer Journal 1. und 2. Teil, bez. Sh; S. 991—992: 37. Übersetzung der österreichischen Leichen nach St. Blasien; S. 992: 38. Gewichte und Maße der Stadt Bern, bez. Sh; S. 992—993: 39. Das Jahr 2440, bez. Rz; S. 310—311: 40. Holberg, Allg. Kirchenhistorik von 1700—1750; S. 311—312: 41. J. Sleidans Reformationsgeschichte, bez. Jz; Bd. 26, S. 237: 42. Seiler, Gesch. der geoffenb. Religion; S. 237—238: 43. F. S. Zicklers Kirchengesch. des Alten Test., bez. J. Z.; S. 245—246: 44. Waldau, Th. Murners Leben, bez. Jz; Bd. 27, S. 31: 45. Lehrbegriff der christl. Kirche, bez. Jz; S. 216—220: 46. Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen; Bd. 13, S. 222: 47. J. E. Meyer, Neues geograph. Handbuch; S. 221—224: 48. Chr. Jos. Jagemanns geograph. Beschreib. des Großherzogtums Toscana, bez. Jz. — Außerdem hat Müller noch für andere

Verketzerungssucht, den Schulpedantismus, den Aberglauben und die Gewissenstyrannei; der Einfluß der französischen Aufklärungsliteratur tritt stark hervor; Rousseau, Voltaire und vor allem Helvetius erscheinen ihm als die bewunderungswürdigsten Führer im gewaltigen Streite der Geistesfreiheit gegen den Pedantismus. In der Besprechung von Lessings Berengar schreibt er: „Deutschland kann stolz seyn, daß Lessing sein Bürger ist." In welchem Geiste er seine Rezensionen zu halten beabsichtigte, erklärte er in seinem ersten Briefe an Nicolai: „Ich habe für Ihre Bibliothek (ohne Schmeicheley) immer mehr Hochachtung gehabt, als für die ganze Sündfluth der übrigen Journale, Bibliotheken, gelehrter Zeitungen, und wie alle Tummelplätze der deutschen Gelehrten heißen. Sie werden mir das leicht zuglauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich alle Männer, die zur Ausbreitung einer möglichst freyen Denkungsart, zur Abschüttelung des Despotismus des Aberglaubens, zur Kultur der Nationen und Verfeinerung ihres Geschmacks etwas, viel oder wenig, thun, daß ich diese alle für große Wohlthäter des menschlichen Geschlechts ansehe, und wenn ich im alten Rom gelebt hätte, gewiß würde haben apotheosiren lassen. Unter meinen neuen Heiligen wären Rousseau, Voltaire, Lessing und der Doctor Semler weit obenan gestanden. — Ich bin ein Feind aller Sclaverey im Denken; lieber gar nicht gedacht, lieber ein Orangutang seyn, als nachbeten, was Väter und Großväter geträumt haben! — Ich halte den für den besten Christen, der der redlichste Mann, der beste Freund, der edelste und größte ist; um seine Dogmatik bekümmere ich mich wenig." — Als Schriften, die er zu rezensieren wünsche, bezeichne er 1. solche, die die helvetische Geschichte, Literatur, Politik und Theologie betreffen; 2. die zur Theologie und Kirchengeschichte gehören; 3. Historie überhaupt („Diese war immer mein Lieblingsstudium, aber ich habe sie nicht à la Lünig und Grupen studirt. Ich wende sie gern aufs Leben an. Wer doch weise würde und lernte, Geschichte für den Menschen, nicht für Motten und Bücherwürmer schreiben!"); 4. kleinere belletristische Schriften und Philosophie („nur ums Himmels willen nicht scholastische!"); 5. auch pädagogische Schriften. Nicolai[1]) versprach sich für seine Bibliothek

Zeitschriften in diesen Jahren Rezensionen verfaßt, so im Journal Hélvétique von 1772 über Schlözers Allgem. nordische Geschichte und dessen kleine Weltgeschichte (Müller an Schlözer 21. Okt. 1772). — Zur Zeit seines Aufenthaltes in der Westschweiz (1774—1780) hat er diese Rezensententätigkeit fast vollständig eingestellt, sie aber später wieder mit großem Eifer aufgenommen.

[1]) Brief vom 12. Juni 1772. Maurer-Constant IV, 4.

sehr viel Gutes von einem Manne, der nebst vielen Einsichten so viel warmen Eifer für die Aufklärung der Wissenschaften habe. „Ihr Feuer wird den Theilen der Bibliothek, in denen Sie arbeiten wollen, ein neues Leben geben. Manche meiner Recensenten sind freylich allzu bedächtig und wissen vielleicht bei sehr guten Einsichten die Kunst nicht, den Leser mit sich fortzureißen und ihn für die Sache, die sie beurteilen, zu interessiren. — Es sind also Leute von Ihrem Feuer nöthig, der deutschen Bibliothek mehrere Lebhaftigkeit und Interesse zu geben, vielleicht auch die allzu bedächtigen Recensenten durch Beispiel zu mehrerer Lebhaftigkeit aufzumuntern." Doch fand es Nicolai bald nachher für nötig, die allzugroße Lebhaftigkeit seines feurigen Mitarbeiters etwas zu dämpfen. „Sie sind ein junger Most, der braust; wer ihn aber gähren sieht, trinkt ihn nicht; der Madeirawein, der seine Stärke hinter Lieblichkeit versteckt, findet gewisser einen Trinker. — Ich wünschte, daß Sie den Helvetius und Spinoza nicht geradezu lobten, ohne genauer zu bestimmen, was an ihnen lobenswert ist"[1]). — Der junge Müller sprach sich Nicolai gegenüber mit großer Offenheit über gewisse Mängel, die nach seiner Ansicht der Bibliothek anhaften, aus, während Nicolai mit derselben Offenheit seine Aussetzungen an den von Müller eingeschickten Rezensionen machte; er tadelte vor allem den deklamatorischen Stil und erteilte ihm aus seiner reichen Erfahrung weise Ratschläge; er nahm gerne die ihm von Müller erteilte Erlaubnis, an den Besprechungen desselben gutscheinende Änderungen vorzunehmen, entgegen; doch werde er davon nur sparsam Gebrauch machen[2]). „Überdies lassen sich Gesinnungen, die so tief in dem Marke des Schreibenden sitzen, daß sie der Schreibart einen eigenen Ton geben, schwerer als einzelne Ausdrücke ändern. Inzwischen werde ich Ihre Erlaubniß nützen, die kleinen Auswüchse in Ihrer Schreibart zu tilgen, deren ich in meinem vorigen Briefe gedacht habe"[3]). —

Während Müller anfangs vornehmlich zur Besprechung theologischer Werke in Aussicht genommen war, sprach er sehr bald den Wunsch aus, davon entlastet zu werden. Die nächste Veran-

[1]) Brief vom 11. Okt. 1772. Maurer-Constant IV, 25.

[2]) 14. Nov. 1772. IV, 43.

[3]) Als solche Auswüchse werden hervorgehoben der vielfache Gebrauch von französischen Wörtern und Redewendungen, die durch deutsche von gleicher Stärke und Richtigkeit ersetzt werden können, ferner die vielen Anreden im Text, endlich verschiedene kleine orthographische Verstöße, die ihn sofort als Schweizer verraten (angenohmen, weißt statt weiß, stahnd ꝛc.).

lassüng dazu gab eine Rezension über ein Buch: „Der Lehrer des Naturalismus, der schädlichste Mann", das gegen den von Müller hochgeschätzten Semler in Halle gerichtet war. Müller ließ sich in dieser Rezension sogar bis zur Verteidigung des Deismus hinreißen; er erwartete, daß sie Aufsehen machen werde[1]). Das war denn auch wirklich der Fall, und zwar ohne daß sie gedruckt wurde. Müller hatte sein Manuskript durch Nicolai unvorsichtigerweise auch dem einflußreichen Berliner Oberkonsistorialrat Sack zur Einsicht übergeben lassen; dieser sowohl als der gelehrte Spalding nahmen an der ganzen Tonart des Artikels, an dieser „Apologie des Deismus", großen Anstoß. Nicolai schrieb an Müller, daß dieser unbedachte Schritt ihm auf ewig die Beförderung in das brandenburgische Land, wenigstens insofern sie von Herrn Sack abhänge, verschließen müsse. Auf den Rat Nicolais[2]) unterblieb der Druck der Rezension. „Ihre lebhafte, aufdringende, schnell zuschlagende Schreibart würde gegen den schleichenden Ton der übrigen theologischen Recensionen sehr abgestochen und Aufmerksamkeit erregt haben. Die neuen guten Theologen wollen auch den besten Streiter nicht in ihre Partei aufnehmen, wenn sie merken, daß er geneigt ist, durch Schwertschlag zu erhalten, was sie durch Winkelzüge zu erlangen trachten. Sie hätten Alles sagen können, was Sie sagen, nur hätten Sie es auf eine andere Weise sagen müssen; Sie hätten einige theologische Sätze mit geweihten Worten vorausschicken, hernach fein bedächtig sprechen, Einiges mehr auf Schrauben setzen, vor allen Dingen aber nicht witzig oder lustig sein sollen. Lustigkeit ist den ernsthaften Konsistorialräthen ein sicheres Zeichen des Leichtsinns, und sobald Sie lustig waren, konnten Sie nicht entschuldigt werden, wenn Sie auch in dieser Recension gesagt hätten, was Sie in einer andern (in der That etwas unbedachtsam und hart) sagen: Wer die christliche Religion nicht liebe, der gehöre ins Tollhaus." — Müller war zuerst über diese Wendung sehr ungehalten, beruhigte sich aber bald; mit theologischen Rezensionen aber wollte er nichts mehr zu tun haben. Er schrieb selbst an den von ihm

---

[1]) Müller an Nicolai S. W. XVI, 24. An Meusel schrieb er am 28. Sept. 1772: „Ich kenne wenige so freche Rezensionen als obige über den Lehrer des Naturalismus in der Bibliothek."

[2]) Nicolai an Müller 11. Okt. 1772. Maurer-Constant IV, 16—35, samt den Briefen von Sack und Spalding an Nicolai. Zu vergleichen sind auch die Erläuterungen J. Georg Müllers S. W. XVI, 23—34, mit dem Briefe Müllers an Spalding vom 31. Okt. 1772. Müller selbst hat 1805 diese Rezension, „deren Ton etwas sanscüllottisch war", unter seine Jugendsünden gerechnet.

verehrten Spalding eine Erklärung, in welcher er verschiedene Stellen seiner Rezension für „übertriebene Äußerungen seines Unwillens und Abscheus vor der Gewissensclaverey und der Scholastik, für Übereilungen, vor welchen er bey seinem Feuer sich besonders hüten müsse und hüten werde," bezeichnete und sich über seine Auffassung vom christlichen Glauben aussprach. Dieser Rückzug war offenbar durch das Bestreben veranlaßt, sich den gefährdeten Boden in Berlin zu sichern; denn Müller hatte die Hoffnung auf eine baldige Anstellung in Preußen noch keineswegs aufgegeben. Spalding antwortete Müller darauf in einem sehr verbindlichen Schreiben. —

Mit dem größten Eifer aber warf sich Müller auf die Forschungen in der vaterländischen Geschichte, zunächst in der Absicht, den Auftrag des Buchhändlers Gebauer in Halle auszuführen, mehr und mehr aber in der Überzeugung, daß darin seine Lebensaufgabe liege. Johann Georg Müller schrieb über diese Sammelarbeit des Bruders in diesen Jahren des Schaffhauser Aufenthalts später aus persönlicher Erinnerung[1]): „Immer lagen ganze Haufen von Handschriften, Chroniken, Urkunden u. dgl. über die Schweizergeschichte auf und unter seinem Tisch und in allen Ecken des kleinen Studierzimmers, die ihm auf die freigebigste Weise von allen Orten her, auch aus Klöstern, mitgetheilt wurden. Besonders waren Hr. Heinrich Füßli und andere Züricher Freunde, nach ihrer gewohnten edlen Bereitwilligkeit, ihre reichen literarischen Schätze Kennern zur Verfügung mitzutheilen, hierin äußerst gefällig für ihn. Öfters erzählte er über dem Abendessen, was er des Tages über Merkwürdiges gefunden hatte. Eltern und Geschwister hörten ihm mit größter Aufmerksamkeit zu. Noch erinnere ich mich (ich war 13 Jahre alt) eines Abends, wo er uns des zürcherischen Bürgermeisters Waldmann Geschichte erzählte, wovon einzelne Stellen mir bis jetzt wörtlich im Gedächtniß geblieben sind: so lebendig und beredt war seine Darstellung, so sprechend seine Gesichtszüge, so unvergänglich der Eindruck! Oft schlich ich mich in des freundlichen Bruders Zimmer, um in den ehrwürdigen Chroniken (besonders der schönen Silbereisenschen von Wettingen) zu lesen, und hielt mich so still wie möglich, um ihn nicht zu stören."

Wie Müller schon für sein Bellum Cimbricum sich bemüht hatte, das Quellenmaterial möglichst vollständig zusammenzubringen, so

[1]) S. W. IV, 106 f.

sollte auch seine Schweizer Geschichte auf ein erschöpfendes Quellenstudium begründet werden. Bibliothek und Archiv der Vaterstadt wurden aufs gründlichste durchstöbert, nicht ohne Schwierigkeit, da ihm anfangs die Benutzung gewisser Akten des Archivs verweigert wurde, so die der eidgenössischen Abschiede, weil die vorgesetzten Behörden in vollständiger Verkennung der hervorragenden Bedeutung dieser Geschichtsquellen nicht begreifen konnten, wozu ihm deren Studium dienen könnte; es war zuerst eine eindringliche Belehrung nötig, ehe ihm die Schätze des Archivs rückhaltlos zur Verfügung gestellt wurden. Dann trat er mit den Gelehrten, Kennern und Sammlern der vaterländischen Geschichte in den andern schweizerischen Orten in lebhafte Verbindung und erhielt von ihnen eine so bereitwillige und uneigennützige Unterstützung, daß er von aufrichtiger Dankbarkeit erfüllt und von der Abneigung, mit welcher er von Göttingen aus sein schweizerisches Vaterland beurteilt hatte, mehr und mehr geheilt wurde. Er selbst war hinwieder stets bereit, andere in ihren wissenschaftlichen Unternehmungen mit Rat und Tat zu unterstützen. Als damals der Zürcher Pfarrer Johann Konrad Fäsi, der Verfasser einer Erdbeschreibung der Schweiz[1]) und mehrerer historischer Schriften, die Ausgabe der noch ungedruckten Fortsetzung der Tschudischen Chronik von 1472 an beabsichtigte, schrieb Müller einen in kecker Sprache abgefaßten Aufruf „allen Patrioten und Freunden unserer helvetischen Geschichte"[2]), in welchem er zur Subskription auf das Werk aufforderte: „Heraus mit den Thalern! Es gilt die Ehre unserer Nation, die Jahrbücher unserer Heldenthaten, die Geschichte unserer Religion! Nicht Unhöflichkeit allein, Grobheit wäre es, Ihnen den Werth, die Wichtigkeit, das Interessante und Vorzügliche dieses Werkes erst zu beweisen. — Ich verwundere mich, daß die Verleger in ihrem Plan ein Jahr zum Subscriptionstermin aussetzen. Sollte ein Helvetier ein ganzes Jahr Bedenkzeit brauchen, bis er für die Annalen seines Vaterlandes einen neuen Thaler ausgiebt? Wahrhaftig, ein solcher Verzug würde mich stärker als vieles von der Größe unseres Ver-

[1]) Johann Konrad Fäsi: Genaue und vollständige Staaten- und Erdbeschreibung der schweiz. Eidgenossenschaft, Bd. 4, Zürich 1765—1768; Abhandlungen über wichtige Begebenheiten der alten und neueren Geschichte. 2 Bde. Zürich 1763—1764.

[2]) Flugblatt, geschrieben den 26. Sept. 1772 (wieder abgedruckt S. W. IV, 319—324). Der Aufruf hat wegen seines burschikosen Tones Anstoß erregt. Müller selbst schrieb darüber am 3. Dez. 1772 an Schlözer: „Den Ton der Anzeige von Tschudy vergebe mir der Gott des guten historischen Geschmacks."

falls überführen. Bis dahin ist mein Glaube an den Patriotismus meiner Landsleute noch feste, wie der Grund des Gotthard." Aber Müller hatte diesen Patriotismus doch überschätzt; denn obwohl er auch das deutsche Publikum für das Werk zu gewinnen suchte[1]), kam der Druck aus Mangel an Interesse doch nicht zu stande.

Während Müller so durch die Vorarbeiten zur Schweizergeschichte mit einer Reihe von gelehrten Schweizern in nähere Verbindung trat, setzte er seine Beziehungen zu hervorragenden deutschen Gelehrten fort. Der Briefwechsel mit Nicolai, der sich vor allem auf die Rezensionen der Allgemeinen Deutschen Bibliothek bezog, aber auch zu einem Meinungsaustausch über verschiedenartige Fragen der Literatur führte, ist bereits berührt worden. In regem Verkehr blieb er zunächst noch mit dem Göttinger Professor, der den größten Einfluß auf ihn ausgeübt hatte, mit Schlözer[2]). Der Ton der Briefe ist sehr herzlich. Müller berichtete dem bewunderten Lehrer über sein Leben, seine eingebildeten und wirklichen Leiden in seiner kleinen Vaterstadt, über seine Sehnsucht nach dem freien Leben, das er in Deutschland kennen gelernt habe, über seine wechselnden literarischen Pläne, über seine Freunde und über die wissenschaftlichen Bestrebungen in der Schweiz; er übersandte ihm Schriften historischen, kulturhistorischen und pädagogischen Inhalts, die Schlözer interessieren mochten und begrüßte mit Begeisterung die neuen literarischen Werke des Lehrers, die dieser ihm zuschickte und die in dem sonst so selbstbewußten Jüngling das Gefühl der eigenen Unvollkommenheit erweckten: „Ich bin ganz im Enthusiasmus, seitdem ich die Vorstellung der Universalhistorie und die allgemeine nordische Geschichte gelesen, mit Nachdenken gelesen, geprüft und verdaut habe. Ich lerne alle Tage deutlicher die für mich beschämende Wahrheit,

---

[1]) Nachricht in der Allg. Deutschen Bibl. XVIII, S. 652.

[2]) Der Briefwechsel Müllers mit Schlözer befindet sich Schaffh. St.-B. Müll. 61, 2a. Außer zwei unbedeutenden Zetteln sind erhalten 24 Briefe Müllers an Schlözer (sieben sind abgedruckt S. W. XVI) und 17 Briefe Schlözers an Müller (alle mit Weglassung einzelner unwichtiger Stellen abgedruckt Maurer-Constant III, 19—56). Vom Januar 1774 bis zum Frühling 1780 wurde die Korrespondenz unterbrochen, dann wieder aufgenommen und bis gegen Ende 1782 fortgesetzt. Von da an hört der Verkehr der beiden Gelehrten vollständig auf, nachdem der Ton der Briefe schon vorher viel von der ursprünglichen Herzlichkeit eingebüßt hatte. Schlözer ist erst im Todesjahre Müllers, 1809, gestorben, aber die beiden Gelehrten waren sich schon seit Ende 1782 fremd geworden; jeder ging seinen eigenen Weg.

daß ich in der Geschichte noch fürs erste **nichts** wisse. Aber alles will ich anwenden, daß in fernen Generationen mein Name nach Ihrem Namen auch bisweilen genannt werde. Alle meine historische Lectür — und die will ich unermeßlich machen — alle meine Samlungen werd ich auf die große Idee Vorstell. S. 18—44 concentriren, alles thun, um nach 30 Jahren einen Versuch einer Geschichte des menschlichen Geschlechtes schreiben zu dürfen. Meine Empfehlung, mein Stolz bei der Nachwelt wird die Nachricht seyn, daß ich **Ihr** Schüler und **Ihr** Freund gewesen bin. Lachen Sie nur nicht über meine Projekte; sind sie tollkühn, so beschwör' ich Sie, es mir zu sagen. Halten Sie ihre Ausführung für möglich, so wird ein Wort Aufmunterung von Ihnen mich zu großen Dingen mächtiger wecken, als alles Journalistenlob, das Erfurth und Leipzig, Halle, Hamburg, Paris, Bouillon, Haag und Neufchatel mir zuposaunen könnten. Ihr Rath wird mir immer unendlich wichtig seyn. Anbeten werd' ich ihn nicht — denn das würde mich Ihrer Freundschaft unwürdig machen — aber ihn reiflich überlegen, ihn scharf prüfen, das werd' ich"[1]). — Bei aller Bewunderung erlaubte sich Müller doch auch etwa kritische Bemerkungen über die Werke Schlözers zu machen; in einem seiner ersten Briefe[2]) erwähnte er, daß der „bisweilen etwas buntschechige Stil" bei einigen seiner Schweizer Freunde Anstoß errege; er menge zu viel ausländische Wörter unter sein sonst sehr schönes und körnichtes Deutsch. Launig antwortete darauf Schlözer[3]): „Wenn Sie sich Mühe geben, für mich wegen meines Styls bei Kennern Apologien zu halten, so kommt mir das eben so vor, als wenn Sie ein Mädchen, die häßlich ist und es weiß, daß sie häßlich ist, und sich völlig darob tröstet, zu einer Beauté demonstriren wollen. Der Himmel weiß, ich habe all meine Tage keinen Anspruch auf den Ruhm eines Stylisten gemacht; ich weiß gar nicht, was Styl ist; denn ich schreibe blos, wie mir der Schnabel gewachsen ist."

Auch die Briefe Schlözers an Müller zeigen einen freundschaftlichen, oft herzlichen Ton. Er vergißt selten, Müller die Grüße seiner Frau auszurichten, über die Fortschritte seiner Kinder, vor allem seines „Dortchens", das er nach eigener Methode heranbildete, zu berichten; er ist ernstlich besorgt für die zarte Gesundheit des jungen Freundes und bietet ihm sein Haus als Asyl und Erholungsstation an; er gibt ihm aber auch wiederholt den dringen-

[1]) Müller an Schlözer 16. Aug. 1772. S. W. XVI, 17 f.
[2]) Vom 19. Januar 1772.
[3]) Schlözer an Müller 8. März 1772. Maurer-Constant III, 32 f.

den Rat, nicht in die Ferne zu schweifen, sondern seine Kraft dem Vaterlande zu weihen und dort zu bleiben. „Lernen Sie die Welt so nehmen, wie sie ist, so genießen, wie sie will, ihr so nützen, als man kann, und Sie werden ruhiger und zufriedener seyn." Er interessiert sich lebhaft für die Verhältnisse in der Schweiz, für die dortigen Freunde Müllers; er unterhält sich mit ihm über literarische Gegenstände; ihm gegenüber äußert er die Bemerkung, die seine Geschichtsauffassung charakterisiert[1]): „Sie, Historiker, sprechen auch noch von republikanischer Tugend der großen Griechen? Packvolk waren diese Griechen (einige wenige ausgenommen), wie weiland Polnische Confederirte, wie weiland Schwedische Reichsstände!" Diese Ansicht ließ allerdings Müller nicht gelten: „Ja, die Spartaner waren Schurken und Packvolk. Aber die Athener, die Periklen, die Alcibiaden, die Solone, die Epicure, Aristippe, Socraten, Xenophonte etc. lass' ich noch nicht so schelten. Oder können Sie, welches freylich böse wäre, Ihre Anklage auch von Athen erweisen? Wollten Sie nicht lieber wie ich ein Athener als ein Göttinger seyn? Meine Wahl wäre gemacht."

Im Jahre 1772 begann auch der Briefwechsel Müllers mit Johann Georg Meusel, geboren 1743, von 1768 bis 1779 ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Erfurt, von 1780 bis zu seinem Tode 1820 in derselben Stellung zu Erlangen[2]). Die Bekanntschaft mit diesem ungemein fleißigen Sammler und Schriftsteller, dem „hochverdienten Registrator alles historischen Wissens", der durch seine Herzensgüte und seinen Edelsinn sich zahlreiche Freunde erworben hat, wurde eingeleitet durch Müller, der dem deutschen Gelehrten am 3. August 1772 sein Bellum Cimbricum zur Rezension einschickte und ihm in seiner rasch aufflammenden Weise schon im nächsten Monat seine innige Freundschaft anbot, indem er ihm erklärte, daß er ihn unbeschreiblich liebe und kein Geheimnis mehr vor ihm haben wolle. Diese Freundschaft wurde auch dadurch nicht gestört, daß Meusel gegen den Cimbrischen Krieg Einwendungen erhob, die nach der Ansicht

---

[1]) Ebenda III, 43. Antwort Müllers vom 21. Okt. 1772.

[2]) Über ihn Steinmayer in A. D. B. XXI, 541 ff. Im handschriftlichen Nachlasse Müllers (Schaffh. St.-B. Müll. 61, 9) haben sich 5 Briefe Müllers an Meusel aus den Jahren 1772 und 1773 und zwei Briefe Meusels an Müller (von 1782 und 1791) erhalten. Die letzteren sind ohne wesentliche Bedeutung. Der kühl-freundschaftliche Ton zeigt, daß die lebhafte Freundschaft der früheren Jahre bald erkaltet war.

Müllers „elend" waren[1]). Müller verlangte vielmehr von Meusel eine schonungslose Kritik. „Freund, tadeln wollen wir uns in unseren Briefen freymüthig und dann hinter dem Vorhang hervortreten und vor dem Publicum als Freunde erscheinen." Er bietet sich Meusel als Mitarbeiter an seinem „Tagebuch" und den „Erfurtischen gelehrten Zeitungen" an. Der Inhalt der Briefe bezieht sich im wesentlichen auf Urteile über literarische Erscheinungen, auf das wissenschaftliche Leben in der Schweiz und in Deutschland, oft in sehr freimütiger Sprache. Wie Müller von Meusel ein offenes, auch tadelndes Urteil verlangt, so hält auch er damit nicht zurück; er hebt vor allem die Meusel mit Recht vorgeworfene Vielschreiberei hervor: „Wollen Sie mir Eine Erinnerung, werther Freund! übel nehmen oder nicht? Sie denken dazu zu schön, zu edel. Mich dünkt also, Sie schreiben — aber ja kein saures Gesicht — Sie schreiben — wenn ich bey Ihnen wäre, so wollt ich Sie durch einen freundschaftlichen Kuß begütigen — etwas zu eilend, zu viel. Nicht als schrieben Sie schlecht, nichts weniger; nur dächte ich, wir lebten noch in solchen Jahren — Sie und ich — in welchen wir wenigstens die Hälfte unserer Zeit unserer eigenen, unmittelbaren Aufklärung, der Bereicherung unserer Ideenmagazine, schuldig sind. — Vergeblich sagen Sie mir, daß Sie vielleicht schreiben, um zu essen. Schreiben Sie weniger und fodern Sie mer. Ich möchte nicht zu früh bey Ihrem Grabe weinen, und die kritische Handarbeit entnervt Geist und Leib. Ich schreibe zum Vergnügen und kann aufhören, wenn ich will, ungeachtet ich wetten wollte, nicht so viele Besoldung, als Sie zu haben. Sie haben Wieland, Sie haben Schlözern; kann nicht der erste besonders Ihnen eine einträgliche Stelle verschaffen. Und wenn sie gleich keine Professorstelle wäre; ich glaube da zu seyn, nicht zur Professorwürde, sondern zum Genusse meines Lebens. Ich halte diese Sprache für freundschaftlicher als die todten Complimente, und Sie halte ich für groß und edel genug, sie zu verdienen. Wie liebe ich Sie!"

Durch Meusel kam Müller 1773 auch in Briefwechsel mit Wieland in Weimar, der von 1769 bis 1772 als Professor der Philosophie

[1]) Müller an Schlözer 20. März 1773: „Welche elende Einwendungen der ehrliche Meusel gegen den cimbrischen Krieg macht! so elende, daß ich nicht antworten mag." Müller hat es doch getan in einem Briefe an Meusel vom 19. April 1773, der mit den Worten schließt: „Was gehen uns die Cimbern an? Sie mögen wandern aus dem Mond, wir bleiben gute Freunde. Was helfen diese Bagatelle, über die zuletzt sich nichts sagen läßt! Allons boire et jouissons de notre vie!"

und der schönen Wissenschaften zu Erfurt Meusels Kollege gewesen war und mit dem jungen Schweizer um so bereitwilliger in Beziehung trat, als er die in der Schweiz verlebten Jahre zu den schönsten seines Lebens zählte[1]). Auch hier hat Müller die Korrespondenz eröffnet durch einen Brief vom 30. März 1773, in welchem er Wieland seine Freundschaft anbot, auf welchen dieser in verbindlicher Weise antwortete: „Von nun an, mein theuerster Müller, ist Alles unter uns gesagt. Wir haben nicht nöthig zu wissen, wie lang oder kurz wir sind, was für Augen, Nasen, Ohren u. s. f. wir haben; die ganze Physiognomik des Freundes Lavater ist uns unnütz. Wir kennen uns, und dies ist genug." Wieland suchte Müller sofort für die Mitarbeit an seinem in diesem Jahre zum erstenmal erscheinenden „Teutschen Merkur" zu gewinnen, indem er von ihm jährlich ein paar Artikel über die neueste Literatur in Helvetien zu erhalten wünschte, „kurzgefaßte kritische Nachrichten von einem Mann, der das ganze Feld übersieht, koncis zusammengedrängt, eine bloße Skizze, aber eine Skizze von einer festen, freien Hand, in der Geist und Leben ist". Das könne vielleicht in ganz Helvetien Müller allein leisten. Er wünsche diesen Merkur nach und nach in einem hohen Grade vortrefflich und nützlich zu machen; das sei aber nur möglich mit Hilfe solcher Freunde wie Müller. Wirklich versprach ihm Müller „Annalen des helvetischen Geistes" zu liefern, und Wieland bat ihn sofort um eine etwas ausführliche Rezension der „Voyages de Montagne", im ferneren um eine umständliche und genuine Erzählung der „Bewegungen, welche der Fanatismus in Zürich macht," von der Hand Müllers oder eines seiner zuverläßigsten Freunde[2]). Auch eine Abhandlung über Helvetius wäre ihm willkommen; doch empfehle er ihm dabei viel Behutsamkeit, „um dem großen Haufen der Leser des Merkurs, worunter über 500 katholische Abonnenten sind, nicht anstößig zu werden". Am 2. August 1773 ist Wieland sehr enttäuscht darüber, von Müller wieder nur einen Brief erhalten zu haben. „Ihre

---

[1]) Wieland an Müller den 1. Sept. 1780: „un pays où j'ai passé les plus belles années de ma vie et dont par conséquant le souvenir me sera toujours bien cher." Die Briefe Wielands an Müller, 16 Nummern von 1773 bis 1807 (Schaffh. St.-B. Müll. 69) sind von Maurer-Constant III, 163—198, vollständig herausgegeben worden; von den Briefen Müllers an Wieland ist nur derjenige vom 18. Mai 1796 gedruckt (S. W. XVII, 28 ff.). Für Wielands seit 1773 erschienenen „Teutschen Merkur" hat Müller erst von 1781 an Beiträge geliefert.

[2]) Müller hat in den Originalbrief Wielands bei dieser Stelle die Randbemerkung beigefügt: „Das werd' ich wohl bleiben lassen!"

Freundschaft ist mir unendlich schätzbar; aber ich gestehe Ihnen frei, sie ist es mir vornehmlich durch die Hoffnung, daß Sie von Zeit zu Zeit einige Stunden anwenden werden, etwas für den Merkur zu thun." Schon vier Tage später hofft er durch Müller von Vierteljahr zu Vierteljahr kritische Nachrichten von dem Merkwürdigsten, was seit 1773 im Fache der Philosophie in Deutschland herausgekommen sei und ferner erscheinen werde, zu erhalten; denn er kenne niemand, der diesen Artikel so gut machen würde wie Müller. Trotz dieser Schmeichelei, der Müller sonst so leicht zugänglich war, hat er in dieser Periode für Wielands Teutschen Merkur noch nichts geliefert; seine Reise in die Westschweiz im Spätsommer 1773 und seine Verpflanzung dorthin im Frühjahr 1774 entfremdete ihn dieser Arbeit und der Beschäftigung mit der deutschen Literatur für längere Zeit. —

Mehr und mehr traten aber in den Vordergrund seiner Interessen die Beziehungen zu den namhaftesten Schweizer Gelehrten der Zeit. Er lernte bald das wissenschaftliche Leben seines Vaterlandes, das er früher durchaus unterschätzt hatte, besser würdigen. Schon 1772 findet sich in der Berliner Allgemeinen Deutschen Bibliothek[1]) ein „Auszug eines Briefes aus der Schweiz" aus der Feder Müllers. „In der Welt ist wohl kein Land von dem kleinen Umfange der Schweitz", urteilt er, „in welchem edle Denkungsfreyheit, römischer Patriotismus, gesunder Geschmack, und Aberglaube, scholastischer Pedantismus, Intoleranz und Sklaverey der Denkungsart so nahe beisammen wohnen. Dank dem Genius Helvetiens, daß die Parthey der Denker und der Beförderer des guten Geschmacks immer größer wird, daß die Schweitzer, deren Väter so heldenmüthig das Joch der Tyrannei abwarfen, nun auch das unwürdigere Joch der moralischen Sklaverey je mehr und mehr abschütteln. Kommen Sie mit mir nach Süden, von da wollen wir die Cantons durchwandern und die Charte ihrer Kultur aufnehmen. Von Ferney breitet sich der Geist der Duldung, der Denkungsfreyheit und des philosophischen Geschmacks über den Trümmern des Pedantismus und der unbehülflichen Schulgelehrsamkeit durch einen großen Theil Helvetiens aus." Dann werden die Verhältnisse in Genf, Bern, Solothurn, Basel, Luzern, Zug berührt; „Zürich verdient unstreitig den Namen des helvetischen Athens, so viele Männer von Geschmack und Einsicht wohnen dort".

---

[1]) Bd. 17, S. 313—316. Müller an Meusel 28. Sept. 1772: „Der Brief beym 17. Bande der Berliner Bibliothek ist — von mir."

Von seiner Vaterstadt schreibt Müller: „Schafhausen fängt an, aus seiner alten Schlafsucht sich mächtig heraus zu reißen; der Geschmack und Lectür fängt an, sich auszubreiten. Die Regierung und Patrioten unterstützen aufblühende Genies; es gibt edeldenkende Männer, die Alles thun, den alten Pedantismus und die Barbarey zu stürzen und dem Geiste der Nation eine bessere Richtung zu geben. Eine Anzahl derselben hat sich in eine Gesellschaft vereiniget, nicht voluminöse Memoires zu schreiben, sondern durch Stiftung einer neuen Bibliothek, am meisten durch Beyspiele (denn Thaten wirken mehr als Worte) Nacheiferung und Enthusiasmus für die Wissenschaften ihren Mitbürgern einzuflößen. Dies Institut, zusammengenommen mit anderweitigen Bemühungen, kann, wenn der Eifer nicht erkaltet, in der Literargeschichte eines kleinen Staats Epoche werden." Zu derselben Zeit berichtete Müller an Schlözer von Zürich aus: „Die Wissenschaften blühen hier ungemein." Er erwähnt die Tätigkeit Bodmers, Breitingers, Füßlis, des Bürgermeisters Heidegger und seines Sohnes, des Salzdirektors Schinz, des Doktors Hirzel und seines Bruders, Simmlers, Steinbrüchels, Lavaters u. s. w., die er fast alle in dieser Zeit persönlich kennen gelernt hatte. Wieder werden die wissenschaftlichen Bestrebungen in der Schweiz rühmend hervorgehoben. „Überall entstehen hier Gesellschaften zum Besten der vaterländischen Geschichte, zur Cultivierung unserer Politik, zur Ausbreitung der Litteratur, zur Beförderung des Patriotismus. Auch in Schafhausen hat eine Gesellschaft sich zusammengethan, eine neue Bibliothek zu stiften. Junker Capitain v. Peyer, Bibliothekar der Bürger, wünscht die alten Bibliotheken mit meiner Beihülfe zu vereinigen, zu reformiren und durch tausend Künste eine für den Schafhauser Nationalgeist vortheilhafte Gährung unter die Bürgerschaft zu bringen."

In seiner Vaterstadt verkehrte Müller mit einigen Männern, die dem Geist der Aufklärung Auge und Herz geöffnet hatten. Zu diesen gehörte der eben genannte Bibliothekar Johann Ludwig v. Peyer, dessen Sohn, der frühverstorbene Johann Jakob v. Peyer, ein Privatschüler Müllers war, „ein Weiser und ein Mann von großem Geschmack", der, wie auch der angesehene Bürgermeister Meyer, „nicht Bürgermeister allein, sondern unserer geistvollsten, edelsten und scharfsinnigsten Männer einer," ihm stets eifrig zugetan blieb, ferner der Postmeister Stokar v. Neuforn, sein Universitätsfreund J. J. Altdorfer, der zur Zeit von Müllers Rückkehr zum Pfarrer von Buch gewählt worden war und welchem

Müller in engem mündlichem und schriftlichem Gedankenaustausch seine Ansichten rückhaltlos mitteilte[1]), vor allen aber Junker Ratsherr Johann v. Ziegler, „ein allerliebster Mann, der mit mir in manchen Stücken sympathisiert — welcher mir hier, was la Boëtie Montaignen, was Scipio dem Lälius war, was mit einem Wort ein vollkommen vertrauter Freund sein kann, dergleichen jeder nur einen, zum höchsten zwei, aber unter seinen Mitbürgern persönlich haben kann, ist. Ohne diesen v. Z. könnt ichs hier vollends nicht aushalten. Er aber zerstreut alle Wolken und heitert mich auf einmal wieder für viele Tage auf. Wahrhaftig, ich wollte lieber die Historie vergessen, als ihn verlieren"[2]).

Inzwischen hatte Müller mit seiner jugendlichen Lebhaftigkeit sich an die bedeutendsten Gelehrten der Schweiz gewendet, um sich ihrer Mitwirkung für seine Schweizer Geschichte, vor allem in der Beibringung der geschichtlichen Quellen und Materialien, zu versichern. Solche Mitarbeiter lebten eine größere Zahl in verschiedenen schweizerischen Orten, überaus fleißige Sammler, die aber selbst aus Bescheidenheit oder aus Mangel an Selbstvertrauen über dem Zusammentragen des Materials nicht zu dessen Verarbeitung gelangten oder sich auf die Darstellung gewisser zeitlich oder sachlich begrenzter Teile der vaterländischen Geschichte beschränkten. Der junge Schaffhauser Gelehrte fand mit seinen warmherzigen Bitten überall offene Tore und Herzen. Die Bibliotheken und Archive der Städte, ja auch der Klöster, öffneten sich ihm bereitwillig; private Sammler und Gelehrte wetteiferten miteinander, ihm ihre Schätze zur Verfügung zu stellen und mit ihm in Gedankenaustausch über ihre eigenen Studien und Forschungen zu treten; eine solche Anziehungskraft wußte er durch sein feuriges Streben, mit seiner Arbeit dem Vaterlande zu dienen, durch seine jugendfrische Begeisterung auszuüben, daß auch gereifte Männer und silberhaarige Greise von ihm hingerissen wurden und für die vaterländische Geschichte das Größte von ihm erwarteten. Unter seinen schweizerischen Korrespondenten finden wir Männer wie den Berner Zensor Alexander Ludwig v. Wattenwyl, den Vater seines Göt-

[1]) Müller an Schlözer 20. März 1773: „Dieser Mann gefällt mir immer besser; seine Grundsätze sind vortrefflich; die trockene Kälte seines Temperaments mäßigt das wilde Feuer des meinigen."

[2]) Füßli schreibt über ihn am 19. Febr. 1773, daß er für Zieglers seligen Epikureismus den ganzen Kram seines Wissens mit namhaftem Aufwechsel vertauschen würde.

tinger Studienfreundes[1]), Gottlieb Emanuel v. Haller, den gelehrten Sohn des großen Albrecht v. Haller[2]), J. R. Sinner v. Balaigues, der ihm als Berner Bibliothekar vortreffliche Dienste leisten konnte[3]), den edlen Menschenfreund Isaak Iselin von Basel[4]), den Luzerner Patrioten Joseph Anton Felix v. Balthasar[5]), die Äbte Sebastian Steinegger von Wettingen[6]) und Martin Gerbert von St. Blasien[7]), den schreib- und streitlustigen Pfarrer und Kammerer Johann Konrad Füslin zu Veltheim[8]), die Zürcher Salomon Geßner[9]), S. Hirzel[10]), Professor Steinbrüchel[11]), den greisen, hochberühmten J. J. Bodmer[12]), welcher der Geschichte und dem Geschmack viel Gutes von Müller versprach, welches für ihn selbst zu spät kommen werde, da er selbst zu frühe gekommen sei, den jungen C. Heidegger, Sohn des Bürgermeisters von Zürich[13]), den Geschichtsforscher, Schriftsteller und Staatsmann Hans Heinrich Füßli, dessen Briefwechsel mit Müller zum größten Teil erhalten geblieben und von hohem Interesse ist. Es sind Männer in den verschiedensten Lebensstellungen und von der verschiedensten Lebensauffassung, mit denen Müller in vertraulichen Verkehr trat. Er, der feurige, fast unbesonnene Bewunderer der französischen Aufklärer, findet sich schon jetzt auf dem Boden der neutralen Wissenschaft zusammen mit Männern von grundverschiedener Richtung. So konnte ihm denn Haller schreiben[14]): „Ich sehe je länger je mehr, daß unsere beedseitige Denkungsarten sich wohl für einander schicken. Wir

---

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 61, 8.

[2]) Ebenda 61, 14. Es sind aus den Jahren 1772—1780 nicht weniger als 64 Briefe Hallers an Müller erhalten.

[3]) Ebenda 61, 17.

[4]) 61, 7.

[5]) 61, 15.

[6]) Ebenda 72.

[7]) 61, 18.

[8]) 61, 13.

[9]) 61, 3.

[10]) 68.

[11]) 72.

[12]) 70; das angeführte Zitat in einem Briefe Bodmers vom 5. Juni 1773. Bemerkenswert ist, daß der erst zweiundzwanzigjährige Müller dem greisen und hochverdienten Bodmer über seinen Odardo Galotti, den er gegen Lessings Emilia Galotti geschrieben hatte, zu bemerken wagte, er sei seiner unwürdig, worauf Bodmer am 31. Aug. 1774 antwortete: „Wenn Sie das Stück meiner unwürdig halten, so ist dieses freundschaftliche Gütigkeit, die Sie für mich haben; es hat allein den Werth, daß es Zeugniß gegen Lessings Miß Sara und Emilia ist.“

[13]) 71.

[14]) Brief vom 22. Okt. 1772.

suchen beide die Warheit ohne Ansehen der Person," und der Abt Sebastian Steinegger von Wettingen versichert ihm[1]), daß er von seiner gelehrten Arbeit und von seiner Liebe zum Frieden, zum guten Verständnis und Harmonie im Vaterland, Eigenschaften, die nur erhabenen Seelen zuständig seien, über die Maßen gerührt sei, in demselben Briefe, in welchem er von der Freiheit, mit welcher man in diesen Tagen schreibe und von der Gewalt, die man unter dem herrlichen Glanz der Menschenliebe und Gerechtigkeit ausübe, befürchtet, „daß unsere Augen noch sehr betrübte Auftritte sehen werden".

Vor allem ist bezeichnend der Briefwechsel Müllers mit dem durchaus konservativen Berner Patrizier Gottlieb Emanuel v. Haller[2]). Dieser verbittet sich von Anfang an ein für allemal „den schmeichlerischen und Höflingston". „Ich biete Ihnen meine Freundschaft an und bitte um die Ihrige, und hiebey braucht es keiner Titeln noch dergleichen Umschweife." Er stellt Müller alle seine Sammlungen und Bücher zur Verfügung, meint aber, daß er Müllers Beihilfe ebenso oder noch weit mehr bedürfe, als Müller der seinigen. Er wünscht und erhält von Müller in erster Linie Beiträge für seine Münzsammlung und sein Münzwerk, dann aber auch über schweizerische Manuskripte und alles, was sich speziell auf Bern bezog. Er schreibt ihm über seine wissenschaftlichen Arbeiten und Pläne, über seine engeren Familienverhältnisse, über den traditionellen Kinderreichtum der Familie Haller, über seinen greisen Vater, wobei er bedauert, daß derselbe durch seine im Greisenalter geschriebenen Schriften, vor allem seine Romane, den früher erlangten Ruhm gefährde; er stimmt mit dem ungünstigen Urteil Müllers über dieselben überein, kann sich aber nicht dazu entschließen, dem verehrten Vater von dieser literarischen Tätigkeit abzuraten. Er stellt Müller seinen Besuch in Schaffhausen in Aussicht und ladet denselben aufs herzlichste in sein Haus ein. Er spricht sich unverhohlen und recht abfällig über die Verhältnisse in Bern aus, von denen sich Müller eine viel zu vorteilhafte Vorstellung mache. „Von einer Belohnung der Verdienste weiß man wenig oder nichts. Geschicklichkeit und Gelehrtheit sind verachtet. Unsere größten Geister bleiben in den untern Stellen, höchstens kommen sie in den großen Rath, weiters selten. Unsere Legislation ist ein erschrecklicher Irrgarten, und wehe uns, wenn factionen

[1]) Brief vom 3. Jan. 1773.

[2]) Schaffh. St.-B. Müll. 61, 14 enthält 64 Briefe Hallers an Müller vom Januar 1772 bis April 1780.

bey uns einreißen sollten; die schwächere Parthey könnte gesetzlich unterdrückt werden. Freundlichen Umgang können wenige genießen, am wenigsten ein Geistlicher und ein Fremder. Könnte ich Ihnen alles sagen, was ich über diese Sachen weiß — Nein, das thue ich meinem Vatterlande nicht zu leide — Aber Sie würden keine Lust mehr nach Bern haben"[1]). Er ermahnt Müller ernstlich zur Mäßigung in seiner Ausdrucksweise: „Ich glaube aber, es sey möglich, frey zu schreiben, wenn man nur in den Ausdrücken vorsichtig ist. Und hier, mein Freund, sehen Sie, wie aufrichtig ich bin, reißt Ihr rasches Feuer oft Ihre Feder hin. Selbst im Vertheidigungsfalle möchte ich kein hartes Wort brauchen. Man kann scharf geißeln, ohne die Ruthen in Essig zu tünken." Mit der Begeisterung Müllers für die Franzosen ist er selbstverständlich nicht einverstanden; er verabscheut Voltaire von Grund seines Herzens und bezeichnet das System des Helvetius als schrecklich; Gott möge davor bewahren. Müller werde im Alter von vierzig Jahren ganz anders denken als jetzt. Von seinen eigenen Anschauungen schreibt er[2]): „Jederzeit hatte ich eine große Abneigung vorm Scholasticismus, das ist wahr; aber nie hatte ich einen Geist der Neuerung. Ich glaube zwar bey weitem nicht Alles mit einem Köhlersglauben, und ich untersuche gern selbst, wenn ich kann; aber doch verwerfe ich nicht Alles, was ich nicht begreifen kann. Die engen Grenzen meiner Einsichten sind mir nicht unbewußt. — Das bitte ich, zählen Sie mich nicht zu den democratischen Seelen, denn denen bin ich spinnefeind. Bey der jetzigen Verfassung der Menschen, die vielleicht von allen Zeiten her so schlimm, oder noch schlimmer gewesen ist, sehe ich die Democratie für die unvollkommenste aller Regierungsarten an. Wären die Fürsten gut, o ja, dann wollte ich tausendmal lieber einen Monarchen, als eine Republik. Aber wie selten sind die guten Fürsten!" Den Grund, warum er nie die Versammlungen der Helvetischen Gesellschaft besuche, werde er Müller mündlich mitteilen; Briefen dürfe er dies nicht anvertrauen. — Die leidenschaftliche Freundschaft, mit welcher sich Müller bald nachher dem jungen Berner Patrizier Karl Viktor v. Bonstetten in die Arme warf, ließ die freundschaftlichen Beziehungen zu Haller etwas erkalten; in den Briefen Hallers kommt eine unverkennbare Eifersucht gegen den neuen Freund Müllers zum Ausdruck; er versäumt nicht, die Unbeliebtheit Bonstettens in Bern, sein von

[1]) 13. Nov. 1772.
[2]) 12. Dez. 1772.

kindlicher Liebe weit entferntes Verhalten gegen seine Eltern hervorzuheben; er zürnt Müller, daß er trotz seiner wiederholten dringenden Einladungen zweimal durch Bern gereist sei, ohne ihn zu besuchen. Aber der freundschaftliche Briefwechsel wurde trotzdem fortgesetzt, und auch in den folgenden Jahren noch haben sich die beiden Gelehrten durch ihren Gedankenaustausch in ihren Bestrebungen wechselseitig unterstützt.

Ein Ton herzlicher Freundschaft herrscht im Briefwechsel Müllers mit dem jungen Heidegger, dem Sohne des Bürgermeisters von Zürich, der ihm wohl in Alter und Anschauungen am nächsten stand und den er zum Vertrauten seiner geheimen Pläne machte[1]).

Derjenige Schweizer aber, der mit Müller zunächst in die engste Verbindung trat, sein Herzensfreund, bis die Persönlichkeit Bonstettens auch ihn etwas auf die Seite schob, war Hans Heinrich Füßli, der sich mit vollem Rechte Müllers ältesten Freund in der Schweiz nennen durfte. Der Briefwechsel mit diesem geistreichen und charaktervollen Zürcher Gelehrten, Schriftsteller und Staatsmann begann im Dezember 1771 und dauerte, allerdings öfters durch jahrelange Pausen unterbrochen, bis kurz vor dem Tode Müllers. Der am 3. Dezember 1745 zu Zürich geborene, also um etwas mehr als sechs Jahre ältere Füßli[2]) hatte eine vorzügliche Erziehung genossen und war durch Bodmer für die historischen Studien gewonnen worden. Seine Bildung hatte der Jüngling durch Reisen nach Genf und Italien, wo er mit Winckelmann innige Freundschaft geschlossen hatte, erweitert; nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt betrieb er mit großem Eifer geschichtliche Studien und hielt vielbesuchte Vorlesungen über verschiedene Perioden der schweizerischen Geschichte, bis er im Jahre 1775 Bodmers Nachfolger als Professor der vaterländischen Geschichte und Politik wurde. Seine Arbeiten aus dieser Zeit aber sind nur bruchstückweise oder gar nicht gedruckt worden, zum Teil, weil er in seinem hohen sittlichen Ernst an sie sehr hohe Anforderungen stellte, zum Teil, weil er sich der glänzenderen Begabung seines jüngeren Freundes unterordnete und in edler Selbstlosigkeit seine reichen Sammlungen samt seinen eigenen Arbeiten ihm zur Verfügung

[1]) Die Briefe Heideggers befinden sich Schaffh. St.-B. Müll. 71. Füßli schreibt über ihn: „Seine Bibliothek und sein Kopf sind ein Archiv von Libris et Ideis prohibitis." Füßli an Müller 6. Nov. 1772 auf der Stadtbibliothek Zürich Mſ. M. 1, 432.

[2]) Über ihn ist zu vergleichen G. Meyer v. Knonau in A. D. B. VIII, 263—266.

stellte. Über die Entstehung der Müllerschen Schweizer Geschichte, über die wechselnden Pläne und Absichten Müllers gibt der Briefwechsel mit Füßli die wertvollsten Aufschlüsse. Als Teilhaber des buchhändlerischen Geschäftes Orell, Geßner, Füßli & Cie. in Zürich konnte er dem jungen Schaffhauser zudem manchen wertvollen Dienst durch Lieferung und zeitweilige Überlassung neu erscheinender Bücher leisten. Füßli hat in dieser Stellung oft das geschäftliche Interesse dem wissenschaftlichen untergeordnet[1]). Er war es auch, welcher im Jahre 1772 den Druck von Müllers Bellum Cimbricum durch seinen Verlag vermittelte. Nach dem Tode Müllers hat er dessen Briefe an ihn mit annähernder Vollständigkeit herausgegeben, als ein Denkmal für den verstorbenen Freund, der Neuen Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft ehrfurchtsvoll zugeeignet; seine eigenen Briefe an den Geschichtschreiber hätten ebensosehr den Druck verdient[2]).

Der Briefwechsel wurde von Johannes Müller am 20. Dezember 1771 durch einen Brief eröffnet, in welchem er dem ihm persönlich noch unbekannten Zürcher Gelehrten Mitteilung machte von seinem Entschlusse, den Teil der englischen Welthistorie, der die helvetische Geschichte enthalte, auszuarbeiten. „Der Ruf Ihrer vorzüglichen Kenntniß unserer vaterländischen Geschichte, noch mehr die sympathetische Hochschätzung Ihrer ädeln, patriotischen Gesinnungen, die ich aus Ihrer schönen Schilderung der Pflichten eines Bürgers zuerst kennen gelernt habe, haben E. E. diesen Brief zugezogen. — Diese Absicht kann ich ohne einen Freund, wie Sie sind, unmöglich ausführen. Aus Überzeugung schreibe ich dies nieder, ohne Beweis, weil dieser mich bei Ihnen unschuldiger Weise in den Verdacht bringen könnte, als verstühnde ich die Schwäche der Schmeichelei.

[1]) Füßli an Müller: „Meine Gesellschaft traut mir nur halb, und glaubt, ich halte es mehr mit den Gelehrten, als mit den Verlegern, kurz, ich hofire in mein eigen Nest."

[2]) Johann Müllers Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz. Zürich, bei Orell, Füßli & Cie. 1812. Die Ausgabe enthält 78 Briefe, nicht vollständig, aber in sehr ausführlichen Auszügen, wobei sich der Herausgeber etwa Umstellungen und teilweise Änderungen im Text erlaubte; allzu schroffe Ausdrücke und Bemerkungen sind weggelassen oder abgeschwächt. Die Originalbriefe sind auf der Stadtbibliothek Zürich aufbewahrt (Mſ. M. 1, 431): Briefe von Johann Müller an Obmann Füßli 1771—1807, 87 Nummern. Ebenda (Mſ. M. 1, 432) 7 Briefe Füßlis an Müller 1772—1797. Die Hauptmasse der Briefe Füßlis an Müller aber liegt auf der Stadtbibliothek Schaffhausen (Müll. **61**, 12 und **69**, 73 Nummern). In die S. W. Müllers ist nur ein einziger Brief an Füßli vom 11. Dez. 1781 aufgenommen worden (S. W. XVI, 121—125), der in Füßlis Ausgabe fehlt.

Und verstühnd' ich sie, so wär' ich folglich unwürdig, ein Helvetier, unwürdig, Ihr Freund zu sein."

Mit diesem Brief war der Grund zu einer warmen und aufrichtigen Freundschaft gelegt, die das Leben Müllers überdauert hat. Auch in diesem Briefwechsel fehlt es nicht an begeisterten Freundschaftsversicherungen von beiden Seiten, an Küssen und Umarmungen. Nachdem Müller bei einem Besuche in Zürich im April 1772 Füßli persönlich kennen gelernt hatte, sprechen sich die Freunde mit dem vertraulichen „Du" an, und auch der ältere Füßli hält in den Versicherungen seiner herzlichen Freundschaft nicht zurück. „Von meinem Herzen", schreibt er an Müller[1]), „mag ich Dir wenig Worte machen, mein Freund! Du, der in den Herzen lesen kannst, wirst in meinen Augen das Maß meiner Liebe gelesen haben. Frauenliebe ist vielleicht heftiger, aber nicht lieblicher. Wie ich Dich gefunden bis in den Detail Deines cörperlichen und geistigen Daseins, sollst Du nächstens vernehmen." Doch ist der Ton dieser Briefe ruhiger, männlicher und besonnener als in den Briefen Müllers an Bonstetten; die schwärmerisch-überschwengliche Empfindsamkeit ist im Freundschaftsverhältnis zwischen Müller und Füßli nicht aufgekommen; vielmehr ist dieser Briefwechsel wirklich das geworden, was Füßli schon in seinem ersten Briefe an Müller, am Neujahrstage 1772, aussprach: „Ich schmeichle eben so wenig als Sie. Darinn darf ich mich mit Ihnen messen. Also sehen Sie den gelehrten Nutzen, den Sie etwa aus mir ziehen könnten, immerhin für etwas Zufälliges an. Allemal aber wird das Resultat unsers Briefwechsels bald die freundeydgenössische Bruderliebe zweyer Herzen seyn, die sich unverhofft auf einer rühmlichen Bahn gefunden haben." Offenheit und Aufrichtigkeit soll zwischen den beiden Freunden herrschen, aber Unberufene sollen sich nicht in ihr Geheimnis einmischen dürfen. „Sie müssen davon schweigen, das sei ein Fundamentalgesetz unserer Freundschaft. Außer sehr gleichgültigen Dingen wollen wir niemandem etwas aus unseren Briefen oder Untersuchungen erzählen. Fragen Sie mich, was Sie wollen, auch außer unserer gelehrten Handelschaft; ich werde Ihnen immer mein Herz öfnen und Sie sollen seine geheimste Geschichte lesen. Aber das erfahre kein Fremder! Es ist gar zu süße, mit einem ädeln Freunde vertraulich sich zu unterhalten, aber es geschehe im Allerheiligsten der Freundschaft, wo kein Unheiliger zuhört[2])." Immer und immer wieder bittet Müller

[1]) 10. Mai 1772.
[2]) Müller an Füßli 6. Jan. 1772.

den Freund, ihm offen mitzuteilen, was ihm in seinem Charakter mißfalle. „Mein lieber eydgenössischer Bruder! Bey unserer Freundschaft bitt' ich Sie, sagen Sie mir mit altdeutscher Freymüthigkeit Alles, was Ihnen an meinen Grundsätzen, Empfindungen oder Handlungen mißfällt. Lieben Sie mich nicht mehr, wenn ich jemals ungeduldig werde"[1]). Es ist ein schöner, idealer Freundschaftsbund, den der Zürcher und der Schaffhauser unter sich abgeschlossen hatten, zu gemeinsamer Arbeit zum Wohle des Vaterlandes. „Wir wollen wirken, so lang es Tag ist! Dieses goldene Sprüchgen eines Apostels, von dem wir ausdrücklich wissen, daß er der Freundschaft fähig war, soll auch der Wahlspruch der unsrigen sein — soll ob unserer Thüre geschrieben stehen — soll uns, weit mehr als Hahnengeschrei, an jedem rosenfarbnen Morgen zu Thaten für das zeitliche und ewige Heil unserer und der Welt Mitbürger aufwecken, soll die schwüle arbeitsscheue Mittagshitze der itzigen Sommertage von unsren Wangen fächeln und die Glocken übertönen, die uns zum Besuche, zum Schmause und zum Schlafe lockt. Denn, wie wohl gesagt und wohl citirt, es kömmt die Nacht, wo wir ob Gott will, genug schlafen können und mit neuen Kräften zum Dienste der großen, unmittelbaren freyen Reichsstadt Gottes wieder aufwachen werden"[2]). Und Müller versichert dem Freund: „Von neuem, mit gedoppelter Wärme, schwör' ich Dir ewige Freundschaft. Vortrefflicher Freund! so lange Tugend liebenswürdig und du ihr Freund, Weisheit ehrwürdig und du ihr Vertrauter bleibst, bleibt unsere Freundschaft"[3]). Da sich die beiden Freunde rückhaltlos ihre Gedanken mitzuteilen entschlossen waren, brachte Müller die Verwendung einer Geheimschrift für Namen und geheimzuhaltende Bemerkungen in Vorschlag. Sie wurde aber nur in ganz wenigen Briefen angewendet.

Wie Hans Heinrich Füßli der wertvollste und anregendste Mitarbeiter Müllers in den ersten Jahren seiner wissenschaftlichen Tätigkeit war, so war er auch bis zu Müllers Bekanntschaft mit Bonstetten derjenige seiner Freunde, der ihm persönlich am nächsten stand. Im Hause Füßlis in Zürich, bei dessen liebenswürdiger Gattin und Kindern, war er ein stets willkommener Gast, und hinwieder besuchte auch Füßli den Freund in Schaffhausen, lernte dessen würdige Eltern und freundliche Schwester kennen und schätzen. Er bekümmert sich eifrig um das geistige und leibliche

[1]) Ebenso 27. Febr. 1772.
[2]) Füßli an Müller 26. Juni 1772.
[3]) Müller an Füßli 19. Sept. 1772.

Wohlsein des Freundes, dem er ein eigenes schönes Familienleben wünscht, wie es ihm selbst beschieden war.

In der Korrespondenz Müllers mit seinen deutschen und schweizerischen Vertrauten treten uns in dieser Zeit des Schaffhauser Aufenthaltes außer der Besprechung literarischer Fragen vornehmlich drei Gegenstände des Gedankenaustausches entgegen: seine fast ingrimmige Abneigung gegen seine Berufswissenschaft, die Theologie, sein bitterer Groll über die kleinstädtischen Verhältnisse seiner Vaterstadt, über Unverstand und übeln Willen vieler seiner Mitbürger, und endlich seine hochfliegenden, vielfach aber noch wechselnden und unklaren Pläne und Zielpunkte seines wissenschaftlichen Strebens. Mit feuriger Leidenschaftlichkeit spricht der noch unreife Jüngling oft in abstoßender Selbstüberhebung Ansichten und Urteile aus, die er später bei gereifterer Einsicht selbst als ungerecht empfunden und korrigiert hat. „Die unseligen symbolischen Bücher!" schreibt er am 29. Januar 1772 an Füßli, „wer doch diesen unedeln Zwang wegnähme! diesen Despotismus über den menschlichen Geist stürzte, zertrümmerte, ausrottete! Schlözer wandte mir einst ein: Diese Fesseln wären nothwendig, um des Fanatismus und der Unwissenheit willen; ein Staat mit schlechten Gesetzen versehen, wäre doch glücklicher, als ein Staat ohne Gesetze. Er hat mich nicht überzeugt. Und so lang ich aus der Kirchengeschichte weiß, daß die symbolischen Vorschriften und überhaupt das Scholastische der Theologie von jeher die Quellen unendlichen Unglücks gewesen sind, daß sie den Geist der Toleranz verscheucht, daß sie Monarchien zerstört haben, daß es große Staaten giebt, die ohne sie bestehen können — so wird mich niemand überzeugen. Ich verabscheue Alles, was mir Fesseln anlegen will. Essor de l'Esprit, edle hohe Denkungsart, Gesinnungen größer als die Gesinnungen des vergoldeten Pöbels, Revolution in der Gelehrsamkeit — alles Große erstickt unter einer Formula Concordiae, unter einem Consensus orthodoxus und einem Symbolum Quicunque. Ist es nicht tausend schade, daß unsere Theologen, anstatt über die Ubiquität einen unnützen Streit zu führen, nicht längst frey herausgesagt haben, was eigentlich der Zweck, der Geist der Bibel ist? So wären wir jetzt weiter, und schauten, bey noch so vielen Lastwägen von Commentarien und Dogmatiken, nicht immer noch im dunkeln Worte. Aber das haben wir unsern heiligen Kriegen um Bockswolle zu danken. Nicht einer Puffbohne sind sie werth, alle diese Auswüchse fruchtbarer Geister, vom unseligen Athanasius an bis auf den abgedankten Senior Göz.

— Sie lächeln Freund! Sie haben recht. Ich will nicht mehr theologisiren. Wenn man in Schafhausen diese gräulichen Dinge lesen sollte, einige würden zu einem Auto da fé unmaßgeblich rathen." Und bald nachher[1]) bekennt er: „Mir ist Alles ziemlich natürlich in meiner christlichen Religion, und sie ist doch wahrlich nicht die Religion von Ferney. Sie kennen größtentheils meine Grundsätze; sie stimmen am meisten mit der Theologie überein, die Friedrichs des Großen Priester predigen, die gewesen ist, ehe Moses war, und bleiben wird, wenn Athanas' und Augustin und alle Polemiker zur Ehre des menschlichen Verstands verwünscht werden. Ein Mann, der den Weltenschöpfer verehrt, und ädel denkt, ist meiner Liebe würdig, er mag seine Glaubensbrüder sonst in Rom, in Wittenberg, in Zürich oder beim Dalai Lama zu suchen haben. Von Ihrem menschenliebenden Herzen glaub' ich gleiche Grundsätze. Wenigstens werden Sie's auch glauben, daß das allein die beste Religion ist, daß das allein der Gottheit würdige Lehrsätze sind, die zur moralischen Verbesserung, i. e. zur Glückseligkeit der Menschen etwas beytragen. Wenn ein Volk Sätze glaubt, die diesen Absichten zuwiderlaufen, so halt' ichs freylich für Schuldigkeit, ihm die Augen zu öffnen; nur muß ich ihm die Augen nicht aus dem Kopf schlagen. Man greife die Sache mit Klugheit an; das muß ich mir hier auch gefallen lassen; sonst würd' ich heut ein natürlicher Mensch, morgen ein Naturalist und vielleicht übermorgen ein Kind der Hölle seyn müssen. — Nichts ist mir abgeschmackter als die Wundentheologie, das Gewäsche von der Einsprache, dem Durchbruch, dem unwiderstehlichen Zug, der Gefahr eigener Untersuchung und Tugendübung, der Nothwendigkeit, die Hände in den Schooß zu legen und zu warten, bis es dem Geiste gefällt, ein Tröpflein Blut von Golgatha an die heilsdurstige Seele zu spritzen — ich kann nicht fortfahren!" Und um dieselbe Zeit klagt er dem Freund[2]): „Eins muß ich Ihnen im Vertrauen sagen: Sie werden vielleicht zuweilen Spuren eines gewissen hypochondrischen Wesens an mir wahrnehmen. Das kommt von der Theologie, zu der ich die geringste Neigung nicht mehr habe und die ich doch fortsetzen m u ß. Gott, wie mich das ennuyirt!" Füßli teilte im ganzen die freigeistigen Anschauungen des Freundes und dehnte seine Kritik auch auf die politischen Zustände aus[3]): „In unserer Religion, sagst du, riecht noch Vieles nach Rom. Ich

[1]) Müller an Füßli 27. Febr. 1772.
[2]) Müller an Füßli, Ende Febr. 1772, ungedruckt.
[3]) Füßli an Müller 4. Aug. 1772.

füge bey: und in unserm Gouvernement alles nach dem Schutt des mittlern Zeitalters, auf welchem unsre seel. Standsvorfahren nicht etwa ein ganz neues Gebäud aufgeführt, sondern mit der Knickerey eines altvätrischen Hausvaters alle Steine besagten Schuttes, die nur noch im geringsten brauchbar waren, zusammen lasen, und sie aufeinander thürmten, daß Ratten, Eulen und Einsiedler ganz kommlich in ihren Ritzen wohnen können." Auch gegen seinen geistlichen Freund Altdorfer hielt Müller nicht mit seinem Urteil zurück. „Ich halte es mit dem Naturgesetz und betrachte Mosen nicht anders als den hebräischen Kon-fu-tsee. Sein Gesetz ist göttlich wie alle Wahrheit, vollkommen, schicklich für sein Volk und für seine finstere Zeit, auf unsern Horizont passend, wie ein sibirischer Pelz für einen Einwohner von Napoli. Es ist eine unvernünftige Forderung, daß ein Gesetzbuch für eine Horde flüchtiger Araber auch für den Britten, Portugalesen und Peruaner taugen soll. Diese Herren wissen gar nicht, was zu einem guten Gesetz gehört, und Montesquieus Licht kann die Finsternisse ihres Kopfs nicht wegblitzen. Das fehlte noch, daß zum Justinianischen Chaos die dunkeln Satzungen des Gehörnten hinzukämen. — Leben Sie vergnügt; sobald ich kann, besuche ich Sie und trinke lieber Ihren Wein, als daß ich Blut auf Golgatha schlürfen möchte"[1]).

Es ist begreiflich, daß Müller bei dieser leidenschaftlichen Abneigung gegen die Theologie nur mit Bangen an die Möglichkeit dachte, daß ihm eine Pfarrstelle in seinem Heimatkanton angeboten werden könnte. „Wegen der Krankheit des Herrn Pfarrers von Siblingen wird man, vielleicht vor der Synode, mir noch keinen Mühlstein an meinen Hals hängen. Graces au ciel!"[2]) Und an Nicolai schrieb er am 21. Oktober 1772: „Ich entäußere mich immer mehr der Theologen. Ich bin einer geworden, 1. weil die, von welchen meine Bestimmung abhing, es wollten, 2. weil es andere gelehrte Bedienungen zu Schafhausen gar nicht gibt. Ich werde aber keine oder nur eine untheologische Stelle annehmen. Die Theologen und ihren falschen Charakter und ihre geweihte Heuchlersprache kann ich nicht ausstehen. Gleim weiß auch meinen Entschluß, keinem Priester mehr zu trauen."

Mit Hohn und Spott äußert sich Müller in vielen seiner Briefe aus dieser Zeit über die religiöse Richtung Lavaters und über die

---

[1]) Müller an Altdorfer 30. Jan. 1773.
[2]) Ebenso 10. März 1772.

Schwärmerei seiner eifrigen Anhänger und Bewunderer[1]). Auch Füßli, der sich zwar als genauen Freund Lavaters bekannte, mit dem er aber kein Wort über Dinge rede, die ihm zu unverdaulich seien[2]), hielt den Einfluß des hervorragenden Zürcher Theologen für verhängnisvoll[3]): „Was unsere Geistlichen sind? Gottlob, die Masse ist erleuchteter, als in den meisten Winkeln der Erde. Aber Lavater (und das ist der eigentliche Fehler dieser Lavater-Fanatiker) hat auch unter den besseren Köpfen eine Trennung angestellt, die von den traurigsten Folgen sein kann. Sein zerstörender Grundsatz ist, ob er es gleich weder sich noch andern gestehen darf, dieser: wer nicht auf seine Weise dogmatisire, der habe keinen soliden Grund für seine Rechtschaffenheit, welche doch sein und unser Ziel ist. O wenn doch ein Mann mit Lavaters übrigem Geiste, seiner Beredsamkeit und gleichem, nur erleuchteterem Eifer auferstühnde, der wäre allein im Stande, seinem Credit und der Art, wie er ihn mißbraucht, die Waage zu halten. Tobler wäre geschickt dazu, wenn ihm nicht das Äußerliche fehlte und seine Schriften faßlicher wären." Müller selbst gesteht zwar zu: „Lavaters Charakter ist schön und gut; seine Schriften mögen erbaulich seyn;" doch fügt er sofort hinzu: „aber die Aussichten (in die Ewigkeit) gefallen mir nicht, und der Brief an den Bernard Nordalbingius mißfällt mir recht sehr." Mit großer Vorliebe ließ er sich allerlei erfundene Anekdoten über Lavater erzählen, die er dann an seine Freunde Altdorfer, Schlözer und Nicolai weiterberichtete[4]). Vor allem in den Briefen an seine deutschen Korrespondenten wird Lavater lächerlich gemacht. An Schlözer schrieb er am 19. Januar 1772: „Also ist Füßli ein ganz anderer Mann als Lavater. Indeß da jener Stunden lang drauf raffiniert, in der Brust seiner Bürger althelvetischen Patriotismus wieder anzuflammen, die Thaten unserer Väter ins Licht zu setzen, vaterländische Geschichte zu lehren, wie Montesquieu, Mably, Tacitus und Cäsar sie geschrieben haben, schreibt dieser — ein christliches Jahrbüchlein, wo bei jedem Tag

[1]) Dazu mochte beitragen, daß Lavater in einer literarischen Fehde zwischen Basedow und Schlözer sich gegen den letzteren ausgesprochen hatte. Auch durch Gleim, der deswegen nicht in die Schweiz kommen wollte, weil er sich „vor den Lavatern so sehr fürchte, als er nach den Geßnern verlange," wurde er in der Abneigung gegen Lavater bestärkt. (Gleim an Müller 25. März 1772.)

[2]) Füßli an Müller Jan. 1772.

[3]) Ebenso 9. März 1772.

[4]) Bei einer solchen Stelle in einem Briefe an Altdorfer hat J. Georg Müller 1813 die Bemerkung beigefügt: „Niedrige Seelen, die dem unkundigen Jüngling solche Lügen gegen ihren benedeiten Mitbürger beibrachten."

eines Monats ein Seufzerchen und ein Verschen steht. Die Aussichten in die Ewigkeit setzt er nicht fort, weil ein Darmstädtischer Hofrath die Dreustigkeit gehabt hat, ihm ins Gesicht zu sagen, er hätte dummes Zeug geschrieben. Dafür schreibt er Taufzeddel in Versen, Recommandationen eines jeden Landläufers, der seiner Menschenfreundlichkeit Weihrauch streut. So sehr das Volk ihn verehrt, so wenig können die Gelehrten in Zürich ihn ausstehen. Ihre Theologie ist von seinem Fanatismus gar zu weit entfernt."

Müller machte die persönliche Bekanntschaft Lavaters bei Gelegenheit seiner ersten Reise nach Zürich im April 1772. Er schreibt darüber an Schlözer: „Lavatern hab ich nur erst eine halbe Stunde gesehen. Er sprach von der Divinationskraft, die in jeder menschlichen Seele liege, aus der er alle Faktums des Assessors Swedenborgs erklärt, von welcher er selbst Erfahrungen gemacht haben will, aus der sich auch zum Theil die alttestamentlichen Weissagungen, die er aber der Nebenumstände wegen doch zu Wunderwerken erhebt, begreifen lassen. Da ich diese Kraft bei mir nicht fühle, so weiß ich auch nichts von ihr zu sagen. Der Fanatismus dieses Mannes erhält den meisten Beifall beim Pöbel. Geßner, Füßlin u. a. Denker greifen ihn aus Klugheit nicht öffentlich an, sind ihm aber sonst an seiner Ausbreitung hinderlich und verwerfen ihn als Samen der Unordnung und Unruhe in der bürgerlichen, kirchlichen und litterärischen Gesellschaft."

Es ist recht interessant, daß wir auch das Urteil Lavaters über den jungen Müller nach seinem ersten Besuche besitzen. Gegenüber dem raschen und ungerechten Ausspruch des jungen Brausekopfes offenbart sich in den Äußerungen Lavaters der milde, feine Menschenkenner. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Lavater die Abneigung Müllers gegen seine Person gekannt hat und daß Müller deswegen mit einer gewissen Befangenheit vor den berühmten Mann getreten ist. Lavater schrieb damals an Spalding in Berlin das oft zitierte, zutreffende Urteil: „Herr Professor Müller von Schafhausen, den ich persönlich kenne, ist — ungefehr der Pendant zu Hartmann, nur daß letzterer weniger Wiz und mehr Ernsthafftigkeit zu haben scheint. Müller ist ein zwanzigjähriges Monstrum Eruditionis. Er hat das beßte Herz, aber ist im Schreiben dreist und absprechend wie Hartmann. Ob er so tief ist, als Hartmann es in einigen Stellen seiner Briefe zu seyn scheint, darf ich nicht entscheiden. Genie hat er gewiß. Er steht bei vielen Gelehrten in großer Achtung. Sein Styl ist sehr wizig und bis zur Affektation lebhafft. Aber er hat mit Hartmann das Gute, daß er sich gern belehren läßt und sich leicht

schämen kann. Er ist äußerst fein organisiert, hat ein helles, leuchtendes Paar Augen; sonst sieht er sehr jüngferlich aus. Ich glaube, man kann aus ihm machen, was man will. Sein Gedächtniß scheint beinahe übermenschlich zu seyn." — Später, bei abgeklärten Ansichten, hat allerdings auch Müller die bedeutende Persönlichkeit und die hohen Verdienste Lavaters gerechter einzuschätzen gelernt. —

Mit derselben leidenschaftlichen Abneigung wie über seinen geistlichen Stand sprach sich der junge Müller auch über die Verhältnisse seiner Vaterstadt und zum Teil der ganzen Schweiz aus. Schon seine ersten Briefe an Schlözer enthielten so bittere Bemerkungen, daß er sich eine ernstliche Zurechtweisung seines Lehrers zuzog[1]): „Einem Samojeden würde ich zürnen, wenn er mir sein schneeichtes Vaterland verachtete; und Ihnen, einem glücklichen Schweizer, sollte ich es verzeihen, daß Sie in zweien Briefen auf Ihr Vaterland, wie Basedow auf den Vorredner des Chalotais, lästern? Doch ich dachte wohl, daß dies nur vorübergehende Aufwallung wäre. Ihr dritter Brief hat wieder alles gut gemacht; ich freue mich und gratuliere Ihnen; in einer Ihrer nächsten Predigten machen Sie zum Exordio: Bleibe im Lande und nähre Dich redlich." Müller antwortete darauf[2]): „Sie wollen, ich soll in meinem Vaterlande bleiben, im Diensthause, in der Barbarei! Ungeachtet ich's höchst ungern thue, ungeachtet ich, der ich in der Welt durch nichts als durch Wissenschaften mein Glück machen werde, an einem Orte, wo man bei Beförderungen, wie ich Sie vollbedächtlich und mit vieler Überlegung versichere, am wenigsten auf den inneren Werth eines Menschen, auf seine moralische Würdigkeit siehet, kein sehr brillantes Glück hoffen darf, so werde ich dennoch so lange, bis einst meine Ältern sterben, gewiß in Schafhausen bleiben. Wenn in dieser, wahrscheinlich noch langen Zeit Schafhausen sich nicht ändert, wenn ich keine vortheilhafteren Schicksale habe, dann, Herr Professor! werden Sie mich selber auch nicht zurückhalten können, einem großen König zu dienen, wenn Rath und Bürger von Schafhausen sich nicht wollen dienen lassen." Wiederholt drückt er den Wunsch aus, lieber für das Vaterland zu wirken und zu handeln, als seine Geschichte zu schreiben. „Ich wollte lieber noch Winkelried als Tschudi sein, lieber als Verfechter der Freiheit meines Vaterlandes und als ein freier Bürger fürs Vaterland sterben, als mich unter ein sklavisches Joch beugen." Zu den übrigen

---

[1]) Schlözer an Müller 24. Nov. 1771. Maurer-Const. III, 79 f.

[2]) 19. Juni 1772.

Übelständen in seiner Vaterstadt komme noch die mißliche Geschäftslage: „Nichts ist elender, als unser Commerzwesen. Die vornehmsten Adelleute, die wichtigsten Kaufleute gehen zu Grunde. Neulich fiel ein Haus aus der Familie v. Waldkirch, weil die Schulden sich auf 80000 Gulden beliefen. Andere drohen einen nahen Sturz." Müller schreibt sogar sein öfteres körperliches Unwohlsein dem Ärger über die Verhältnisse in seinem Vaterlande, dem Heimweh nach Deutschland, zu: „Ich war schon wieder krank. Ich mag machen, was ich will, ich bin so wahr ich lebe, mit dem leibhaften Heimweh nach Deutschland behaftet. Das langsame, ganz gezwungene Wesen der Schweizer ist mir unausstehlich. Meine Gestalt schwindet, meine Gesundheit verfällt. Ich würde noch gern bleiben, wäre nur der Orden nicht. Aber dieser! Helas!" — Und an Nicolai äußert er sich[1]): „Im Enthusiasmus für die Freiheit bin ich ganz Britte. Das ist's, was mir den Aufenhalt in Helvetien unausstehlich macht; hier scheint mir die Freiheit ausgestorben. Ich verfluche alle Fesseln meines Geistes, alle demüthigende Mittelmäßigkeit, alle orthodoxe Denkungssclaverey ist mir ein Greuel."

Am rückhaltlosesten aber sprach er sich gegen seine Schweizer Freunde, Füßli in Zürich und Altdorfer in Buch, aus. „Lieber meine Lebenstage nichts denn Brodt und Wasser, als Reichthum, Ruhe, Wohllust und Sclaverei. Voilà die Ursache, warum ich so ungern in Schafhausen lebe"[2]). Er beschwert sich über den Mangel an Verständnis, den selbst gebildete Schaffhauser seinen Bestrebungen entgegenbringen; nicht einmal die eidgenössischen Abschiede wolle man ihm anvertrauen, weil die leitenden Persönlichkeiten den Wert dieser Geschichtsquelle nicht begreifen könnten. „Ignoranz und ihre Schwester Zurückhaltung verwahren unser Archiv mehr noch als seine Mauren und Riegel." Mit leidenschaftlicher Heftigkeit beklagt er sich vor allem in seinem Briefe an Füßli vom Oktober 1772[3]). Überall in der Schweiz seien der freien Meinungsäußerung Fesseln angelegt. Uriel Freudenberger, Haller, Füßli in Veltheim, Meister in Zürich, Breitinger, der edle Iselin in Basel, Balthasar in Luzern hätten alle darunter gelitten. In Schaffhausen sei es seit einem halben Jahr den Zeitungschreibern untersagt, Freiheit atmende Schriften der Engländer gegen ihr Ministerium aus den auswärtigen Zeitungen aufzunehmen. Zürich, Bern und Basel hätten sich darüber beschwert, daß er Friedrich III. für

[1]) 21. Aug. 1772.
[2]) Müller an Füßli 18. Aug. 1772.
[3]) Ebenso 19. Sept. 1772.

einen schläfrigen Kaiser, Siegmund von Österreich für einen Fürsten, der der Eidgenossenschaft wenig geholfen, gehalten habe, daß er von jenem und Ludwig XI. von Frankreich gesagt habe, sie haben gegen die burgundische Macht nichts vermocht, daß er mit einigem Feuer die Heldentaten der Väter gerühmt und ihren Verfall gemeldet habe. „Und bey dem Allem sind wir eine freye Nation? Und bey dem Allem und hunderttausend andern Unbequemlichkeiten überfließen diese Leute zum Lobe unserer Verfassungen? Bey dem Allem träumte man von Freyheit? O Freund, wer giebt mir Brittischen Geist, und den Kiel Juvenals und Muth Katons? Billig schrieb ich vor einigen Monaten Schlözern: Eher noch einen Tell und Winkelried, als einen Tschudy, braucht die Schweiz. — Ist's im übrigen der Mühe werth für diese Sclavenrace zu arbeiten?" In seinem ingrimmigen Ärger will er auf die Beschreibung der vaterländischen Geschichte verzichten. Denn wenn er Wahrheit finde und schreibe, so werde sein Buch verboten und verbrannt. Seine Feder aber solle nicht der Tyrannei dienen und den Vorurteilen frönen. „Um keinen Preis, um keine Würde, keine auch noch so reiche Belohnung verrathe ich jemals die Sache der Freyheit. — Wie, wenn ich das Alles liegen ließe? dann, mein Freund! könnte, wer würdiger, geschickter und sicherer wäre, Geschichte schreiben; und ich, ich würde Decius meines Volkes, schrieb ein Rousseau'isch feuriges, freyes Buch: Vom Zustande Helvetiens, ein Buch, dessen Verbot und Brand ich gewiß voraussagen könnte, aber ein Buch, welches selbst in den Annalen unseres Landes eine Stelle verdiente, und nach reifem Studium, nach vielem Feilen, als eine Epoche machende Schrift zum Schrecken der Bosheit, der Tyranney, der bürgerlichen und religiösen Unterdrücker unerwartet erschiene. — Ohne hin, mein Freund! kann ich Dir die Trägheit meiner Schafhauser nicht genug beschreiben. Kein Diensteifer, kein Patriotisme! Nicht einmal Abschiede aus unsern Archiven habe ich bis dahin bekommen können. Sie versprechen entsetzlich viel und halten unglaublich wenig. Lauter niedriger Neid, lauter Stolz der Ignoranz, hochmüthiges Herabsehen auf alle, die nicht v o n sind oder in Carossen rollen. — Ich bin einmal in der Laune zu klagen, und will denn auch mich satt klagen. Die heuchlerische Tugend gewisser Katone (nicht wie der Freyheitsvertheidiger, sondern wie der alte häßliche Feind Scipions und der Aufklärung) verbittern mir mein Leben entsetzlich. Leute, welche im Geheim den lüderlichsten Ausschweifungen anhängen, verketzern und tadeln — nicht mein freyes Leben, (denn was ich bey meinen Freunden



Jugendbildnis Müllers

oder auf meinem Zimmer thue, sehen die Heuchler nicht) — aber meine Miene, meinen freyen Gang und meine Entfernung von aller Scheinheiligkeit, von allem orthodoxen Sauersehen, von aller Mückenseigerey, und von gezwungenen Höflichkeiten, welche die attische Urbanität nur tödten. Bey der Asche Brutus und Tells, bey den ehrwürdigen Helden, welche den Nationen Freyheit gaben: Ein gezwungenes Leben ist nicht Leben, sondern Tod und Hölle!" Bald nachher[1]) erklärt er, ohne seinen Freund Johann v. Ziegler könnte er es in Schaffhausen gar nicht mehr aushalten. „Ziegler ist mein trauter Freund, sonst sind sie allzumal Dunsen. Hier hast Du meine Sentenz en gros." In gelungener Weise antwortet Füßli[2]) auf diese Herzensergießungen des Freundes: Er gebe zwar zu, daß in der Schweiz und in Schaffhausen viel Anlaß zu Klagen vorhanden sei, daß die beiden schönsten Geister in Schaffhausen, Müller und v. Ziegler, wie zwei einsame Meerpflanzen auf dem Berge stehen, aber er kenne doch sein Vaterland besser als Müller selber. Er erinnert ihn daran, wie man ihn, einen unbärtigen Jüngling, der sich noch weder durch ein Predigtbuch, noch durch vergossenes Knabenblut bei den Vätern venerabel und bei den Kindern zum „Schnackputze" gemacht, ein Professorat übertragen habe. Er gibt ihm den Rat, sich mit Vorsicht und Klugheit seinen Mitbürgern gegenüber zu verhalten. Er möge der Wahrheit lautes Zeugnis ablegen, wo es nötig sei, ein Mann sein, der bei gegebenem Anlasse mit kaltem Blut Ehre, Leib und Leben für die gute Sache einsetze und keine Gewalt auf Erden fürchte, wenn es um die Beschützung des Rechts sich handle, der aber im gewöhnlichen Umgang mild und duldend, dem weitschweifigen Alter mit Gefälligkeit zuhöre und fröhlich einen Kreis wohlgearteter Bürgerinnen zu beleben wisse; er werde seine Mitbürger durch das Beispiel der Freudigkeit und Unerschrockenheit gewinnen, welche allein die Tugend gewähren könne. „Aus einem solchen Munde hört man auch die unerhörtesten Wahrheiten gerne; man findet den ehernen Muth auf seiner Stirne liebenswürdig, und ist den hohen Gesinnungen gut, die aus reinem Herzen sprudeln. Ein solcher Mann ist der Professor Johann Müller in Schaffhausen und kann es leicht noch mehr werden, wenn er oft und lebhaft bedenkt, daß die Verzweiflung bisweilen einen Helden,

---

[1]) Müller an Füßli Okt. 1772. Diese Nr. XVI der Ausgabe von Füßli ist nach Nr. XVII vom 10. Okt. geschrieben, weil in XVI bereits die in XVII verabredete Chiffreschrift verwendet wird.

[2]) Füßli an Müller 20. Okt. 1772.

aber nur die nüchterne Weisheit einen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts machen kann."

Müller hat übrigens öfters sein hartes Urteil über seine Mitbürger gemildert, in seiner Art, sich vom Augenblicke, oft von einer unbedeutenden Begebenheit, die ihn momentan berührte, bestimmen zu lassen. Zuerst war es die Öffnung der Archive und die Überlassung der eidgenössischen Abschiede, dann gegen Ende des Jahres 1772 seine ehrenvolle Aufnahme in eine Gesellschaft junger Schaffhauser, deren Zweck die Stiftung einer wissenschaftlichen Bibliothek war, was in ihm „neuen Mut anfachte, für so edle Mitbürger viel zu hoffen und noch mehr zu thun"[1]).

Bald nachher wurde der Zorn Müllers wieder wachgerufen durch eine Buße, die er sich wegen Übertretung eines Polizeigesetzes zugezogen hatte. In der zweiten Woche des Februars 1773 hatte er den ersten Besuch Füßlis erhalten, den er schon seit Monaten ersehnt hatte. Nun hatten die drei Freunde Füßli, Ziegler und Müller am Sonntagsmorgen einen Austritt in die Umgebung der Stadt unternommen, und der Torhüter hatte es, obwohl nach dem strengen Gesetze über die Sonntagsheiligung Wagen und Reiter nur im höchsten Notfalle vor Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes aus den Toren gelassen werden durften, nicht gewagt, die jungen Herren zurückzuweisen. Wegen dieses Frevels mußten Ziegler und Müller persönlich vor dem Kastigationsgericht erscheinen und die festgesetzte Buße entrichten, was Müller bestimmte, „das Regiment der Perückenmacher und Schuster, sonst Demokratie genannt," zu verwünschen.

So finden wir den jungen Gelehrten von wechselnden Stimmungen beherrscht, im Urteil unreif und schwankend, oft im Zustande nervöser Gereiztheit, in krankhafter Empfindlichkeit, die ihn alles, was in seiner Vaterstadt nicht nach seinem Willen war, als persönliche Beleidigung und Zurücksetzung empfinden ließ und eine Hypochondrie in ihm hervorrief, deren er sich selbst bald nachher schämte[2]). Und zu gleicher Zeit schrieb er, obwohl er sich zweifellos

[1]) Müller an Füßli 1. Jan. 1773. Zur Unterstützung der Bestrebungen dieser Bibliothekgesellschaft gab er damals eine Druckschrift heraus, deren Anfang im Manuskript erhalten ist (Schaffh. St.-B. Müll. 21, 4). Schaffhausen dürfe nicht hinter den wissenschaftlichen Bestrebungen anderer Schweizer Städte zurückbleiben und neben ihnen wie Akarnanien neben Athen, Hemmenthal neben Berlin, Gasconien neben Paris stehen. Was im 16. Jahrhundert vernachlässigt, im 17. unter dem Einfluß theologischer Streitigkeiten versäumt worden sei, das werde nun endlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unternommen.

[2]) Müller an Gleim 10. Juli 1774. S. W. XVI, 66 f.

in seinem kleinstädtischen Schaffhausen willig dem Gebote strenger Sitte fügte, an Nicolai Briefe, in welchen er dem ewigen Lärm der Moralisten die Gewalt der Naturtriebe gegenüberstellte und den Freund aufforderte, recht vergnügt zu leben, und, wenn seine Seele wie Theben in Ägypten aussehe, dem Vergnügen alle hundert Pforten zu öffnen[1]). Auf die Bemerkung Nicolais, daß die Naturtriebe ohne Prinzipien auf die abscheulichsten Irrwege führen, daß er, ohne ein trauriger Kopfhänger oder zurückhaltender Heuchler zu sein, immer gefunden habe, daß die am sichersten gingen, die die strengsten Prinzipien halten, bekennt Müller, daß er geschrieben habe, was er im Leben selbst nicht einhalte, daß er selber festen Prinzipien folge, wie sein Gewissen und seine Freunde bezeugen können[2]).

Zu seiner hypochondrischen Stimmung hat ohne Zweifel auch seine öfters gestörte Gesundheit beigetragen. Es ist schon bemerkt worden, daß er im Mai 1772 von den Pocken befallen wurde. Daß sie sehr gelinde verliefen und keine Spur zurückließen, schrieb Müller der Wirkung des ihm von Schlözer empfohlenen Teerwassers zu. Im August und September 1772 hatte er wieder über seinen körperlichen Zustand zu klagen, und Schlözer riet ihm an, sobald er wieder eine übernatürliche Sensibilité seiner Nerven spüre, ein halbes Jahr zu reisen und nichts zu denken, zu ihm zu kommen, da für ihn immer ein Zimmer parat sei. Und während er im Januar 1773 berichtete, daß seine Gesundheit blühender werde, in dem Maße, als er gegen allen Ärger über auswärtige und einheimische Splitterrichter gleichgültiger werde[3]), quälten ihn im April wieder Beschwerden im Magen und auf der Brust; die Sorge um seine Gesundheit verbiete ihm manche Lustbarkeiten[4]).

Zerstreuung und Aufheiterung brachten ihm öftere Besuche von Freunden und fremden Gelehrten. Seinen Füßli bat er, keinen Fremden von seiner Bekanntschaft ohne Empfehlung an ihn über Schaffhausen reisen zu lassen, denn „der Umgang der Fremden entschädigt mich für den tödtlichen Ennui unserer politisch-höflich-gezwungenen majestätischen Schafhauser Freundschaften und Visiten.“[5]). Füßli, der selbst gelegentlich im Müllerschen Hause ein

[1]) Müller an Nicolai 13. Nov. 1772 (ungedruckt).

[2]) Ebenso 10. April 1773.

[3]) An Schlözer 22. Jan. 1773.

[4]) An Meusel 19. April 1773.

[5]) Müller an Füßli, ohne Datum, ungedruckt. So auch an Heidegger 27. April 1773: „Schicke mir aufgeklärte und geschickte Leute von Stand, Geist und Lebensart, die Dir empfohlen werden, zu. Ich lebe ganz auf im Umgange der Fremden; aber Zahndoctors und Consorten, die Monate lang hier bleiben, schicke mir nicht.“

gern gesehener Gast war, schickte Müller in der Tat wiederholt Besuche zu, so den jungen Zürcher Usteri mit seiner Frau auf der Hochzeitsreise, einen Bürkli vom Florhof, Geßner und Professor Usteri, als sie mit ihren Frauen nach Rippoldsau reisten, sogar eine ganze Gesellschaft von Schweizer Jünglingen, die unter der Führung von J. Rudolf Schinz, „eines der besten Köpfe und liebenswürdigsten Zürchers," des Verfassers des Elogium Bustelli, in Schaffhausen eintreffen werden und die Müller wie seine Söhne empfangen möge. Auch Salomon Hirzel zeigte zu dieser Zeit die Ankunft seiner beiden Söhne und Neffen an. Auch der streitsüchtige Pfarrer Johann Konrad Füslin von Veltheim, über dessen umfangreiche historische Arbeiten Hans Heinrich Füßli und Müller allerdings ein sehr abfälliges Urteil fällten, gehörte zu den Gästen Müllers. Im August 1772 besuchte der gelehrte Engländer Sandys auf einer Schweizerreise auch Schaffhausen und ließ sich durch den jungen Müller die Stadtbibliothek zeigen, in welcher ihn vor allem die Handschriften und seltenen Ausgaben der Griechen interessierten. Er fühlte sich von seinem jungen Führer so sehr angezogen, daß er mit ihm Freundschaft schloß und auf der Weiterreise zwischen Schaffhausen und Zürich ein lateinisches Gedicht über diese Freundschaft verfaßte, das er Müller später von Bern aus zuschickte[1]). Müller hat alle, die mit ihm verkehrten, mächtig angezogen durch seine herzliche Liebenswürdigkeit, sein feuriges Temperament und seine reichen Kenntnisse.

Eine vorübergehende Episode in seinem Schaffhauser Aufenthalt bildet die Geschichte seiner Verlobung. Der Wunsch der Eltern, den in die Ferne sich sehnenden Sohn durch eine glückliche Heirat dauernd an die Vaterstadt zu fesseln, und auch die Ratschläge glücklich verheirateter Freunde, Schlözers, Füßlis und Zieglers, mochten ihn zu diesem Versuche veranlaßt haben. Schon am 4. Juni 1772 hatte ihm Füßli geschrieben, daß er von der menschlichen Glückseligkeit erst den Umriß kenne, bis eine Schar blühender Kinder und in ihrer Mitte eine schöne Mutter ihn ausfülle. Und nachdem der gemeinsame Freund Ziegler sich am 24. September 1772 verheiratet hatte, wünschte Füßli, daß von Zieglers Hymen etliche Funken wie Haselnüsse in Müllers Herz fahren möchten[2]). Der Wunsch schien schnell in Erfüllung zu gehen, denn bald nachher klagte Müller: „Welcher Himmel und welche Pein, wenn Leute,

[1]) Sandys an Müller 13. Aoút 1772; Müller an Füßli 18. Aug. 1772.
[2]) Füßli an Müller 4. Juni und 28. Sept. 1772.

wie ich, auch nur halb verliebt sind. Für diese Wunde kennst du wohl keinen Balsam?" worauf Füßli antwortete: „Halb verliebt währt nicht lange. Vergeht der Schmerz, so brauchst du keinen Rath. Wirst du es ganz, so will ich dir rathen, wie ein treuer Artzt, der diese Krankheit noch besser aus Erfahrung als aus Curen kennt."

Müller selbst aber hat schon in dieser Zeit die Ehe nicht als Herzenssache aufgefaßt; er verwarf auch die kirchliche Ansicht von der Ehe. „Halb und halb halten wir noch immer die Ehe für ein Sacrament, da sie nur ein Vertrag ist. Abscheuliche Meinung, die Menschen unglücklich macht!"[1]). Und fast zynisch schrieb er an Meusel[2]): „Ich bin unverheirathet. Ob aus Ignoranz der Wollust der Liebe? überlaß ich dem Ermessen eines jeden, der mich einmal eine Stunde gesehen, oder ein Bild für sich aus meiner Korrespondenz gemalt hat. Erwarten kann ich es wohl, wie ein Mädchen um Reize und ein gutes Herz und Gold mir meine Freyheit abkaufen will. Feil ist sie mir bisweilen, aber nicht gar erleidet. Ich halte diesen Schritt ebenso wohl für eine Finanzaffaire[3]) oder politische Negociation, als für eine Sache des Herzens. Man kann ohne Gehilfin ein braver Cavalier sein, und es geht sehr wohl an, mit den Musen und mit dem menschlichen Geschlechte nützlichen Wissenschaften ohne Erziehungssorgen und eine weitläufige Ökonomie vertraut zu sein. Sollten diese Stücke mich nicht hindern, sollte ein feines, herzvolles Mädchen in Unschuld sich bald oder später offenbaren, so wär' ich geschwind entschlossen, mein Herz und meinen Lebenssaft ihm mitzutheilen. Amen, es geschehe je eher je lieber!"

Am Neujahrstage 1773 berichtete Müller an Füßli, daß er anfange, Fesseln zu schmieden, die ihn ewig an sein Vaterland ketten sollen und die nur der Tod zerreißen werde. Die Auserwählte Müllers oder vielmehr seiner Eltern scheint eine noch sehr jugendliche Verwandte gewesen zu sein, ein gut veranlagtes, aber flatterhaftes und mangelhaft erzogenes Mädchen, das zur Ausbildung noch der Erziehungsanstalt der Mährischen Brüder zu Montmirail im Neuenburgischen übergeben wurde. Vermutlich war sie eine Waise, die ein Vermögen von 25 000 bis 30 000 Gulden in die Ehe gebracht hätte. Im Februar war die Sache schon so weit gediehen, daß Haller gewisse Aufträge an Müller bis nach den „Küßwochen" verschieben wollte, da er einsehe, daß er ernstlich verliebt und ein

[1]) Müller an Füßli 15. Juli 1772.

[2]) An Meusel 28. Nov. 1772.

[3]) Nach der Auflösung seiner Verlobung schrieb er an Heidegger: „Ich werde mich nicht heirathen (!), wenn die Parthie nicht ausnehmend vortheilhaft ist."

Bräutigam sei[1]). Aber schon sieben Wochen später schrieb Haller: „Mit Ihrer Heurath und Ihrer Verliebung ists also aus. Ich wünsche Ihnen Glück dazu, denn gewiß wartet etwas Besseres auf Sie. Nur keine Entfernung aus dem Vaterlande lassen Sie sich jemals zu Sinne steigen."

Zum Bruche des Verlöbnisses führten gewisse Fehler, die Müller im Charakter der Braut wahrnahm, dann aber überhaupt seine Abneigung gegen die engen Bande, die ihm eine frühzeitige Ehe angelegt hätte[2]).

Die unstete und schwankende Haltung, der Sturm und Drang, der ihn in dieser Zeit des Schaffhauser Aufenthaltes bewegte, zeigt sich in der immer und immer wieder von ihm erwogenen Frage, ob er in der Heimat bleiben und seine Gaben dem Vaterlande widmen, oder ob er das ersehnte Glück im Auslande, in der glänzenden Umgebung eines großen Hofes suchen solle. Die Unbeständigkeit in seinen Entschlüssen ist zum Teil zurückzuführen auf die sich widersprechenden Ratschläge seiner vertrautesten Freunde. Während die meisten Schweizer und der Göttinger Schlözer ihm eifrig das Ausharren im Vaterlande anrieten, waren Gleim, Nicolai und einige Berliner Gelehrte beständig bemüht, ihm eine Anstellung in Berlin zu verschaffen. Schon im März 1772 versprach ihm Gleim, er werde bei seiner baldigen Anwesenheit in Berlin es nicht beim Sehen bewenden lassen, wenn er etwas für seinen Müller ausfindig machen könne; am 23. April 1772 berichtet Müller an Schlözer, es sei abermals die Anfrage an ihn ergangen, ob er in der Schweiz bleiben wolle. Vom 10. Juli ist der merkwürdige Brief an Kaiser Joseph II. datiert[3]), am 10. Oktober erklärte er Füßli, daß nur die Rücksicht auf seine Eltern ihn in der Vaterstadt zurückhalte, sonst wäre er nach dem Wunsche Sacks und Gleims schon längst ein Berliner. Drei Wochen später meint er wieder[4]), aus verschiedenen Gründen wäre es ihm unmöglich, auch auf gute

---

[1]) Haller an Müller 13. Febr. und 1. April 1773.

[2]) Anhaltspunkte über die Persönlichkeit der Braut finden sich in ungedruckten Stellen der Briefe Müllers an die Eltern. Diese hofften, daß der Sohn später das zerrissene Band wieder von neuem knüpfen werde. Müller schrieb ihnen, daß er die Vorteile des ansehnlichen Vermögens mehr in Betracht ziehe, als die Eltern annehmen; aber er bedenke auch die „elende Auferziehung, die unrühmliche Aufführung, die Gewohnheit zu lügen und zu hintergehen". Genie liebe er nicht sehr; er fordere von einer Frau keinen brillanten Witz; denn er mache zänkisch und herrschsüchtig.

[3]) Oben S. 80 ff.

[4]) Müller an Nicolai 31. Okt. 1772.

Bedingnisse hin nach Berlin zu kommen; die nähere Bekanntschaft mit den dortigen Theologen, die bösen Klagen Mendelsohns, der Wunsch Abbts, in Basel statt in Berlin zu leben, die Flamme des Kriegs, der er dort eher ausgesetzt wäre als in seinem friedlichen Vaterlande, schrecken ihn zurück. Aber kurz nachher[1]) überschickte er seinem Freunde Füßli den Entwurf zu einem „in elendem Französisch" geschriebenen Brief an einen einflußreichen Mann in Berlin, den Füßli entweder verwerfen oder von den Barbarismen Müllers säubern möge, damit er ihn an seinen Bestimmungsort abschicken könne. Er gibt dem Freunde sein Wort, daß er seinem Rate folgen werde. Füßli antwortete darauf[2]), er verkenne keineswegs das rechtschaffene, aber verwundete Herz Müllers, aber er sehe auch, daß sein Projekt auf keinem besseren Grund beruhe, als daß er jede Veränderung seines Zustandes als eine Verbesserung betrachte. Sein Geist habe seit einigen Monaten einen fatalen Schwung genommen. Er wolle bei seinem baldigen Besuche in Schaffhausen mit Ziegler den Kasus nach Notdurft zergliedern; bis dahin verbiete er Müller, den Brief abgehen zu lassen. Aber es war vorläufig nicht nötig, Müller zum Ausharren im Vaterlande zu ermahnen, denn schon am Neujahrstage 1773 versicherte er dem Freunde, er habe am letzten Tage des Jahres jeden Gedanken, Schaffhausen zu verlassen, abgeschworen; er schwöre, dem Vaterlande zu leben, sollte es ihn auch töten. Die Aufnahme in die Bibliothekgesellschaft und die bevorstehende Verlobung hatten in dem leichtbeweglichen Gemüt diese rasche Sinnesänderung bewirkt. „Und nun — wir bleiben Schweizer, Brüder, gute Gatten jetziger und künftiger Gattinnen, gute Väter edler Kinder, gute Bürger frey sein wollender Staaten, Geburtshelfer der Aufklärung im Lande, welches sich von der Unwissenheit loswinden will. Vaterland, Freyheit, Wahrheit, Weisheit, Recht — Gott erhalte diese Gedanken zu allen Zeiten kräftig in uns." Auch an Nicolai meldete er jetzt[3]) seinen festen Entschluß, im Schoße seiner Familie, als guter Bürger, Freund, Gatte, Vater und Mensch zu sterben. „Warum denn Königen dienen, wenn ich unabhängig sein kann. Vor Universitäten bewahre mich Gott. In Wien leben noch Theresia und die Beichtväter. Euer Friedrich ist alt. Unser Friede ist selig, zur Zeit, wenn Deutschland der Krieg frißt. — Wenn ich in die vorigen Jahre meines Lebens zurücksehe, so finde ich, daß sie glück-

[1]) An Füßli 20. Dez. 1772.
[2]) Füßli an Müller 30. Dez. 1772.
[3]) Müller an Nicolai 13. Jan. 1773.

lich gewesen sind; der Ärger kam entweder von meiner zu vielen Empfindlichkeit oder von jugendlicher Unerfahrenheit her und wird täglich seltener." Und an Schlözer, der gerade damals in Zürich eine scharfe Schrift über das deutsche Professorleben drucken lassen wollte, schrieb er: „Ich freue mich, den Professorenstolz im Staube zu sehen; der Archäologe (Gatterer) und ein Paar andere haben mich denselben aufs Unwürdigste fühlen lassen. Diese Erfahrung gehört mit unter die, welche mich in der Schweiz bevestigen." Ja, er gab nun geradezu Schlözer den Rat, den Sitz des Brotneides, die von den unedelsten Leidenschaften vergiftete Universitätsluft mit einer gesunderen, reineren zu vertauschen und nach Süddeutschland oder in die Schweiz zu kommen[1]).

Aber schon im März 1773 hatte Müller seinen Schwur vom Silvester 1772 vergessen. Vermutlich hat damals der rasche Bruch seines Verlöbnisses den Gedanken, Schaffhausen zu verlassen, in ihm wieder wachgerufen. Diesmal wandte er sich mit einem vertraulichen Brief[2]) an den jungen Heidegger in Zürich. „Vor allem — schweige. Erster Grundsatz: Ich bin entschlossen, Schafhausen zu verlassen. Alle Mühe, mich zu bekehren, wäre überflüssig. Ich habe geschworen, es bleibt dabei. Ich ziehe mich seit einiger Zeit zurück, mache nur die nothwendigsten Besuche und studire tapfer Geschichte, schöne Wissenschaften, öffentliches, Natur-Völkerrecht und Politik, entschlossen, nicht nur zuzusehen, sondern zu handeln, wenigstens von Angesicht zu Angesicht den großen Schauplatz zu schauen. Im Frühling meiner Jahre möcht' ich mich einem Monarchen weihen, Kenner und groß genug, das werdende Verdienst zu prüfen, hervorzuziehen und an seinen bequemsten Standort zu stellen. Ich denke auf alles und unternehme alles, was mein Gesicht schärfen, meinen Geist vergrößern, besonders das Gemälde Europas seit dem neuen Gleichgewichtssystem mir verdeutlichen kann. Eins, mein Freund! fehlt mir: das Französische ist meine Lieblingssprache in der Lectür; ich schreibe es aber gar zu ungrammatikalisch. Meine erste Bitte wär — ein Mittel, mich in der grammatikalischen Richtigkeit meiner französischen Schrift so leicht möglich zu vervollkommnen. Die zweite ist weit wichtiger. Ich habe in Berlin viele Bekannte; unter Friedrich wollt ich in der Welt nirgend lieber als in Berlin leben. Ich stehe wenigstens auf einem größeren

[1]) Müller an Schlözer 22. Jan. 1773; ebenso 20. März 1773, wo er ihm rät, sich ein Gut im Waadtlande zu kaufen.

[2]) Müller an Heidegger 29. März 1773: „Pour Vous seul;" ferner 2., 6. und 27. April 1773. Schaffh. St.-B. Müll. 71.

Schauplatz und kann leicht zu Bekanntschaften kommen, welche mich in der halben Welt herum befördern können, Bekanntschaften, an welchen es mir hier in Schafhausen jederzeit fehlen wird. Wär' ich also nur erst in Berlin!" Müller bittet Heidegger, ihm einen Brief an den Herrn v. Catt, den Vorleser des Königs, mit dem er schon korrespondiert habe, aus seinem Deutsch ins Französische zu übersetzen, aber in ein tiefes Stillschweigen zu begraben. „Du frägst mich vielleicht, was ich denn eigentlich will? eine Bedienung als Professor oder Rath, oder Bibliothekar, oder dergleichen etwas, deren Besoldung nicht reich macht, doch hinlänglich ist, in Friedrichs Hauptstadt à son aise zu leben. Es sind daselbst so viele Schweizer; kennst Du keinen wichtigen Mann? Schafhausen einmal hat mich so degoutirt, daß wenn ich nicht meine Wohnung auf dieser Welt verändern kann, ich sie lieber verlassen will."

Einige Tage später fügt er bei, daß er keine Stelle an einem Gymnasium wünsche. „Je serais bien deplacé dans les écoles; j'ai l'esprit trop impatient et trop ignorant des subtilités des grammairiens. — Catt hat Sr. Maj. meine Abhandlung über die Cimbern gezeigt; der König soll zufrieden gewesen sein. — Ich sehe als die größte Freundschaft an, wenn Du mir bei dieser mir so merkwürdigen Veränderung beistehst. Zu verlieren hab ich nichts; was wollen die 80 fl. sagen, für die ich hier Professor bin? Ich bin erst 21; ich bin (selig wer das ist!) unverheirathet; ich wünsche mir lang einen größern Schauplatz. Für den, welchen Geist, sonst nichts empfiehlt, taugt die Monarchie ungleich besser als eine kleine aristokratische Republik[1]). Ich würde ungleich mehreren nützlich seyn. Was soll ich den Kleinmeistern, dem Regiment der Eisenkrämer und Perükenmacher, welches mich unter unerhörte einfältige Gesetze zwingen will, sklavisch gehorchen, in Kleidung, Reden, Umgang und meiner ganzen Lebensart mich geniren, einen für mich unschicklichen Stand beibehalten — um wer weißt wann? eine Dorfpfarre von 4—500 fl. zu bekommen? und dann noch der Knechte Knecht zu seyn? Stirbt einst Friedrich, so lebt Joseph, stirbt Joseph auch, so lebt Leopold; wenn auch Leopold stirbt, so bleibt eine freie reiche glückliche Insel. — Oft ist das Leben mir

---

[1]) So schreibt er auch fast gleichzeitig an Altdorfer: „Unsere sogenannte Freiheit mag Kaufleuten und einsamen reichen Kapitalisten nützlicher als denjenigen seyn, welchen in einer an Land und Geist kleinen Republik zu wenig Wege, sich anzuwenden, offen bleiben. Wer von der Litteratur Profession macht, steht sich in großen Reichen weit besser. Ein Thor vergeußt sein Blut, um das Glück zu haben, nicht unter einem, sondern 25 Tyrannen zu stehen."

überhaupt zur Last. Alles überlegt, gelassen überlegt, kann ich nicht finden, wie ich in Berlin nur halb glücklich oder wie ich unglücklich seyn könnte." —

Heidegger äußerte dem Freunde auf diesen Brief hin lebhafte Vorstellungen und machte ihn in seinem Entschlusse wieder schwankend. Drei Wochen später schrieb Müller: „Einmal zärtlich und empfindlich bin ich und würde mich lieber selbst ermorden, als daß ich die in die Grube bringen möchte, welche mir das Leben gaben. Nach Vermehrung meiner Kenntnisse, nach einem größern Schauplatz, nach anderm, das ich hier nicht finde, dürft' ich auch. Laß sehn, die Vorsehung wird entscheiden. Daß ich meine Gaben und Kenntnisse zu Schafhausen gar nicht anwenden könne, läßt sich nicht behaupten, kann ich doch die Litteratur daselbst aüfnen, meine Freunde vergnügen, auf Fälle, die ich nicht voraussehe, mich bereiten, auf kritische Umstände, in welchen Schafhausen mich vielleicht nöthig hat. Bleiben Sie, bleiben Sie, sagte mir vor acht Tagen H. Postmeister v. Stokar; wenn Sie weggehen, so werden Sie verdammt, angesehen unsere Armuth an aufgeklärten Leuten. Also, mein lieber Heidegger, verharre ich unentschlossen; Fatis agimur, cedite fatis; ich warte dessen, der die Welt regiert, daß er mich bleiben oder wandern heiße. Indessen mache ich mich mit neuem Fleiße zu guten großen Dingen und Thaten durch möglichste Aufklärung meines Geistes und Berichtigung meiner Einsichten, durchs Studium gemeinnütziger Weisheit geschickt, werde zurückhaltend, ernsthaft und staatsklug, der ich offen, flatterhaft und leicht war."

„Fatis agimur, cedite fatis!" Müller spricht diesen Gedanken wiederholt in dieser Zeit der schwankenden Lebensentscheidung aus, und er ist später in seinen wechselvollen Geschicken immer wieder zum Ausdruck gekommen; er war überzeugt, daß seine Wege durch die Vorsehung bestimmt seien und daß er sich ihr zu fügen habe. Dabei aber wird noch ein anderer Gedanke in ihm mächtig, daß er dazu berufen sei, auch mit der Tat in die Entwicklung der Zeit einzugreifen. In prophetischem Geiste sieht er schon jetzt die mächtigen Umwälzungen der nächsten Jahrzehnte voraus, und er will sich vorbereiten, in ihnen zum Wohle des Vaterlandes eine Rolle zu spielen. So schreibt er an Füßli[1]): „Ich hoffe, meinem künftigen Fleiß in vaterländischen Geschichten und Rechten soll der vorige gar nicht gleich kommen. Ich will sie nicht als Schriftsteller bloß, sondern als freyer Bürger treiben. Ich möchte nicht nur die Annalen

[1]) 7. April 1773.

des Vaterlands schreiben; ich wünschte mir durch Verdienste und Thaten auch einen Platz in denselben. Glaube mir's, einen solchen zu verdienen und dem Vaterland zu nützen, dazu haben wir Gelegenheit genug. Könnte ich nur zur Stürzung des Despotismus, zur Behauptung der Rechte der Menschheit und zur Herstellung der ältesten Freyheit beytragen, dabey die Übermacht des Fanatismus schwächen und die Ignoranz verscheuchen! Liebster, laß uns sorgen, daß wir gesund bleiben und leben; den Muth und Willen zu patriotischen Thaten haben wir; die Gelegenheit wird uns nicht mangeln. Wir wollen durch unser selbst und unserer Mitbürger Aufklärung einen Schatz Kenntnisse und Verdienste sammeln, welcher noch in unserm nächsten Leben uns belustigen soll." Die Hoffnung, dem Vaterlande dienen zu können, hat bereits wieder den Zug in die Fremde unterdrückt. So schreibt er an Nicolai[1]): „Meine Geschichte und meine politischen Wissenschaften können in der Schweiz thun, was in Berlin unnöthig wäre, diesen Geist unter jetzigen und künftigen Mitbürgern ausbreiten, und bey den nicht unmöglichen Revolutionen, welche dem Land in seiner Verfassung, seiner Religion, seiner Litteratur und seinem Nationalgeiste bevorzustehen scheinen, kann ich sie mit ungemeinem Glück brauchen. Was thut's, daß ich mich ein wenig zwingen muß? Schlechte Seelen würdigen das Vaterland eines so geringen Opfers nicht."

So hatte sich Müller schon im April 1773 wieder zum Bleiben entschieden. „Sie thun sehr wohl," schrieb ihm Haller am 21. April, „im Vaterlande zu bleiben. Ist schon der Schauplatz weit kleiner, so ist er hingegen auch weit ruhiger. So wie ich Sie kenne, wären Sie in Berlin höchst unglücklich gewesen. Unbequemlichkeiten werden Sie an allen Orten finden und vielleicht nirgends weniger als im Vaterlande. Wenigstens mich hat es noch nie gereut, in mein Vaterland zurückgekommen zu sein."

Auch jetzt noch waren seine Berliner Freunde bestrebt, ihm eine passende Anstellung in der preußischen Hauptstadt zu finden. Am 2. Juli 1773[2]) berichtete Nicolai, er habe Müller zu einem Amte in Berlin vorgeschlagen, werde aber das Nähere erst mitteilen, wenn sich die Wahl entschieden habe. Da der Vorschlag Nicolais ohne Erfolg blieb, hat Müller nie erfahren, um was es sich handelte. Er tröstete sich umso leichter über den Mißerfolg, als er damals wieder anderen Zukunftsplänen entgegenstrebte. In fast

[1]) 10. April 1773.

[2]) Der Brief ist am 2. Juli geschrieben, aber erst im November an Müller abgeschickt worden.

beleidigender Weise schrieb er jetzt an Nicolai[1]): „Ich preise den, der die Welt regiert, daß er mich nie nach Berlin geführt hat. Ich werde in einer Stadt leben, die ebenso aufgeklärt ist, wo kein König herrscht, wo ich aus- und eingehen darf ohne Zwang, keine Auflagen zahle und mich nicht unter eines Einzigen Wort schmiege. Wenn die Schweiz zu Grunde geht, so gehe ich nach England."

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß gerade jetzt, da Müller sich so schroff von Berlin abwandte, sich die Gelegenheit einer Berufung dorthin darbot. Nicolai schrieb an ihn am 18. Dezember 1773[2]): „Da Sie, außer in Ihrem letzten Briefe, nie Abneigung gezeigt hatten, nach Berlin zu kommen, da ich selbst wünschte, meiner Vaterstadt einen Mann von Ihren Talenten geben zu können, und mir eine schmeichelhafte Aussicht eines persönlichen Umgangs mit Ihnen immer noch werth war, so ließ ich die Sache nie aus dem Gesicht, und daher geschah, daß ich fast zu eben der Zeit, da ich Ihren Brief vom 22. November erhielt, auch den Auftrag bekam, Ihnen das Rektorat an dem hiesigen königlichen Joachimthalischen Gymnasium mit 800 Rthl. Gehalt und mit einer nahen Hoffnung auf 1150 Rthl. Gehalt anzubieten. Dies war mir eine wahre Freude, aber sie ward durch Ihr Schreiben niedergeschlagen; denn nach den Gesinnungen desselben zu urtheilen, so werden Sie diese Stelle nicht annehmen; vielleicht würden Sie auch in derselben und beim Aufenthalt in Berlin überhaupt nicht glücklich sein können."

Nicolai hatte Müller dem Visitator des Joachimthalischen Gymnasiums, dem aus Basel stammenden Merian, empfohlen. Dieser suchte gerade für die Rektorstelle einen Mann, der den Willen und den Mut besitzen würde, das Erziehungswesen, insbesondere die Lehrmethoden zu verbessern und dem Eigensinn verschiedener alter Professoren, die von den neuen Anschauungen nichts wissen wollten, mit Takt zu begegnen. Ob nun Müller sich in seiner damaligen Stimmung und Gemütsverfassung zu dieser Aufgabe geeignet hätte, ist eine andere Frage. Merian war aber sofort bereit, ihn auf die Empfehlung Nicolais dem Minister v. Zedlitz vorzuschlagen, und dieser zeigte sich durchaus damit einverstanden und verlangte nur, daß Müller sich vorher bestimmt über die Annahme der Stelle ausspreche; dann werde er ihn dem Könige vorschlagen und seine Wahl werde zweifellos erfolgen. Nicolai forderte des-

[1]) 22. Nov. 1773. S. W. XVI, 41—43.
[2]) Maurer-Const. IV, 73—81.

halb Müller zu einer ganz positiven Erklärung auf, ob er annehme oder ablehne; eine nachträgliche Ablehnung der Berufung würde den Minister und seine Freunde bloßstellen[1]). — Nicolai hatte über diese Angelegenheit gleichzeitig an Isaak Iselin in Basel geschrieben, und dieser machte Müller darauf aufmerksam[2]), daß die ihm angebotene Stelle neben großen Schwierigkeiten doch auch ihre Reize besitze, vor allem durch die mannigfachen Dienste, die man durch sie der Gesellschaft leisten könne. „Für ein Herz wie das Ihrige, ist diese Betrachtung unendlich wichtig." Müller werde auch an Merian, einem sehr ehrwürdigen und liebreichen Manne, und an dem Minister v. Zedlitz selbst einflußreiche Gönner finden.

Aber Müller hatte damals nach langem Schwanken einen Entschluß gefaßt, den er auszuführen bereit war. Am 2. Januar 1774 dankte er Nicolai für seine freundschaftlichen Bemühungen; vor zwei Monaten hätte er die Stelle ohne weiteres angenommen; jetzt aber habe er sein Wort einem seiner Freunde zu Genf gegeben und werde es auch halten. Er werde zunächst dem Vaterlande seine Dienste weihen; nach einigen Jahren gedenke er mit ungleich erweiterten und geprüften Kenntnissen als Weltbürger auch anderen Ländern zu dienen. In einem besonderen Briefe an Nicolai sprach er sich noch näher über die Gründe der Ablehnung aus. Geschichte, Politik und die dazu unentbehrliche Philosophie der menschlichen Seele und des Körpers, nebst Wissenschaften, so die Schreibart bilden und die man für die Gesellschaft lernt, nie aber das von alle dem unterschiedene Erziehungswesen sei der Gegenstand seiner Arbeit und Bemühungen. Nicolai bedauerte lebhaft[3]), daß die Zeit, ihn für Berlin zu gewinnen, verpaßt worden sei; auch der Minister v. Zedlitz teile dieses Bedauern und wünsche, daß man noch weiter in ihn dringe und ihn darauf aufmerksam mache, daß die Stelle auch noch zu wissenschaftlicher Arbeit Muße gewähre. Aber er befürchte, daß nun alles zu spät sei, und deshalb sage er kein Wort mehr darüber. Iselin anerkannte jetzt selbst[4]), daß die Berliner Stelle Müller nicht auf die Dauer hätte befriedigen können. Vielleicht sei auch Berlin nicht eben der Ort, wo ein Mann, der sich ein Studium gewählt habe, das ihn ver-

[1]) Dem Briefe Nicolais ist eine Beilage beigefügt über die Anstellungsverhältnisse; hiernach stand in kurzer Zeit eine Gehaltserhöhung auf 1150 Rthl. nebst freier Wohnung im Gymnasium und einigen Nebeneinnahmen in Aussicht.

[2]) Iselin an Müller 31. Dez. 1773.

[3]) Maurer-Const. IV, 82. 1774, Jan. 18.

[4]) Iselin an Müller 8. Aug. 1774.

pflichte, die Rechte der Menschheit in das hellste Licht zu setzen, mit Vergnügen leben könne. Wenn er frei gegen die Orthodoxen schreiben wolle, so solle er nach Berlin gehen; aber wenn er laut sagen wolle, was die Fürsten der Menschheit und der Gerechtigkeit schuldig seien, so solle er in der Schweiz bleiben oder nach England oder nach Frankreich gehen, wo man es zwar auch nicht ausübe, aber doch lehren dürfe. —

Bei aller Unentschlossenheit und Unbeständigkeit hat Müller doch unentwegt und mit ganzer Kraft festgehalten an der unermüdlichen treuen Arbeit, an der steten Weiterbildung seines Geistes, an dem glühenden Streben, seine Gaben dem Vaterlande und dem ganzen menschlichen Geschlechte nutzbar zu machen. Zu seinen Arbeiten zog er sich zurück, wenn ihn der Ärger, der Mißmut über die engen Verhältnisse, in denen er leben mußte, übermannte. „Ah, que je suis degoûté de ces tracasseries, de ces misérables petitesses de notre bonne ville de Schafhouse. Je me suis retiré chez moi, je ne vis guères personne. Je m'instruis, je travaille, je ferai tout pour mériter des places plus convenables au genre d'études que j'aime le plus“[1]).

Allerdings hat Müller in dieser Zeit auch vielfach seine Pläne für die wissenschaftliche Arbeit gewechselt. Die Absicht, in Schaffhausen in Verbindung mit Altdorfer und anderen aufgeklärten Freunden eine kritische Zeitschrift, eine „Schaffhauser Bibliothek“ herauszugeben, wurde bald fallen gelassen, „um die Sündflut von Journalen, die die deutsche Welt von Kiel bis nach Neufchâtel überschwemmt,“ nicht noch zu vergrößern[2]). Lieber will er durch kleine Schriften oder Aufsätze in auswärtigen Journalen, die in Schaffhausen gelesen werden, an der Aufklärung seiner Mitbürger arbeiten. Er ist geneigt, Beiträge zur Pariser Enzyklopädie zu liefern, auch gemeinsam mit Schlözer „Origines Burgundicas“ herauszugeben[3]); er beabsichtigt, Rezensionen der Handschriften oder einen Katalog der Handschriften in den Schaffhauser Bibliotheken zu verfassen. In seinem Riesenfleiße will er bei seinen Arbeiten von der Benutzung von Übersetzungen ganz absehen und die Sprachen selbst lernen; er lese schon ziemlich „engländisch und italisch“ und gehe jetzt an das Arabische und Syrische, um ein Kompendium der neusyrischen Geschichte critice, plene, distincte geschrieben zu ver-

[1]) Müller an Altdorfer Anfangs April 1773; ebenso an Füßli 3. April 1773.

[2]) Schlözer an Müller 24. Nov. 1771, Müller an Schlözer 19. Jan. 1772.

[3]) Ebenso 13. April und 16. Aug. 1772. Schlözer hat seine Mitwirkung abgelehnt, da er durch andere Arbeiten vollständig in Anspruch genommen sei.

öffentlichen, wie es Schlözer wünsche. Er spricht von einem Duodezbändchen „Analen der Republik Schafhausen", von einer „kurzen Geschichte der freyen Helvetischen Republik Schafhausen", durch welche er leicht einige Streiche, die seiner menschlichen Schwachheit bisweilen entwischt seien, wieder gutmachen könne[1]). Er schreibt an Füßli[2]), daß er die Geschichte auch in einer anderen Rücksicht lese: als ein Magazin von Erfahrungen und Observationen über die Menschen und über die Staaten; alle diese Erfahrungen bringe er unter Titel, und in zehn bis zwanzig Jahren komme vielleicht eine Sammlung zu stande: Erfahrungen zur Politik, nebst einem Buch: Observationen über den Menschen. „Ich habe mir vorgenommen, alle erheblichen Geschichtschreiber zu durchgehen; mir graut vor dieser Arbeit nicht. Angenehme Arbeit ist Zeitvertreib, und ich bin geboren nicht für Tisch und Bett, sondern für die Menschen und für mich." Doch will er sich vor Vielschreiberei hüten. „Ich habe geschworen, so wenig als möglich, recht sehr wenig, aber dies wenige aus Beobachtungen, original und neu zu schreiben und so fleißig als möglich in der Observationskunst durch aufmerksames Studium und durch Umgang mich zu vervollkommnen. Von diesem Vorsatze soll kein Mensch mich abbringen, kein gewinnsüchtiger, schmeichelnder Verleger, keine unkundigen Freunde, keine Autorsucht, kein Gelddurst. Ich will lieber Ein gutes, Ein wo möglich vortreffliches, klassisches und meinen Zeitgenossen und Nachkommen nützliches Buch, als eine ganze Liste mittelmäßigen Zeuges herausgeben. Ich wünsche mir lieber Leser, welche bedauern, daß ich nicht mehr, als welche böse sind, daß ich so vieles geschrieben. Also werden Sie mich im Publikum sehr lange, lange nicht mehr erblicken. — Recensionen bleiben von jenem Vorsatze ausgeschlossen, denn in diese pfropfe ich Bemerkungen und Probleme, die ich aufgelöst wünsche[3])". Gegen das Sammeln von Exzerpten zeigt er jetzt noch eine große Abneigung. „Außer der Vaterlandsgeschichte excerpire ich künftig nichts mehr. Die größten Alten, alle Schüler, Maler und Annalisten der Natur thaten es auch nicht; die Pedanten, unsere Ahnen, erstickten darunter. Es erdrückt die Denkungsfertigkeit, macht faul, wortklauberisch, stiehlt Zeit, ist und wird nimmer mehr als Buchstabe, welcher

[1]) An Füßli 18. März und Okt. 1772.

[2]) 9. Juni und 10. Nov. 1772: „Seit einiger Zeit schreibe ich über die historische Kunst eine Menge von Erfahrungen und **Canones** nieder, welche gut seyn mögen, aber mich zu einem strengen Richter und ‚edeln' Leser machen."

[3]) Müller an Schlözer 21. Okt. 1772.

tödtet. Besser geschrieben, was 99 excerpiren, als der 99 einer seyn, welche den Hundertsten stoppeln[1])."

Seine eifrigsten Bemühungen waren den Vorarbeiten für die Schweizer Geschichte gewidmet. Noch in den letzten Wochen seines Göttinger Aufenthaltes hatte er den Auftrag des Buchhändlers Gebauer in Halle übernommen, für die von W. Guthrie und J. Gray herausgegebene englische Weltgeschichte den Abschnitt über die Schweizer Geschichte zu schreiben[2]). Die rege, unablässige Beschäftigung mit dieser Arbeit führte ihn zu wiederholten Änderungen des Planes und schließlich zur endgültigen Ablehnung des übernommenen Auftrages, zu dem Entschlusse, unabhängig von jener literarischen Unternehmung seinem Vaterlande ein Geschichtswerk zu schenken, das ihm zum unvergänglichen Ruhme gereichen sollte. Die Vorgeschichte des Hauptwerkes von Johannes Müller, seiner unvollendeten „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft", ist vornehmlich niedergelegt in der Korrespondenz mit H. H. Füßli, den er zu seinem vorzüglichen Mitarbeiter ersehen hatte. Schon in seinem ersten Briefe an Füßli eröffnet Müller seinen Plan, mit kritischer Genauigkeit in einem mäßigen Quartband aus den Annalen und historischen Nachrichten alles das zu konzentrieren, was Auswärtigen von der Geschichte der helvetischen Nation erheblich und interessant sei. Noch niemand habe in einem Kompendium dieser Geschichte von der Kultur, von der Geschichte des Handels, des Ackerbaus, der Künste der Schweiz eigene Kapitel gemacht; er wolle gerne die einem ersten Anfang dieser Art notwendig anhaftenden Fehler auf sich nehmen, wenn er nur damit bei den Freunden der helvetischen Geschichte verschiedene neue Ideen anregen und den Fleiß anderer anspornen könne, endlich einmal eine pragmatische Geschichte des Vaterlandes mit Übersteigung der freilich fast unübersehbaren Hindernisse zu verfassen und alle alten nebst seiner eigenen Arbeit in Vergessenheit zu bringen. Und schon bei dieser ersten Offenbarung seines Planes hebt er auch den praktischen Zweck, den er ins Auge fassen wolle, hervor: „Zugleich möcht' ich gerne so viel sagen, als einem ungelehrten, wenigstens unhistorischen Helvetier von den Thaten seiner Väter zu wissen nöthig ist, und es auf solche Weise erzählen, daß der in Manchen fast erstorbene Patriotismus wieder aufgeweckt, und unsere Landesleute zu mehreren der Söhne Tells

[1]) An Füßli 25. Febr. 1773. Ähnlich an Schlözer 20. März 1773.
[2]) Oben S. 69.

würdigen Thaten, zu größerer und ädlerer Denkungsart begeistert würden." Füßli erklärte sich sofort bereit[1]), Müller nach Kräften zu unterstützen. Er halte ihn für den Mann, der unter den ihm bekannten Kennern der eidgenössischen Geschichte allein im stande sei, das Werk so auszuarbeiten, daß es zugleich von Fremden mit Vergnügen und von den schweizerischen Mitbürgern mit Nutzen gelesen werde. Am meisten freue er sich über das in der vaterländischen Geschichte ganz neue Fach, das Müller ausarbeiten wolle, über die Geschichte der Kultur im Leben und im Denken; über dieses schöne Feld suche man bei den gerühmtesten Autoren vergebens mehr als flüchtige Blicke. Endlich fehle gar allem, was jemals über die eidgenössische Geschichte geschrieben worden sei, ein klassisch geprägter Stil. „Weinen möcht' ich, wenn der Hauptton meines Geistes nicht eher zu einem bescheidenen Lächeln gestimmt wäre, wenn ich Herodots Beschreibung des Treffens bey Thermopylä mit den confusen Bataillenstücken unsrer Geschichtschreiber vergleiche. Keiner hat den edeln Ausdruck der einfältigen Wahrheit nur begriffen, welcher den mehrern alten Geschichtschreibern und den wenigen Robertsonen, Quicciardinen, Humes einen ästhetischen Werth giebt und sie zu Lehrern der Weisheit macht. Von den Deutschen mag ich nichts hören. Ich liebe und schätze sie noch mehr in ihrer altfränkischen Tracht als in dem heutigen buntgeflickten Bettlerkittel."

Auf eine Bemerkung Füßlis über die große Schwierigkeit der Aufgabe einer so zusammengesetzten Geschichte, wie diejenige der Schweiz, setzte Müller auseinander, er wolle einen Unterschied zwischen Kantonen machen, die schon vor ihrer Aufnahme in den helvetischen Bund Verbindung mit den Helvetiern gehabt hätten und in ihrer Geschichte vorkommen, und denjenigen, die gleich als aus den Wolken herunter plötzlich in der Konföderation erscheinen. Die älteste Geschichte der ersteren werde er beim ersten Datum, da ihrer Meldung geschehe, erzählen; bei den letzteren erwähne er das Wichtigste aus ihrer früheren Geschichte beim Datum ihrer Aufnahme. Den Faden der Geschichte auf solche Weise zu unterbrechen, erlaube er sich nach dem Beispiele Herodots, Justins und Diodors. Der größte Teil der Spezialgeschichte jedes Kantons gehöre übrigens in ein besonderes Buch, während der Geschichtschreiber Helvetiens daraus nur das nehme, was entweder auf die Schicksale der Nation einen Einfluß gehabt habe

[1]) Füßli an Müller 1. Jan. 1772.

oder für den Nationalgeist des Zeitalters charakteristisch sei. „Der Pöbel der Geschichtschreiber hält lärmende Thaten, Menschenwürgen, Verwüstungen und überhaupt die Thorheiten des menschlichen Verstandes (vielleicht aus sympathetischer Zuneigung) für allein merkwürdig. Mir däucht, daß es dem Patriotismus und der Tugend unserer Mitbürger zuträglicher wäre, wenn die stillen Verdienste mehr hervorgezogen und reizender gemahlt würden. Der Mann, der in einem Staat die erste Schule gestiftet, ist größer, als der die erste Landvogtey erobert." Für die ältere Zeit nimmt er folgende Einteilung in Aussicht: „I. Helvetier, frey bis auf Cäsars Sieg. II. Unter den Römern bis um 410. III. Erste burgundische Periode. IV. Fränkische, von 526 bis 888. V. Zweyte burgundische, bis 1032. VI. Deutsche, bis 1308. VII. Helvetien wird (wieder) frey, vertheidigt sich und wächst. VIII. Epoche des Verfalls der Helvetischen Einfalt und Tugend von 1477 an."

Der edlen Einfalt und dem Ausdruck der alten Geschichtschreiber, die freilich nicht alle gleich gut seien, will er nachstreben; sein Lieblingsautor sei Cäsar, der wie ein Kaiser schreibe, ferner Tacitus und Sallust, während „Monsieur Livius" schon etwas weitschweifiger, lobrednerischer und ungetreuer, „Ihre Gnaden und Weisheit, der Herr Burgermeister Plutarch" in seiner Weitschweifigkeit gar über alle Grenzen gehe. Hoffnungsfreudig schrieb er damals an Schlözer[1]): „Wenn der helvetische Theil der A. W. herauskömmt, so sollen Sie, wenn Füßlin und ich leben bleiben, die beste Schweizerhistorie, die bis dahin geschrieben ist, lesen, lesen z. E. eine neue, aus ungedruckten Akten und rechtskräftigen Urkunden gezogene Geschichte des alten Zürcherkriegs, lesen eine Menge Auszüge aus unzähligen Handschriften, die theils ich habe, theils meine Freunde besitzen; das alles und noch mehr soviel als möglich in einem klassisch geprägten Styl."

Bald aber sah er ein, daß er die Aufgabe, wie sie ihm vorschwebte, nicht in einem Zeitraum von vier Jahren zu lösen vermöge. „Da ich wol sehe, daß ich nicht den halben Theil meines Ideals einer guten helvetischen Geschichte bis 1776 ausführen kann, so ist die vaterländische Geschichte für mein ganzes Leben mein Lieblingsstudium geworden. Mein bester Freund, wir wollen uns vereinigen, sie zu reformiren"[2]).

In den Vordergrund drängt sich immer mehr die Ansicht, daß

---

[1]) 19. Jan. 1772.
[2]) An Füßli 12. Febr. 1772.

die Darstellung der älteren Geschichte den Zweck habe, die Entstehung der gegenwärtigen Verhältnisse zu erkennen. „Diese Woche", schrieb er am 19. September 1772 an Füßli, „bekam ich beim Auskleiden eine neue Idee vom Plan meiner Geschichte. Ich mache alle Nachrichten von unserer Entdeckung an bis auf den Einfall der Ausländer zu Prolegomenen. Beym J. 410 folgt ein Kapitel: Zustand Helvetiens A° 1772. Die ganze folgende Geschichte wird eine Auflösung der Aufgabe: Wie ward Helvetien? Wie ward die Wohnung der Karaiben, das Canada, die Höhle der Auerochsen und Rennthiere zum Sitze einer blühenden Republik, zur Wohnung der Zwingli, der Geßner und Haller? Wie gefällt dir der Einfall?" Dieser Gedanke einer Schilderung des gegenwärtigen Zustandes wird nun festgehalten und dem Freunde eine Arbeitsteilung vorgeschlagen[1]): „Wie, wenn wir den Anfang unserer Histoire générale mit einem Bändchen: Gegenwärtiger Zustand von Helvetien, anfingen? Du nähmest das Kapitel Zürich, ich Schafhausen. Die Materialien zu den übrigen Orten würden wir uns aus denselben zu verschaffen suchen. Alles soll ohne Urtheil, mit der strengsten historischen Treu, mit weiser Würde geschrieben seyn. Welches Buch! und ganz neu. Die Idee entzückt mich, so gewiß ich unvermeidlichen Unvollkommenheiten entgegen sehe. Leser! wollt ich schließen, dies ist Helvetien. Siehe, es ward auf folgende Weise. Dann folgten die Zeitpunkte: der ältesten Helvetischen Geschichte, der Burgundionen, der mittlern Zeit, der Bildung der Conföderation, der Reformation (oder besser Glaubens-Revolution, welches historischer gesagt ist), beschrieben aus Simmlers Schätzen. Endlich Annalen der neuen Zeit. — Bei Ausführung obiger Idee wäre für uns noch der Vortheil, daß wir aus unserer heutigen Welt tausend Details mehr erkennen lernten, und dadurch zu jedem bürgerlichen Geschäfte geschickter, kurz, würdigere Schweizer werden müßten."

Müller hebt hier deutlich hervor, wie er sich sein Werk vorstellt: es soll eine pragmatische Schweizer Geschichte werden, eine Darstellung der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung auf dem Schweizer Boden, gleichzeitig zu dem Zwecke, aus dieser Entwicklungsgeschichte die bestehenden Zustände sowie die Aufgaben und Ziele der Zukunft zu erkennen. Schon jetzt lebt in ihm die Hoffnung, dereinst auf Grund seiner eingehenden Erkenntnis der

[1]) Undatierter Brief an Füßli, wohl in den Anfang des Februars 1773 zu setzen, wie aus einem Briefe Müllers an Schlözer vom 18. Febr. 1773 zu schließen ist.

vaterländischen Zustände auch eine praktisch politische Rolle spielen und dadurch dem Vaterlande nützen zu können. Allerdings schreckte ihn die Schwierigkeit der Aufgabe zeitweilig zurück. So schrieb er am 28. November 1772 an Meusel: „Himmel, wie bange meine helvetische Geschichte mir macht. Mein Ideal ist groß und noch von keinem unserer Geschichtschreiber erreicht. Der ganze gelehrte Theil meiner Nation, Füßlin, Wattenwyl, alle, alle sind in großer Erwartung. Aber meine Kräfte! Ich möchte sie zu einer historischen Politik Helvetiens machen. Ich möchte das Geschlechtregister unserer Verfassungen beschreiben und stillschweigend die Geschichte zu einer Methodik verwandeln, wie den Fehlern derselben ohne Revolution abzuhelfen wäre. Aber meine Kräfte!"

Der Gedanke der Arbeitsteilung wird mehrfach erörtert. Müller hebt als besondere Vorteile derselben hervor[1]), daß jeder nur halbe Arbeit hätte und so jeder mehr Zeit zur anderweitigen Aufklärung und zum Genuß des Lebens erhielte. „Dann würd' auch ein Werk von zween so vortrefflichen Männern dem ganzen auch noch so unverschämten Publico Ehrfurcht und Lob abzwingen; es könnte vollkommener werden. Endlich würden wir auch beide uns nicht im Lichte stehen, welches ich schon einige male befürchtet habe. Bei einigen würdest du mich, bei einigen, die es nicht verstehen, ich auch wohl dich verdrängen, woran uns weniger als den Verlegern liegen würde." Müller glaubt auch, das Werk würde, da es in Halle gedruckt werde, der Zürcher Zensur entgehen können.

Füßli trat zunächst auf diese Idee bereitwillig ein[2]), indem er für die Teilung einen bestimmten Vorschlag machte. „Wir theilten die Arbeit nach der Zeitordnung. Du bist gelehrter, kritischer als ich. Darum arbeitest du die ganze Geschichte vor der Conföderation aus. Da fahr ich fort durch das ganze 14. und 15. Säculum bis zum Landesfrieden a. 1531. Da geht, qua Theologus, D e i n e Stelle wieder an bis zu End des 17. Jahrhunderts. Ich schließe mit dem laufenden, wo guter Baustoff am schwersten, aber doch leichter bei uns als irgend anderswo zu bekommen und mit minder Schwierigkeit mitgetheilt wird. — Die Gränzen, wo wir aneinander stoßen, marchen wir genau aus. Über die Methode und Plan vergleichen wir uns nächstens durch eine mündliche Unterredung zu Eglisau. Mach Dich gefaßt, innert 14 Tagen daselbst auf meinen vorörtlichen Wink an der Herberge zu sein. Ein jeder bringt Ideen

[1]) Oktober 1772.

[2]) Füßli an Müller 6. Nov. 1772. Stadtbibl. Zürich Ms. M. 1, 432.

im Kopf oder auf dem Papier, ein Probestück von der Ausarbeitung." Füßli fügt hinzu, daß er, wenn er öffentlich mitarbeite, nach den Zürcher Gesetzen der Zensur unterworfen sei, auch wenn das Werk im Auslande gedruckt werde. Die Umgehung einer schweizerischen Zensur würde viel Verdruß und Schikanen zur Folge haben. Müller berührt auch die Frage, ob in die Darstellung das eigene Urteil und Reflexionen eingeführt werden sollen. „Wenn auch Tacitus zu spruchreich ist, wenn wir eigenes Urteil und sogenannte Reflexionen verbannen wollen, so wird der ungleich größte Haufe unsrer Leser bey der Erzählung gar nichts, so wenig als ein zweyjähriger Junge bey der Aufführung Hamlets sich denken. Wie wollen wir es halten? Nur in die dunkeln Gegenden der Geschichte, Moral und Politik Blitze unseres Verstandes senden? sprechen, wie die Redner, wie Dichter oder wie Homileten; sprechen, aber selten und gesetzgeberisch wie Götter?" Und in großem Selbstbewußtsein fährt er fort: „Ich beschreibe diese Woche die Zähringer nach Schöpflin, erkenntlich gegen die Providenz, welche Schöpflins, Herrgotts, Gerberte, Bessels, Fäsis, mit einem Worte Knechte sendet, die den Schutt wegräumen und die Baumaterialien ordnen, damit die Söhne der Götter, voll Geist und Herz, Werken für die Unsterblichkeit und für die Menschen gebieten können: Werdet! Herr, sende Arbeiter, denn des Landes ist noch viel aufzuklären!"

Mehr und mehr kam Müller von dem Plane ab, nach seinem Auftrage seine Arbeit innerhalb eines Zeitraumes von vier Jahren zu vollenden. Auch Nicolai riet ihm wiederholt ab, sich durch Rücksichten auf den Buchhändler die Hände binden zu lassen, denn seine meisten Fehler kommen von dem allzu großen Feuer her, das ihn weiter treibe, als er selbst wolle; er solle sich für seine helvetische Geschichte, die ein vortreffliches Werk werden könne, an keinen Verleger, Bogenzahl, Format, Zeit u. s. w. binden, sondern schreiben, wenn er zum Schreiben warm sei, sonst nicht, und jeden Gedanken untersuchen, ob er noch simpler und geschmeidiger könne ausgedrückt werden[1]). Müller suchte sich in der Tat vom Verleger unabhängig zu machen. Am 20. März 1773 schrieb er an Nicolai: „Gebauern schick ich heut einen Theil meiner Handschrift. Will er, gut; will er nicht, auch gut; alsdann will ich auch nicht." Schon zu Beginn des Jahres hatte er Schlözer gegenüber geäußert, daß er die Ausführung der Schweizer Geschichte einem anderen, z. B.

[1]) Nicolai an Müller 14. Nov. 1772 und 14. März 1773. Maurer-Const. IV, 45, 57.

Füßli, übertragen möchte, während er selbst unabhängig vom Buchhändler, ein Corpus der gesamten vaterländischen Geschichte, zugleich ein System der helvetischen Politik, alles Historische mit einem Wort, was man von omni nomine helvetico in allen Zeiten und Jahrhunderten wisse, ein Realregister aller Urkunden, Abschiede u. s. w. herausgeben wollte[1]).

Es muß auch zugegeben werden, daß Füßli in der von ihm vorgeschlagenen Arbeitsteilung nicht die unangenehmere Hälfte für sich ausgewählt hatte. Müller hat dies selbstverständlich sofort erkannt. „Däucht's dir aber nicht, daß mir auf diese Weise zwar ein sehr schwerer, aber der uninteressanteste, der Theil, den die meisten Leser überschlagen, zufällt? Die Reformation ist das einzige Wichtige meines Looses. Es ist wahr, vor 1308 hat sich unsere Freyheit, und im 16. Jahrhundert unsere civile Verfassung gegründet; wer aber liest dieses so oft als die lärmenden Heldenzeiten und die Geschichte seiner Väter und Großväter." Schließlich wurde ausgemacht, daß Müller die Vorgeschichte bis 1308 und die Zeit von 1500 bis 1664, Füßli die Epoche von 1308 bis 1500 und die neue Geschichte von 1664 an bearbeiten sollte. Müller will von der Einteilung in Perioden absehen und nur eine Kapiteleinteilung durchführen, weil im ersten Falle immer Unschicklichkeiten herauskommen. „Keine Perioden mehr, nicht Henaults Annalistenart im ersten Buch des Versuchs unserer Geschichte[2])."

Beide Freunde machten sich nun an die Arbeit. Am 10. September 1773 überschickte Füßli an Müller das Manuskript seiner „Vorlesungen über die einheimische Geschichte der drey letzten Dezennien des 15. Jahrhunderts". Sie brachten Müller neuerdings auf den Gedanken, den Freund zu bestimmen, den Auftrag für den deutschen Buchhändler allein zu übernehmen. „Ich bewundere," schrieb er ihm[3]), „mit welchem Fleiß du die Protokolle und geschriebenen Nachrichten bewußten Zeitraums durchstöbert. So lehrte Waldmann noch niemand kennen. Aber, wie du mir schreibst, nicht nur für die Welthistorie, sondern überhaupt fürs Publikum muß Alles ungleich mehr concentrirt werden, wenn man's neben Tacitus stellen soll. Ich dächte, du würdest auch im Schwabenkrieg den Styl etwas nervichter und abgebrochener (coupé) machen. Verschiedene Details scheinen, wenigstens mir, ganz neu gefunden. Die Materie ist von dir erschöpft, oder wird's werden.

---

[1]) Müller an Schlözer 22. Jan. 1773.

[2]) Müller an Füßli 2. Sept. 1773.

[3]) 3. Dez. 1773.

Weil du an der Quelle vaterländischer Historiographie sitzest, so würdest du ungleich besser als ich für die Welthistorie arbeiten. Willst du bis Ende 1775 einen Abriß der Vaterlandsgeschichte an Gebauer, nach deinem bereits gemachten Plan, abliefern, so will ich, was ich kann, zur Erleichterung deiner Mühe beitragen, einige ganze Artikel dir liefern und Gebauer in deinem Namen die Hand darauf geben. Er bezahlt einen alten Louisd'or für den Bogen. Daß wir mit einander diese Geschichte ausarbeiten, scheint mir, seit ich Waldmann gelesen, nicht so practicabel. Deine Materialien sind ungleich reicher; die Schreibart ist historisch; der Plan ungefähr wie Henault, annalistisch. Ich habe meinen alten Plan umgeworfen und will de situ, populis et moribus Helvetiorum (deutsch oder französisch, versteht sich) nach Taciti Modell ein Buch schreiben, in welches unsere ganze Geschichte, Statistik und Juridik hineinkömmt, welches aber nicht mehr Worte als Sachen enthalten und nicht corpulent werden soll." Füßli lehnte diese Zumutung ab[1]). Seine beste Zeit sei er seiner Familie und dem unmittelbaren Dienste seines Vaterlandes schuldig. Wenn Gebauer ihm eine Zeit von drei bis vier Jahren einräumen würde, so könnte er sich vielleicht zur Übernahme entschließen. Müller suchte ihn sofort festzuhalten. In einem Briefe vom 20. Januar 1774, in welchem er dem Freunde über seine nächsten Lebenspläne berichtete, schrieb er, er habe seine ursprüngliche Absicht nun vollständig umgestaltet. „Die Helvetische Geschichte für Gebauer sollst d u schreiben; du bist es dem Vaterland schuldig. Für mich schon hab' ich bis Michaelis 1776 Zeit erhalten. Er ist vernünftig und läßt mit sich handeln. Die große Kunst ist, wie ich loskommen könne. Weißest du eine ehrenhafte Ausflucht, so verschweige mir dieselbe in meiner Noth nicht." Füßli antwortete[2]), er wolle in wenig Tagen der Länge und Breite nach das Pro und Contra des Annehmens und Verwerfens von Gebauers Auftrag mit Müller besprechen. Das Ende dieser Erwägungen aber war, daß der deutsche Verlagshändler sowohl von Müller als von Füßli im Stiche gelassen wurde.

Von seinem neuen Plane berichtete Müller auch an Meusel[3]): „Der Plan der helvetischen Geschichte ist umgeworfen. Es wird ein Buch wie das de situ, moribus et populis eurer Väter. Dicam insigne, recens. Ich habe meine Mathematik, Physik und Metaphysik wieder angefangen; wer die Geschichte schreiben will, muß

[1]) Füßli an Müller 22. Dez. 1773.
[2]) Füßli an Müller 3. Febr. 1774.
[3]) Müller an Meusel 19. Dez. 1773.

die Principien aller menschlichen Kenntnisse, die Seele besonders und den Marsch der menschlichen Passionen kennen. Ohne das wird keine gute Politik und kann man den Menschen weder wie Locke, Solon und Comfutsee, noch wie Tacitus und Montesquien Gesetze geben. Ich finde auch nützlich, die Menschen genauer zu sehen, ehe ich für sie schreibe, und auf einen andern Schauplatz zu treten. O Freund, es kostet viel, manches Jahr, viel Arbeit, aber nur so versichert man sich Namen und Unsterblichkeit."

Müller schrieb diese Worte, als er im Begriff stand, seiner Schaffhauser Heimat den Rücken zu kehren, um auf dem Boden der französischen Schweiz sich für die Aufgabe, die sich allmählich in seinem Geiste ausgebildet hatte, vorzubereiten. Daß der unsicher Schwankende endlich einen bestimmten Entschluß gefaßt hatte, war eine Folge seiner Bekanntschaft, seiner feurigen Herzensfreundschaft mit Karl Viktor v. Bonstetten. Bei der Versammlung der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach im Mai 1773 war er zum erstenmal mit dem Manne zusammengetroffen, der für längere Zeit bestimmend in sein Leben eingreifen sollte.

Seitdem vom 3. bis 5. Mai 1761 auf die Anregung des philanthropischen Stadtschreibers Isaak Iselin von Basel im Bade Schinznach neun schweizerische Männer zu einer freundschaftlichen Tagsatzung zusammengetreten waren, hatte sich diese alljährlich im Mai wiederholte Schinznacher Versammlung zur Helvetischen Gesellschaft entwickelt und organisiert, zu jener Vereinigung weitblickender, aufgeklärter Vaterlandsfreunde aus verschiedenen schweizerischen Orten, katholischen und reformierten, zur „Wiedererweckerin des Gemeinsinns und eines gesunden öffentlichen Geistes". Daß sich der junge Müller mächtig zu dieser Gesellschaft hingezogen, mit ihren Mitgliedern sich geistes- und zielverwandt fühlte, läßt sich umso eher begreifen, als sie in der Pflege der vaterländischen Geschichte ein Hauptmittel ihrer patriotischen Bestrebungen erblickte[1]). Zudem gehörte ihr die Mehrzahl seiner neuen Schweizer Freunde und Korrespondenten an: Füßli, Geßner, Obmann Schinz, Fäsi, der greise Bodmer von Zürich, Iselin von Basel, Balthasar von Luzern, der geschichtskundige Zurlauben von Zug, Landvogt Engel, die Berner v. Wattenwyl und Sinner. Auch verschiedene der aufgeklärten Männer, die seinen Freundeskreis in Schaffhausen bildeten, waren der Gesellschaft beigetreten oder beabsichtigten es.

[1]) K. Morell: Die helvetische Gesellschaft, an verschiedenen Stellen. Dazu sind zu vergleichen die gedruckten Berichte über die Verhandlungen der betreffenden Jahre.

Schon in der zweiten Versammlung des Jahres 1762 war der Arzt Dr. Stokar als Mitglied vorgeschlagen und 1763 als erster Schaffhauser aufgenommen worden; seit 1770 war der Stadtschreiber Johann Kaspar Stokar Mitglied der Siebenerkommission; weitere Mitglieder waren Oberst v. Hardenberg, Georg v. Mandach und Balthasar v. Meyenburg, somit ausschließlich Männer, die den vornehmen Geschlechtern angehörten. Füßli, der seit 1765 beigetreten und bald eines der verdientesten Mitglieder, der eigentliche Geschichtsforscher der Gesellschaft geworden war, hat in erster Linie Müller zum Besuche der Schinznacher Versammlung eingeladen und ihn dort eingeführt. Schon zur Versammlung von 1772 sollte er erscheinen[1]), als er unmittelbar vor der Abreise von den Blattern befallen wurde; Füßli schrieb ihm nachher, er habe in Schinznach tausend reine Freuden genossen, aber so oft er sie mustere, fehle ihm eine — Müllers Gegenwart.

Dagegen war es Müller nun gestattet, die Versammlung vom Mai 1773 zu besuchen, obwohl er zunächst Schwierigkeiten wegen der Reise zu überwinden hatte. Vier andere Schaffhauser hatten in ihrer Kutsche keinen Platz mehr für ihn; für einen so langen Ritt war Müller ein zu schlechter Reiter; das Fußreisen war zu jener Zeit noch nicht in der Mode; aber Müller schrieb, er werde zu kommen suchen, wenn es keine Katzen regne. Endlich entschloß sich sein Herzensfreund v. Ziegler, trotz der damaligen Erkrankung seiner jungen Frau, sich ihm anzuschließen und gemeinsam mit ihm eine Kutsche zu mieten. Die Rückreise mußten sie allerdings von Bülach an zu Fuß zurücklegen, weil ihnen dort ein Pferd zu Grunde ging. —

Die Schinznacher Tagung des Jahres 1773 vom 9. bis 11. Mai war viel besser besucht als diejenigen der letzten Jahre, indem 24 Mitglieder und 13 Gäste daran teilnahmen; man kann sie fast als eine Schaffhauser Versammlung bezeichnen, indem Schaffhausen mit sechs Anwesenden zu den bestvertretenen Orten gehörte. Als Mitglieder waren erschienen Dr. Stokar, Stadtschreiber Stokar und Georg v. Mandach; als Gäste, die durch die Versammlung als Mitglieder aufgenommen wurden, Junker Georg Friedrich Im Thurn v. Girsberg, den Müller noch von Göttingen her kannte, Junker Ehrengesandter v. Ziegler und Johannes Müller. Erwähnenswert ist es, daß in derselben Sitzung auch der abwesende Peter Ochs von Basel aufgenommen wurde. Die Präsidialrede

[1]) Füßli an Müller 10. Mai und 4. Juni 1773.

des Chorherrn Gugger von Solothurn über die wahre Hoheit des Republikaners war zweifellos ganz nach dem Herzen des jungen Müller, mit dessen Ansichten sie sich vielfach deckte; sie wandte sich gegen die Stellenjägerei und Ämtersucht, gegen die parteiische Rechtspflege, gegen die goldenen Fesseln, die am schwersten drücken, bezeichnete als den Grund, auf welchem ein Freistaat beruhe, die republikanische Gleichheit, wodurch der Eifersucht, dem Hochmut, dem Eigennutz, der Herrschsucht als den gefährlichsten Feinden entgegengetreten werde, richtete sich auch gegen den Untertänigkeitssinn, den Servilismus der Zeit und sprach sich für die demokratischen Grundsätze Rousseaus aus, der gesagt habe, „der (!) höchste Gewalt sei immer bei dem Volke". Sie ermahnte allerdings zur Ehrerbietung gegen die Oberen, gab aber auch zu erkennen, daß die oberste Gewalt in einer Republik das Gesetz sein müsse.

Müller traf hier neben einer Reihe von Männern, mit denen er bereits persönlich bekannt war, auch verschiedene seiner Korrespondenten, die er bisher noch nicht gesehen hatte. Auch Lavater, über welchen Müller damals seinen intimeren Freunden gegenüber noch ein so absprechendes Urteil fällte, hatte sich eingestellt und erschien ihm in ganz anderer Gestalt. „In Schinznach war Lavater wie andere Menschen und wir hatten Vergnügen mit ihm, aber seine Reden waren gleichwohl eines übelgeleiteten Enthusiasten Hyperbeln"[1]).

Zum bestimmenden Ereignis wurde für Müller die Bekanntschaft mit Karl Viktor v. Bonstetten, die er in diesen Schinznacher Tagen machte und die sich sofort zur feurigsten, leidenschaftlichsten Freundschaft gestaltete. — Die Bonstetten gehören den ältesten Adelsgeschlechtern der Schweiz an; sie zählten zum alten historischen Adel der Stadt Bern, der damals nur noch aus sechs alten patrizischen Familien bestand. Karl Viktor v. Bonstetten war am 3. September 1745 geboren, also um etwas mehr als sechs Jahre älter als Müller, der einzige Sohn des reichen und angesehenen Ratsherrn und Welsch-Seckelmeisters Karl Emanuel v. Bonstetten, der ihm bei seinem Tode zu Beginn des Jahres 1773 mit seinem Reichtum eine beneidenswert unabhängige Stellung hinterließ, so daß er sich über die Gunst und Mißgunst seiner Mitbürger, über die Äußerungen der öffentlichen Meinung mit souveräner Verachtung hinwegzusetzen vermochte. Von glänzender Begabung und feinem Geiste, fühlte er kaum in sich den Drang, seine hervorragenden

[1]) Müller an Nicolai 10. Juli 1773.

Talente in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Er schien so recht eigentlich zum geistigen und materiellen Genießen, nicht zur aufopfernden, ernsten Arbeit geschaffen zu sein; es ist ihm bis in sein hohes Alter hinein eine seltene Lebensfrische und Genußfähigkeit erhalten geblieben. Nach Amt und Würde strebte er nur, weil es die Familientradition erforderte; wo er aber hingestellt wurde, da vermochte er seinen ganzen Mann zu stellen. Seitdem er 1775 in den Großen Rat gewählt worden war, trug er sich mit der Hoffnung, die reichen Schätze seines Geistes zur Verwirklichung seiner Ideale zu verwerten; aber zu energischem Handeln war er unfähig. Man hat ihm vorgeworfen, daß er in der Stunde der Gefahr und Verwirrung, die 1798 über sein Vaterland kam, dasselbe verlassen habe, um in der Fremde bessere Tage abzuwarten; aber diese Haltung entspricht vollständig seinem ganzen Wesen, seiner Empfänglichkeit für alles Schöne, seiner Abneigung gegen alles Rohe und Harte, das ihn in seinem feinen Lebensgenusse stören konnte. Seine Jugenderziehung hatte der Methode, des Ernstes und der Gründlichkeit entbehrt; es war keine Vertiefung in irgend ein Gebiet des Wissens, sondern ein Nippen an allem, ein autodidaktisches Schwelgen im Verschiedenartigsten, und das ging ihm in seinem ganzen Leben nach. Zu Yverdon und Genf hatte er seine erste höhere Bildung empfangen; dort lernte er die Schriften Rousseaus und Voltaires kennen; mit dem letzteren trat er auch in persönliche Berührung; vor allen aber übte der feinsinnige Genfer Naturforscher und Philosoph Bonnet einen großen Einfluß auf ihn aus. Von dem Rechtsstudium, das sein Vater für ihn bestimmt hatte, wandte er sich bald ab, um sich mit Vorliebe der Literatur, den schönen Künsten und der Politik zu widmen. Mit großem Interesse verfolgte er die Parteikämpfe in Genf und sympathisierte rückhaltlos mit der Fortschrittspartei. „Die Stürme der Freiheit", schrieb er seinem Vater, „sind den Staaten immer heilsam; sie gleichen den Winden, die das Wasser bewegen und es vor Fäulnis bewahren." Auf der Universität Leiden und in längerem Aufenthalte in England und Frankreich hatte er seinen Gesichtskreis erweitert und sich in den vornehmsten Kreisen mit Leichtigkeit und Anmut bewegen gelernt. Im Grunde genommen war er eine durch und durch aristokratische Natur, weit entfernt von wahrhaft demokratischer Gesinnung, aber doch durchdrungen von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts; die natürliche Gleichberechtigung aller Menschen anerkannte er zwar; aber er betrachtete als Ideal einer Staatsverfassung die geistig aufgeklärte Aristokratie. Mit

seinem auf dem Boden der deutschen Aufklärungsphilosophie Christian Wolffs stehenden, daneben aber ganz in den Formen und Traditionen des alten bernischen Patriziates lebenden Vater stand er nicht im besten Einvernehmen; ihre Wege gingen zu weit auseinander; doch hat man ihm gewiß mit Unrecht Lieblosigkeit gegenüber seinen Eltern vorgeworfen[1]). Daß die alte, verknöcherte und schwerfällige Berner Aristokratie dem jungen, feurigen und freidenkerischen Bonstetten, der noch als Greis das damalige Leben in Bern „als ein unaufhörliches Sinken in das Nichts, ein Gefühl der Entseelung, vom lebendigen Tod", sich selbst als ganz „entbernert", als einen „gerupften Adler, der in seinem Innersten fror", bezeichnete, nicht gewogen war, sondern ihn als einen unruhigen Kopf und Revolutionär ansah, ist leicht begreiflich[2]). In dieser verbitterten Stimmung gegen seine Vaterstadt und die dort herrschenden Kreise erinnert Bonstetten lebhaft an den jungen Müller und seine heftigen Ausfälle gegen Schaffhausen; gemeinsam war ihnen zur Zeit ihrer ersten Begegnung der Widerwille gegen die bestehenden, kleinlich beschränkten Verhältnisse ihrer Umgebung in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht, gemeinsam auch das Streben und Sehnen nach einem ihnen vorschwebenden Ideal, das sie zunächst in ihrem feurigen Freundschaftsbund zu erreichen hofften. Denn beiden war eigen das Bedürfnis nach einer enthusiastischen Freundschaft, wie sie das Altertum gekannt hatte und wie sie wieder die Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts verlangte, nach einer Freundschaft, die das Licht, die Sonne ihres Daseins werden sollte. Sie teilten die Begeisterung für die von Rousseau geträumte Natureinfalt, für die politischen, religiösen und literarischen Bestrebungen der Aufklärung, aber auch für die Werke des klassischen Altertums, deren gemeinsame Lektüre ihnen den schönsten geistigen Genuß verschaffte. An solidem, geordnetem Wissen, an energischer Arbeitskraft übertraf Müller den älteren Freund bedeutend, wogegen Bonstetten durch sein ruhiges und sicheres Urteil, durch sein gemessenes Wesen und seine weltmännische

---

[1]) Haller an Müller 17. Mai, 30. Juni und 23. Dez. 1773.

[2]) Über Bonstetten ist zu vergleichen: Georg v. Wyß in A. D. B. III, 135 ff.; Steinlen, Charles Victor de Bonstetten (1860); Morell, Karl v. Bonstetten (1861); Rudolf Willi, Karl Viktor v. Bonstetten 1745—1832, eine literarisch-psychologische Skizze (Neujahrsblatt der Lit. Ges. Bern 1899), in welcher das Wesen Bonstettens vor allem vom psychologischen Standpunkte aus betrachtet wird. Über sein Verhältnis zu Müller: Vogel, Johann Müllers Freundschaftsbund mit Karl Viktor v. Bonstetten in den Schweizer Geschichtl. Studien 1864.

Klugheit und Gewandtheit seinen unruhigen Schaffhauser Freund bei weitem überragte. Eine gewisse Weichheit des Wesens, die rezeptive Empfänglichkeit des Gemüts ist bei Bonstetten wie bei Müller zu finden. Während aber Müllers unbegrenzter Ehrgeiz nach den höchsten Zielen strebte, während er nach unvergänglichem Nachruhm, nach dem Kranz der Unsterblichkeit begehrte und zu diesem Zwecke seine ganze Kraft, alle seine Gaben in den Dienst der Menschheit zu stellen bereit war, erschien dem jungen Berner Patrizier die Befriedigung seiner eigenen Wißbegierde, seines ästhetischen Bedürfnisses als Zweck des Daseins; nicht wie er der Menschheit nützen, sondern wie er sich selbst das Leben angenehm und reizvoll machen könne, war ihm die Hauptfrage; er wollte nicht in erster Linie nützlich, sondern glücklich sein.

So zeigen sich denn zwischen Müller und Bonstetten zahlreiche Berührungspunkte, aber auch bedeutende Verschiedenheiten des Charakters und des inneren Wesens. Aber gerade das vermochte den Freundschaftsbund der beiden nur noch fester und inniger zu gestalten; der gegenseitige Einfluß, den sie aufeinander ausübten, um sich zu ergänzen, zu bessern, zu vervollkommnen, gab ihm einen inneren moralischen Gehalt und ließ die Glut zu immer frischer Flamme entfachen.

Seltsam genug mochte allerdings den Teilnehmern der Schinznacher Tagung von 1773 dieses Freundespaar erscheinen, der hochgewachsene, auch mit körperlicher Schönheit reich ausgestattete, weltmännisch kluge und gewandte Berner Patrizier und der kleine, in seinen Bewegungen und seinem ganzen Auftreten schüchterne, unbeholfene und immer unruhige gelehrte Schaffhauser Professor. Es ist recht interessant, zu sehen, wie beide in späteren Jahren sich an ihre erste Begegnung am 10. Mai 1773 und an den Eindruck, den sie dabei aufeinander gemacht hatten, erinnerten. Im Jahre 1821 schrieb der 76jährige Bonstetten[1]) an Matthisson: „Man kann sich kaum einen Begriff von Müller machen, wie er war, als ich ihn zu Schinznach zum erstenmal sah. Ein schönes, frisches Mädchengesicht mit rasiertem Kopfe, über welchem sich eine mächtige Rathsherrnperücke wölbte, ein kleines Männchen in electrischer Bewegung. In seiner Haltung war er ein Mittelding zwischen einem altgelehrten Professor und einem Knaben von zwölf Jahren. Gehen konnte er nicht, nur hüpfen. Wohl fünf bis sechs Jahre nachher, als er einmal in der Boissière zu Tronchin

[1]) Briefe von Bonstetten an Matthisson, herausgeg. von H. H. Füßli, S. 89 f.



in das Zimmer eintrat, sagte ihm der alte ehrwürdige Weltmann: Tachez donc de marcher sans sautiller. Ich kam eben von Paris und London, wo ich mit der eleganten und gelehrten Welt gelebt hatte. Du kannst denken, wie ich mich über den tanzenden Professor in der immer schief gekehrten Perücke lustig machte. Ich hatte sein Bellum Cimbricum gelesen. Als ich hörte, daß dieses hypergelehrte Werk aus dieser Perücken-Rosenknospe entsprungen sei, machte ich sogleich Müllers Bekanntschaft. Da ging es wie eine Sonne vor uns beyden auf. Er hatte in seinem Leben noch keinen gebildeten jungen Weltmann gesehen. Ich war in meinem Äußern nicht übel. Er, sobald er mit mir sprach, leuchtete mir wie ein Stern aus finsterm Gewölke entgegen. Wir verließen die Gesellschaft, um allein zu sein. Wir stiegen zu Habsburgs Trümmern hinauf. Da kam ein Platzregen. Es träufte von Müllers Perücke wie von Dachziegeln herunter, so daß er die Mähne abnehmen und ausschütteln mußte, da er dann wie ein Kamtschadale aussahe. Ich konnte das Lachen nicht mäßigen. Da wandte ihn vor seiner Perücke ein solches Grauen an, daß er jede Stunde zählte, bis seine Haare lang genug seyn würden, um die Professormähne wegzuwerfen. Nichts war auffallender, als der Kontrast zwischen Müllers äußerer und innerer Bildung." Und Müller berichtete darüber im Jahre 1806 in seiner Selbstbiographie[1]): „Zu selbiger Zeit (am 9. Mai 1773[2]) lernte er in der patriotischen Gesellschaft, welche jährlich aus einem großen Theil der Schweiz in Schinznach unter Habsburg zusammenkam, den Freiherrn Karl Viktor v. Bonstetten kennen, damals einen um sieben Jahre ältern Jüngling, der mit einer lebhaften Einbildungskraft und einem unersättlichen Durst nach Wissenschaft eine ausgesuchte Blüthe der schönsten Kenntnisse und mit allen Vortheilen der äußerlichen Bildung ein edles gefühlvolles Herz und eine außerordentliche Grazie der Sitten vereinigte. Da entstand gleich dem Blitz, der eine schnell durchfahrende, alles umfassende Flamme urplötzlich entzündet, jene Freundschaft, deren Urkunden Friderike Brun, die dänische Muse, derselben Empfindung würdig, vor die Augen des Publikums gebracht hat, eine Freundschaft von der strengsten, reinsten Tugend, in allem andern denjenigen gleich, die im Alterthum die besten und größten Dinge hervorgebracht haben, eine Verbindung, die, nachdem sie über zwölf Jahre beiden das wahre Kleinod, der Geist ihres Lebens

[1]) S. W. IV, S. VIII f.

[2]) In einem Briefe Müllers an Bonstetten vom 14. Mai 1773 bezeichnet er den 10. Mai als den Tag ihrer ersten Bekanntschaft.

gewesen, als lange und große Entfernung in weitverschiedenen Laufbahnen auch die moralische Berührung seltener machte, die fröhlichste Erinnerung des tadelfreiesten, fruchtbarsten und edelsten Verhältnisses zurückließ."

Müller hat noch in seinem späteren Leben den 10. Mai, den Tag seines ersten Zusammentreffens mit Bonstetten, als einen der besonderen Erinnerung werten Tag betrachtet; vom 10. Mai 1773 bis an seinen Tod will er eine neue, große, wichtige Epoche seines Lebens anfangen[1]). An Gleim schrieb er ein Jahr später:[2]) „Auf den Trümmern Habsburgs lernte ich ihn kennen. Lavater fand unsere Physiognomie, also unsern Charakter, aus der Maaßen verschieden. Wir gestehen einige Verschiedenheit der Nebenzüge; die Verschiedenheit unserer Erziehung, und dieses Einen größere Reife hatten sie unausweichlich gemacht. Aber das Ganze des Charakters, sein Wesen, unsere Geisteskräfte, derselben Proportion in unsern Seelen, fanden wir nach dem anhaltendsten Briefwechsel, nach dem Zeugniß aller, die uns sahen und kennen, so übereinstimmend, so identisch, daß dieser Herr v. Bonstetten aus Bern mein Freund wurde. Hier in Genf findet man selbst unsere Züge gewissermaßen so ähnlich, daß mich einige, die mich nicht kannten, für meines Freundes Verwandten hielten. Wir entdeckten uns unsere Herzen in wenigen Monaten und fanden jeder den zweyten Theil des Seinigen."

So begann der Freundschaftsbund Müllers mit Bonstetten, der die Seele des jungen, bis zum Übermaß empfindsamen Gelehrten ganz einnahm und ihn mit dem Gefühl unaussprechlicher Wonne erfüllte. Was er seit der Knabenzeit ersehnt hatte, das war ihm in jener glückseligen Stunde auf der Habsburg geschenkt worden: ein Freund, dem er sich ganz hingeben, dem er sein Innerstes enthüllen konnte und der hinwieder ganz sein eigen sein wollte. Man muß sich in die Sentimentalität jener Zeit versenken, um die Glut und die Überschwenglichkeit dieser, mit der Geschlechtsliebe verwandten Freundschaft verstehen zu können; unserem nüchternen Zeitalter, dem der Kuß und die Umarmung zwischen Männern nicht mehr geläufig ist, erscheint sie fast als krankhafte Schwärmerei. Ja sogar schon bei den Zeitgenossen war sie Mißdeutungen ausgesetzt. „Jemand (ich will nicht wissen wer?) soll Stellen aus meinen Briefen an B. an hohem Orte gezeigt und die übelste

[1]) Müller an Bonstetten, erster Brief vom 14. Mai 1773. S. W. XIII, 3.
[2]) S. W. XVI, 67.

Deutung davon gemacht haben. Die Sprache enthusiastischer Freundschaft ist gemeinen Seelen unverständlich. Der Neid ist der Vater von Klatschereien; jeder sucht dann eine Deutung und findet sie im Schlamm seines Herzens," schrieb Müller im Jahre 1802 an seinen Bruder[1]). Auch die nachdrückliche Versicherung in der Selbstbiographie, daß seine Beziehungen zu Bonstetten eine Freundschaft von der strengsten und reinsten Tugend, welche die fröhlichste Erinnerung des tadelfreiesten, fruchtbarsten und edelsten Verhältnisses zurückgelassen habe, gewesen sei, wendet sich zweifellos gegen die ungünstigen Gerüchte, die sich darüber verbreitet hatten.

Als Denkmal dieser Freundschaft ist der Nachwelt die Korrespondenz der beiden Freunde erhalten geblieben[2]). Die Herausgeberin der Briefe Müllers an Bonstetten, die gelehrte Dänin Friederike Brun, bezeichnet sie als „die einzigen in ihrer Art in den Annalen der deutschen Literatur". Schon die erste Auswahl dieser Briefe aus den Jahren 1773—1779 rief eine stürmische Begeisterung hervor, und noch heute erscheinen sie als ein eigenartiges Zeugnis jener krankhaft empfindsamen Zeit. Sie werden neben der Schweizer Geschichte vielleicht als das Schönste und Herrlichste, was Müllers Hand geschaffen hat, bezeichnet[3]). Der geistvolle Kritiker August Wilhelm Schlegel begrüßte sie schon im Jahre 1799

---

[1]) S. W. VII, 40 f.

[2]) In den Jahren 1798—1800 hat Friederike Brun geb. Münter, die gelehrte und edle dänische Freundin Bonstettens, eine Auswahl derselben aus den Jahren 1773—1779 in Eggers Magazin herausgegeben. Der allgemeine Beifall, den diese Veröffentlichung gefunden hatte, veranlaßte die Herausgeberin zu einer zweiten, vermehrten Ausgabe, die vor allem den Jünglingen Deutschlands gewidmet wurde (Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund. Zum Besten der Schweizer Waisen herausgegeben. Tübingen. Cotta 1802). Im Jahre 1810 erschien eine durch Frau Steck-Guichelin besorgte französische Übersetzung der Briefe Müllers an Bonstetten und Gleim (Lettres de Jean de Muller à ses amis de Bonstetten et Gleim, Zurich 1810, chez Orell, Füßli et Comp.), und endlich übernahm wieder Friederike Brun die dritte deutsche Ausgabe für die Sämtl. Werke Müllers, mit der Fortsetzung der Briefe bis zum Todesjahre Müllers. (S. W. Bd. XIII bis XV.) Der letzte Brief ist vom 1. April 1809, also nicht einmal 2 Monate vor dem Tode Müllers, datiert. Da diese letzte Ausgabe die vollständigste ist, wird im folgenden immer nach ihr zitiert. — Die Briefe Müllers hat Bonstetten seiner Freundin Friederike Brun geschenkt; im Nachlaß auf der Stadtbibliothek in Schaffhausen finden sich einige Originale dann Abschriften von 44 Briefen von 1773 bis 1809 und Auszüge von der Hand J. Georg Müllers samt Briefen von Friederike Brun und Beilagen über die Herausgabe (Schaffh. St.-B. Müll. 62), vor allem aber die Originale der Briefe Bonstettens an Müller, 294 Nummern von 1773 bis 1782 und 219 Nummern von 1783 bis 1809, nebst vielen Beilagen (Schaffh. St.-B. Müll. 63 u. 64).

[3]) Vogel a. a. O. S. 21.



Karl Viktor von Bonstetten

mit lebhafter Freude[1]): „Wenn eine leere und planlose Zeitschrift durch Einen vortrefflichen Beitrag bedeutend werden könnte, so müßte dieß dem deutschen Magazin widerfahren sein, da es ihm vergönnt wurde, die ‚Fragmente aus den Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund' der Welt mitzuteilen: Johannes Müllers Briefe an Bonstetten, während der Jahre 1773—1778 in der Schweiz geschrieben, in denen er dem angebeteten Freunde seine ganze Seele hingiebt, ihn zum Vertrauten von Allem macht, was er will, was er verehrt und liebt. Welch ein herrliches Gemüth und ernstes großes Streben offenbaren sich da! Wie weihet sich der junge Mann, zu werden, was er seitdem wurde, der erste Geschichtschreiber der Neueren, oder vielmehr der letzte der Alten, wie Brutus der letzte Römer war! Solche Andacht, solche Arbeit, und eine beständige Gegenwart des höchsten und würdigsten Zieles. Den ganzen Menschen in sich bildet er zu dem erwählten Berufe seiner Kunst. Die Briefe sind allein schon wegen der schönen Harmonie merkwürdig, die sie darlegen zwischen dem, was er gewollt und was er geleistet hat. — Man sieht hier die entscheidende Wirkung, welche die Bekanntschaft mit den Alten auf ihn machte, und wie sie seiner verwandten Natur das Siegel der Erkenntniß aufdrückte. Sie traf bei ihm nicht auf Empfänglichkeit des Geistes allein, sondern auf ein liebendes Herz. Die in diesen Briefen athmende Freundschaft ist ein Beweis davon: sie ist im antiken Stil wie seine Werke. Wer kann zweifeln, daß sie ihn ganz durchdrungen hat, daß sie sein Trost und gleichsam die Nahrung des Bedürftigen war? In dieser wie in jeder andern Beziehung, die aus den Briefen hervorgeht, erscheint er mit einer originalen und naiven Liebenswürdigkeit, und die kleinsten seiner Äußerungen, seiner Urtheile, seiner Wünsche, geben Stoff für das doppelte Interesse des Verstandes und des Gefühls. Ihr größter Reiz ist, daß sie nicht für einen Dritten dastehen, und was der Dritte nun darin findet, um so mehr der Grund seiner Seele war. Sie sind wie ächte Liebesbriefe, die zufällig in fremde Hände fallen. Der Mann kann lächeln über die Wärme seiner Jugendtage, aber er wird nur auf diesem Wege ein Mann. Wer Müllers Schweizergeschichte kennt, muß diese Briefe lesen, um sie noch besser zu verstehen; wer sie nicht kennt, muß sie lesen, um sich dafür empfänglich zu machen. Was Geschichte ist, darüber kann die Heiligkeit aufklären, womit Müller sie behandelt."

---

[1]) Schlegels S. W. XII, 46—48, nach dem Athenäum II, 313—316.

Bonstetten selbst hat seine Briefe an Müller aus den Jahren 1773 und 1774, als sie ihm fast ein halbes Jahrhundert später wieder in die Hände fielen, als eine sonderbare Erscheinung bezeichnet, als ein Farrago von Liebesgeschichten, Philosophie, interessanten Bemerkungen aller Art, Empfindungen inniger Liebe zu Müller und Trembley und Freundschaftsplanen, mit ihnen zu leben und zu sterben. „Wie ich Müller und Trembley liebte!" ruft der 76jährige Greis in lebhafter Erinnerung an seine Herzensfreundschaft aus[1]). Und noch in seinen „Jugenderinnerungen," nach dem Müller schon längst im Grabe ruhte, hat Bonstetten seine Freundschaft mit ihm hochgehalten und gesegnet[2]): „Nie kann ich die Alpen und die schauerlichen Einsamkeiten der hohen Bergwelt ohne Thränen wiedersehen, und ohne an die vielen Tage des Trostes zu denken, die Müller und ich unsrer Freundschaft zu verdanken hatten. Wenn es uns bang war in der Unterwelt, wenn die Menschen, schwer wie ein Alp, auf unserer Seele lagen, so fanden wir Muth, Seligkeit und Trost, sobald, aus reinerer Luft, der Waldstrom uns entgegenbrauste, wenn wir die Herden hörten, und statt der Häuser die hohe Felswand mit fernem Eise blinken sahen, oder irgend eine friedliche Hütte fanden in der ersteigbaren Wildniß."

Von der Schinznacher Versammlung begleitete Bonstetten den neugewonnenen Freund noch bis Zürich; dort trennten sie sich; Müller reiste nach Schaffhausen zurück, während Bonstetten sich auf der Rückreise noch kurze Zeit in Baden aufhielt. Und nun begann sofort der rege Briefwechsel. Am 14. Mai schrieb Müller seinen ersten Brief von Schaffhausen aus, und an demselben Tage schickte Bonstetten seine erste schriftliche Freundschaftsversicherung nach Schaffhausen[3]). Begeistert schrieb Müller: „Wenn aber die Seelen sich vereinigen, wenn Edle zu edlen Thaten sich verbinden, wenn ich meinem Freund ins Mark seiner Seele

[1]) Bonstetten an Matthisson 28. Aug. 1821, S. 84; 21. Nov. 1826, S. 88.

[2]) A. a. O. S. 263 f.

[3]) Bonstetten hat leider nur wenige Briefe an den Freund genau datiert; oft steht an Stelle des Datums nur der Wochentag oder auch nur die Stunde, in der der Brief geschrieben worden ist. Deswegen hält es oft schwer, diese zahlreichen Briefe chronologisch richtig einzureihen. — Bonstetten hat wenigstens in den ersten Jahren sich vornehmlich der französischen Sprache bedient, die er schriftlich geläufiger handhabte als die deutsche, während umgekehrt Müller sich die volle schriftliche und mündliche Beherrschung der französischen Sprache erst aneignen mußte. Bonstetten korrigierte deswegen das Französische Müllers, während dieser die deutsche Schreibweise des Freundes zu verbessern suchte.

sehe, nicht den Edelgebohrnen, nicht den Gelehrten, sondern den guten und den weisen Menschen aus innerstem Grund meines Herzens liebe, und unserm Jahrhundert zum Vorwurf und zur Lehre, zum Ruhm der menschlichen Natur und unserer Nation von nun an durch alle Jahre meines Lebens liebe — dann, edler Bonstetten! verdient diese Vereinigung den eigentlichen heiligen Namen der Freundschaft, und wir erheben uns zur Größe der vortrefflichen Menschen, Montaignes, Lälius und Heinrichs, der Sully liebte. — Ich nenne viele Freunde; ich gestehe Ihnen, daß ich an wenige glaube; an Sie aber glaube ich so stark, daß (wenn Ihr Herz nur unveränderlich ist) ich Ihnen im Vertrauen den allerobersten Platz unter allen meinen auswärtigen Freunden geben und Sie zu meinem Vertrautesten machen möchte. Ich habe lange den Umgang eines Freundes der Weisheit gewünscht, der mir ungefähr gleich an Jahren, die gleiche Bahn des Lebens mit mir durchwanderte und in dessen treuen Schooß ich meine Entwürfe und Überlegungen, Vaterland, Wissenschaften und menschliches Geschlecht betreffend, mit freundschaftlicher Freimüthigkeit ausschütten könnte. So dürstet in der Wüste von Irak ein beduinischer Araber nach einer erlabenden Quelle, wie ich, o Freund, nach Ihres Gleichen verlangte. Es giebt kein Hinderniß unserer Freundschaft in der Welt; wir beide können schreiben, Bern und Valeires liegen nicht jenseits des Weltmeers, und wir sind Eidsgenossen. Eidsgenossen, theurer B! im engsten Sinne wollen wir seyn! Es sehe kein Mensch die Briefe, welche das Gemälde unserer Herzen enthalten, unsere Tugenden und Fehler, unsere guten und unvollkommenen Gedanken und Entwürfe, unsere freundschaftlichen Ahndungen und Zurechtweisungen erzählen. Ich zeige mich Ihnen, so fehlerhaft ich bin, offen und frei. Soll Freundschaft unter uns seyn, so schlagen Sie ein, so öffnen Sie, so ganz wie ich, Ihr schönes Herz gegen meines, das sein Verdienst darin setzt, ganz Ihnen zu gehören. So gut, besser vielleicht als Lavater die Physiognomien, unterscheide ich den natürlichen, redlichen Ausdruck der Freundschaft und die erkünstelte, durch Zeit und Herkommen festgesetzte Sprache der großen Welt. Der großen Welt! Lassen Sie uns beide, edler Freund! mit Glanz und Ehre auf dem großen Schauplatz erscheinen; unsere Freundschaft sey aber altmodisch, nicht wie der großen Welt, sondern wie der wenigen Edlen Freundschaft. Ihr großes Herz mahne mich auf die richtige Straße zurück, wenn zu viele Lebhaftigkeit mich von derselben entfernen will. — Seyen Sie überzeugt, daß Ihre

Gelehrsamkeit so wenig als der Adel Ihres Hauses — daß allein der Adel Ihrer Gesinnungen Ihnen mein ganzes Herz in einem Grade gewonnen hat, den ich Ihnen nicht beschreiben kann." — An demselben Tage schrieb auch Bonstetten an Müller, beglückt, daß er den Freund gefunden, den er seit jeher gesucht habe[1]): „Seigneur, donnés moi un Ami, etoit ma prière du matin, et: Seigneur, faites moi un homme aimable, sensible qui suffise à mon coeur et à mon esprit — etoit ma prière du soir. Aussitot le Seigneur ouvrit les portes de Schaffhausen, et mon ami Muller partit, mené par le Cocher de Mr. Ziegler et conduit par le Dieu de l'Amitié. Il partit mon ami et je le vis — et nous nous dîmes l'un à l'autre: c'est lui, que j'avais tant cherché." —

Die beiden Freunde antworteten gleich entzückt auf diese ersten Briefe. Müller schrieb[2]): „Ganz Ihr eigen, mit Leib und Seele bin ich Ihr eigen, bester und edelster Freund! So empfindsam, so liebenswürdig kannte ich Sie nicht, da ich Zürich verließ, als mir Ihre Briefe Sie mahlen. Meine Empfindungen wallen zu sehr für Sie, als daß ich sie Ihnen schreiben könnte — so sey wenigstens unsere Freundschaft getreuer, enger und unveränderlicher, als vielleicht kaum eine seit Montaigne war. Unter uns hören die Geheimnisse auf, und der gute Ton macht dem vertrauten Ton zärtlicher Freundschaft Platz. Glauben Sie mir, Sie schweben mir immer vor Augen; ‚An Bonstetten gedenke ewiglich!' schrieb ich vorgestern in das Tagebuch, welches die vornehmsten Begebenheiten meines Lebens und meine tägliche Maximen enthält. So warm ich fühle, so liebe ich Sie aus Grundsätzen doch eben so sehr. Es ist mir ein gewaltiger Beweggrund, meine mehrere Cultur zu betreiben, daß ich Ihrer immer würdig bleiben möchte. Seyen Sie in meinem Herzen der Ersten einer, oder der Erste." — Er verspricht, dem schriftlichen Verkehr mit dem Freunde die besten Stunden zu weihen; für den persönlichen Umgang würde ihm alle Jahre die Zeit von Ende September bis Martini und von Ostern bis Pfingsten zur Verfügung stehen. Bonstetten aber antwortete[3]): „Votre billet — c'est l'amitié meme qui a tenu la plume; elle est aimable comme vous, ou vous comme elle. Vous avez de l'Esprit, de l'agrement, mois votre coeur vaut encore mieux. — Enfin je vous aime, comme vous voulez l'être et comme vous le meritez — et cela durera jusqu'à ce que je devienne un

[1]) Baden ce Vendredi à midi (14. März 1773). Schaffh. St.-B. 63, 1.
[2]) 19. Mai 1773. S. W. XIII, 6 ff.
[3]) Zurich à midi. Schaffh. St.-B. Müll. 63, 1.

sot ou malhonnete homme, c'est à dire jusqu'à ce que je cesse d'etre votre Bonstetten." Und später schrieb er von Genf aus[1]): „Quand j'aurois tout perdu je ne dirois pas — Il me reste moi — Mais je dirois: Muller me reste encore. Qu'ai-je à craindre des enfers? Oui, mon ami, nous nous suffirons toujours l'un à l'autre; quand toutes les voiles sont dechirées, quand la nuit de l'orage grondera autour de nous, que les abymes seront entre-ouverts, il est un ancre qui ne filera point, et la flamme de l'amitié semblable aux feux sacrés de Castor et Pollux sera l'assuré garant d'un ciel plus serain. Non, mon ami, vous verrez toujours dans le fond de mon coeur; si les autres hommes ne lisent pas, c'est qu'ils le troublent sans cesse: mais pour vous il sera toujours comme la surface d'une eau pure, et quand vous le verriez noir comme le chaos, un sourire de l'amitié lui rendroit bientot sa pureté première. Oui, mon ami, que l'amitié soit desormais l'unique compagne dans notre carrière — pour repondre aux reproches d'insensibilité je redoublerois de tendresse pour vous. L'amour de la vertu me consolera de mes defauts-puisque Muller les supporte, pourquoi ne les supporterois je pas aussi?"

So leidenschaftlich hatte sich das Verhältnis bald gestaltet, daß die beiden Freunde nicht mehr ohne einander leben zu können glaubten. Als im Frühling dieses Jahres 1773 der junge Genfer Patrizier Tronchin, der einzige Sohn des Procureur Général, ein Freund Bonstettens, freiwillig aus dem Leben geschieden war, schrieb Müller: „Sollt' ich von Ihnen, mein theuerster Freund! wovor die Providenz und Ihre gute Gesundheit Sie bewahre, jemals durch einen Brief einer solchen Geschichte, wie Sie von Tronchin, berichtet werden, so würd' ich, die Wärme reiner Sympathie mit Ihnen und die Gewalt des Gefühls überlegt, in gleicher Stunde sterben, wie Sie, dem Gott der Freundschaft ein trauriges Opfer." Und als einige Monate später Bonstetten einmal acht Tage lang keine Nachricht von seinem Müller erhalten hatte, schrieb er: „Si jamais vous aviez quelque projet funeste, ecrivez moi pour que je fasse mon testament, car je sens que je vous suivrai; le meme coup nous abattra tous deux."

„Die Ideen werden in den Armen eines weisen Freundes geboren, an seiner Brust erwärmt, großgezogen in seinem Cabinet. Ein solcher Freund sind nur Sie, keiner hier." Dem Freunde,

---

[1]) Genève à 25. Juin 1773.

dem er diese Worte schrieb[1]), hat Müller auch rückhaltlos seine hochfliegenden Pläne und seine vielfach wechselnden Projekte für die Gestaltung seines zukünftigen Lebens enthüllt. So hat er ihm denn schon in seinem dritten Briefe vom 26. Mai 1773[2]) offenbart, daß er entschlossen sei, Schaffhausen zu verlassen; nur die Mißbilligung Bonstettens könnte ihn wieder wankend machen. Der Mangel wissenschaftlicher Hilfsmittel für seine Lieblingsstudien, vor allem einer Bibliothek in Schaffhausen, das Entbehren eines lehrreichen Umgangs, der geistliche Stand, zu dem er in der Vaterstadt genötigt sei und andere Ursachen machen ihm seinen jetzigen Aufenthalt unhaltbar. „Am liebsten wünschte ich in Frankreich anzukommen, wenn nicht der Weg zu öffentlichen Bedienungen den Hugenotten ganz verschlossen wäre; denn ich halte eine Religionsänderung immer für eine große Blödigkeit, der ich im Herzen übrigens schon lange so katholisch bin, als — Meister Arouet v. Voltaire." Er denkt an eine Anstellung an der lutherischen Akademie zu Straßburg oder in den Niederlanden oder in England. Er frägt den Freund an, ob nicht in Genf oder Bern Aussicht auf eine Beförderung sich böte. „Wenn Sie, mein Liebster, mit einem Wort zwischen Upsala und Malta, zwischen London und St. Petersburg mir einen Standort anzugeben wissen, auf welchem ich nützlicher und zugleich freier und vergnügter, als in unserer guten Stadt Schaffhausen leben kann, so sprechen Sie! Daß Sie eben über Valeyres und nicht über Rußland, Frankreich oder die ganze christliche Kirche zu gebieten haben!" In seiner Antwort[3]) gab Bonstetten zu, daß Schaffhausen für einen Mann der Wissenschaft kein geeigneter Aufenthaltsort sei. Aber Müller solle sich nicht jedermann an den Kopf werfen; in der Welt werde man nur Erfolg haben, wenn man sie zu verachten scheine. „Voulés-vous etre presenté comme homme de lettre, commencés pas etre digne de vous-même avant de chercher à l'etre pour les autres." Er solle sich so einrichten, daß er jährlich vier bis fünf Monate bei ihm zubringen könne. Er habe Verbindungen in allen Ländern, in die er zu ziehen wünsche; er werde in seinem Hause wertvolle Bekanntschaften machen. Er solle eine Gelegenheit zur Verwirklichung seiner Hoffnungen abwarten. „Ayez patience dans votre Schaffh. Imaginés que ce n'est là qu'une Caravanserai, que vous passerez gayement votre tems chez moi, et que des bras

[1]) Kurz vor der Reise Müllers nach Valeyres.
[2]) S. W. XIII, 13 f.
[3]) Vom 28. Mai 1773.

de votre ami vous prendrez un vol digne de votre Genie." Er solle seine jetzige Stellung nur mit einer besseren vertauschen. Er werde ihm Gelegenheit zu Reisen verschaffen, wie er es zu wünschen scheine. Er werde ihn auch mit dem Herzog de la Rochefoucault in Paris bekannt machen, ja möglicherweise mit demselben bei Müller in Schaffhausen einen Besuch machen. In erster Linie aber sei es nötig, daß er bei ihm die französische Sprache gründlich erlerne.

Auf diesen Rat, das Französische im mündlichen und schriftlichen Ausdruck sich vollständig anzueignen, kam Bonstetten immer wieder zurück, denn Müller hatte ihm gestanden: „Französisch verstehe und lese ich, dies ist meine liebste Sprache, aber ich spreche sie noch so teuflisch, daß ich sie bloß mit Fremden rede, die sonst keine sprechen, indeß ist meine meiste Lectüre französisch." Die Absicht Müllers, gleichzeitig drei neue Sprachen, Französisch, Englisch und Italienisch zu lernen, bezeichnet Bonstetten als eine Extravaganz. Er gibt dem Freunde gute Ratschläge zur Erlernung eines guten französischen Stils. Er freut sich herzlich darüber, daß er ihm jährlich 15 Wochen, 9 im Herbst und 6 im Frühling in Aussicht stellt: „6 semaines en Printems, 9 en Automne = 15 semaines de bonheur que mon ami me donne"[1]). Er bietet ihm auch schon seine materielle Unterstützung an: „Il seroit absurde, qu'avec le coeur on n'eût pas la bourse d'un homme. Vous me feriez soupçoner que si j'etois dans votre cas vous me refuseriez. Fy!" Ja, er spricht von einem beständigen Zusammenleben mit ihm[2]): „Vous êtes garçon — Dieu merci — vous avez peu de besoin; que ne vivriez vous avec moi, huit mois à la campagne; peut-etre en aurais-je deux, ou nous irions successivement; quatre mois en Ville, et de tems à tems à Genève, Lausanne ou meme plus loin. — Vous me quitteriez une année ou deux pour faire le tour de l'Europe, car je suis tres assuré de vous en trouver quelque occasion, et puis vous reviendriez al nido fraterno."

Johann Georg Müller, der auf Bonstetten nicht besonders gut zu sprechen ist, wirft ihm vor[3]), er habe Müller von Schaffhausen als einem für ihn zu engen Schauplatz wegzuziehen versucht. Der Vorwurf ist nur insofern berechtigt, als Bonstetten

---

[1]) Bonstetten an Müller 4. Juin 1773.

[2]) Ebenso 14. Aout 1773.

[3]) In einem kurzen, zum Teil trefflichen Urteil über die Briefe Bonstettens an Müller. Schaffh. St.-B. Müll. 62, 2.

seinen Freund in der schon lange gefaßten Abneigung gegen seine Vaterstadt noch bestärkte und ihm andere Aussichten zu eröffnen suchte. Ganz richtig aber hebt Johann Georg Müller hervor, daß Bonstetten nicht der Mann gewesen sei, seinen unstet suchenden Bruder in sichere und feste Bahnen zu lenken. „Was Bonstetten fehlte, um zu seinen großen äußern Glücksgaben auch für seinen Geist Ruhe zu finden, war, wie mir scheint, ein fester Plan seiner Studien (da fühlt er manchmal Müllers Übermacht sehr tief) — überhaupt ein innerer Quell von Unruhe, die ihn häufig zwischen den äußersten Grenzen der Zufriedenheit und des Unmuthes herumjagte. Die schönsten Plane machte er sich oft, aber es wurde wenig oder nichts daraus. Ein Freund von so zappelnder Unruhe, der nur Engel oder Teufel sah, beständig von einem Plan zum andern sprang, und der dabei sich selbst so geistvoll ausdrückte — ob der für Müller, in dem zu alle diesem mehr als genug Anlage war, ein so ausgezeichnetes Glück gewesen, wie das Publikum nun glaubt — das ist bei mir sehr zweifelhaft. Aber! es war nun so!"

Jedenfalls war es für Müller auch nicht von günstigem Einfluß, daß Bonstetten durch die bewundernde Anerkennung seines Genies, durch die immer wiederholte Versicherung, daß er zu Großem berufen sei und sich deswegen in keiner Weise vorzeitig binden lassen dürfe, sein sowieso stark entwickeltes Selbstbewußtsein, seinen oft maßlosen Ehrgeiz noch gesteigert hat. So schrieb Bonstetten am 19. August 1773 an den Freund: „Die ganze Frage ist: ob Sie schlechthin Herr Caspar, Johannes, Samuel etc. Müller seyn sollen, oder aber H. Rathherr, Seckelmeister, Stubenmeister, Burgermeister etc. Müller? To be or not to be — that is the question. Ein vielschreibiger, folioschwangerer, und in sich selbst vergnügter Schaffaußer, oder ein magerer, unvergnügter, von Genie zernagter Montesquieu? Car: Ne vous allez pas imaginer qu'à Schaffhouse vous deveniez jamais ce que la Nature a voulu faire de Vous. Mais —

> Quelle Joye en effet, quelle douceur extreme
> De se voir caressé d'une Epouse qu'on aime:
> De s'entendre apeller Petit Coeur, et mon Bon —

Vous voilà comme le fils d'Alcide arrivé à la croisée. Ici le Genie fait briller son flambeau et ses lauriers, la foudre est dans tes mains, mais l'orage est dans ton coeur; là, la mollesse nous presente son vermillon, son contantement, sa facilité à faire des choses mediocres et sa Perruque magistrale; d'un coté le Bonheur, de l'autre le Genie. Décide si tu peux, et choisis,

si tu l'oses. Cependant il ne faut rien negliger. Je n'ai qu'un conseil à vous donner; c'est de ne vous lier eternellement que le plus tard que vous pourriez. Il me paroit essentiel pour vous que vous ne filiez point votre coque que vous n'ayez fait le Tour de l'Europe.

Que je déteste votre femme! Vous avez beau dire — ce lien conjugal etranglera la pauvre amitié. — Si vous vous mariez, où seront les 15 semaines promises? Cette pauvre amitié, au lieu de la couronner deux fois chaque année de roses immortelles, nous la trainerons dans le Temple Gothique de l'ambition, là, aux pieds d'une Idole de Bois coiffée d'une criniere trainante, nous lui plongerons le couteau dans le sein. — Vous briserez les foudres du Genie, vous éteinderez son flambeau et vous irez — vous coucher avec votre femme. Dans la premiere lettre vous maudissez Schaffhouse, dans la seconde vous la benissés, dans la troisieme c'est un Paradis terrestre. Tout cela prouve que vous etes homme, que vous avez de l'imagination, mais cela prouve aussi qu'il est dangereux de prendre un parti irrevocable. — Vous avez tout ce qu'il faut pour exceller, vous avez encore tout ce qu'il faut pour etre mediocre, et si vous vous engagés à des ouvrages qui demandent plus d'encre que de Génie, si vous abusés de votre facilité à composer et à aprendre, vous ne seriez jamais Vous."

Zunächst aber sollte Müller den Herbst dieses Jahres 1773 bei seinem Freund in Valeyres zubringen[1]) und für dieses Zusammensein einen Lese- und Studienplan aufstellen. Bonstetten selbst wollte sich in der allgemeinen Geschichte der Schweiz vorbereiten, um mit Müller über sein großes Werk sprechen zu können, auch die nötigen Bücher herbeischaffen. Von der Gesellschaft der übrigen Bewohner von Valeyres und Umgebung wollten sie sich möglichst zurückziehen und nur mit Tscharner in Aubonne, dem gelehrten Schwager Bonstettens, in näheren Verkehr treten. Bonstetten gedachte mit Müller einen Abstecher nach Genf zu machen, um ihn mit den hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Stadt bekannt zu machen. Wenn dann die Abende länger werden, wollten sie zum heimischen Herdfeuer zurückkehren — ducere sollicitae jucunda oblivia vitae.

Am 1. September teilte Bonstetten dem Freunde ein ganzes Reiseprogramm mit. Er werde am 12. zu Baden Pferde oder eine

[1]) Bonstetten an Müller 30. Juillet 1773.

Kutsche vorfinden, die ihn am 13. über Bern nach Payerne führen werden; dort warte Bonstettens Kabriolet auf ihn; am 16. oder vielleicht schon am 15. September könne er in Valeyres eintreffen. Er werde dort Bonstettens Schwester und seinen Schwager Tscharner finden, ferner eine Dame von Lausanne mit ihrer sehr liebenswürdigen Nichte, die ihn in die französische Sprache einführen werde. Er beschreibt ihm das Zimmer, das ihm die Freundschaft als Asyl für das ganze Leben anbiete: „Cette chambre donne sur une cour rustique, vous y verrez le Jura — entre deux, des coteaux de vignes fort escarpés et entre ces coteaux et la cour le chemin du village, des maisons de paysans, un clocher rouge qui s'eleve fierement sur la maison du Regent, des fontaines ete. Il y a une cheminée, un buffet, et une clef à la porte qui ecarte tout l'univers. Tel est l'asyle que l'amitié vous offre, le port où vous serez sur d'aborder dans tout le tems de votre vie." Er werde das Manuskript der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft seines Onkels von Wattenwyl mitbringen; wenn sie dazu Zeit finden werden, so wollen sie in diesen zwei Monaten einen kurzen Abriß der Schweizer Geschichte verfassen, der mit Vergnügen gelesen werden könnte.

Müller rüstete sich auf diese verlockenden Aussichten freudig zur Reise. Am 13. September, schrieb er an Füßli, werde er Morgens halb sechs Uhr von Schaffhausen abreisen, in Kaiserstuhl Bonstettens Kabriolet vorfinden, am Mittwoch nach Bern und am Donnerstag über die Schädel der Burgunder, über Aventicums Ruinen und durch Rudolf von Strättlingens Residenz (Peterlingen) in den Schoß der Freundschaft reisen.

Valeyres sous Rances ist ein waadtländisches Dorf, etwa zwei Stunden westlich von Yverdon, an den mit Reben bewachsenen, zum Tal der Orbe abfallenden südlichsten Abhängen des Mont Suchet gelegen. Dort befand sich das schöne Landgut Bonstettens, ein heimeliges Landhaus mit weit vorspringendem Dache inmitten eines bedeutenden, zu einem großen Teil aus Reben bestehenden Grundbesitzes, ein Ort, zum süßen Ausruhen und zur stillen, ungestörten Arbeit gleich geeignet, ein Asyl, in dem Müller in der Folge der nächsten Jahre eine Reihe der schönsten und arbeitsfreudigsten Monate seines Gelehrtenlebens zugebracht hat. — Schon am zweiten Tage seines Aufenthaltes in Valeyres schrieb er an die Eltern[1]): „Ich finde ungeachtet aller Mängel unserer besten Welt

[1]) Valeyres, im Mittelpunkt meines Vergnügens, 17. Sept. 1773. S. W. IV, 110.

noch so viel Gutes in derselben, daß ich dem obersten Wesen für ihre Erschaffung herzlich danke. Mit der Erschaffung von Valeyres und meines Freundes darin ist mir ein großer Gefallen geschehen. Ich finde mich nicht nur zum Vergnügen geschaffen, sondern von Gott auch mit den Titeln und Erwerbungsmitteln desselben versehen; er gebe mir Gesundheit, so kann mein Glück unmöglich fehlen: nicht fehlen — nach der Idee, welche ich mir davon bilde; nicht fehlen, wenn Ihr, liebe Eltern, es gütig befördert. — Wir arbeiten und empfinden das unaussprechliche Glück der Freundschaft und der Weisheit. Ich gehe Morgen um fünf auf den Jura, und bleibe den Tag über daselbst, wo man alle Reiche der Welt und den Genfersee sieht. Ich erzähle Euch nicht die Wunder und Merkwürdigkeiten meiner Reise. Entschuldigt überall meine Kürze! ich arbeite und vergnüge mich, und suche mich durch Kultur meiner selbst und des Geistes und Herzens einer beständigen Glückseligkeit werth zu machen. — Es ist zwar ziemlich große Gesellschaft hier, aber wir sind gar gerne allein. Bisweilen bin ich den ganzen Tag nicht zu Hause, sondern gehe herum in diesem Garten Gottes."

Es war eine herrliche Ferienzeit, die Müller im Herbst 1773 bei seinem Herzensfreunde in Valeyres zubrachte. Zahlreiche Wanderungen auf die Berge und durch die Täler des nahen Jura, Ausflüge nach Aubonne zu Tscharner, ja bis in die Berner und Waadtländer Alpen unterbrachen zeitweilig das trauliche Zusammenleben unter dem gastlichen Dache, wo sie ihre Lieblingsschriftsteller der lateinischen Literatur oder Schriften Shaftesburys, Bolingbrokes, Addisons, Bacons, Deninas, Voltaires, Nicolais „Sebaldus Nothanker" und anderes lasen, schweizergeschichtliche Studien betrieben und sich gegenseitig ihr Herz öffneten, ihre Pläne und Hoffnungen für die Zukunft kundgaben. Hier lernte Müller den jungen, geistvollen Genfer Jean Trembley, einen Freund Bonstettens, kennen, der sich sofort eifrig bemühte, Müller in Genf, für welche Stadt auch Bonstetten seit seinem Jugendaufenthalte eine große Vorliebe hatte, eine passende Anstellung ausfindig zu machen. Denn jetzt hatte sich Müller fest entschlossen, Schaffhausen zu verlassen; in einem Briefe vom Schloß Aubonne aus suchte er bereits die Eltern auf das Unabweisbare allmählich vorzubereiten. „Es öffnen sich mir neue Aussichten, und wenn mir Gott Gesundheit giebt, so können die Wissenschaften mein Glück auf Felsen gründen, unserer ganzen Familie und dem Vaterland Ruhm und Ehre bringen und mir selbst verschaffen, wonach die großen Männer alter und neuer Zeiten alle getrachtet haben."

Gegen Ende Oktober reiste Müller von Valeyres ab. Während Bonstetten seine Reise nach Italien vorbereitete, hielt sich Müller noch fast drei Wochen in Neuenburg im Hause der liebenswürdigen und feinsinnigen Madame de Luze, der er durch Bonstetten empfohlen worden war, auf, um Einsicht von den neuenburgischen Geschichtsquellen zu nehmen und wohl auch, um bestimmte Berichte von Trembley, der in Genf für ihn tätig war, abzuwarten. Bonstetten riet ihm an[1]), sich an seinen Freund Nicholls in Suffolk zu wenden, der ihm nützlich werden könne; er hoffe aber vor allem, daß es ihm in Genf glücken werde. Er möge aber gegen die Klagen und Tränen seiner Angehörigen fest bleiben. „Si l'affaire de Geneve reussit vous y trouverez ce qu'il vous faut. En attendant vous n'en avez pas affaire. Je compatis avec les peines des personnes respectables que vous avez le bonheur de conoitre. Mais prenez garde de ne pas trop etre attendri à la vue de tous les beaux yeux en pleurs. Vous meneriez assez bien vos parens si vous etiez plus de sang froid."

In einem Briefe von Neuchatel vom 1. November[2]) machte Müller den Eltern bereits bestimmtere Andeutungen: „Gegenwärtig in meinem 22sten Jahre kann ich meine Seele durch nichts als Wissenschaften, Tugend und Freundschaft befriedigen. Die ersten kann ich in meiner Retraite zu Schafhausen einst mit glücklicherem Erfolg treiben, wenn ich an Örtern, die dazu geschickter liegen, wo sie mehr blühen, wo ich Riesenschritte thun kann, sie weiter gebracht habe. Es fehlt an dem Kreise der Erkenntnisse, den ich durchlaufen möchte, noch sehr viel. So viel, um mein Brod zu gewinnen, weiß ich überflüssig, aber noch nicht genug, um meinen Mitbürgern nützliche Wahrheiten in schönem Kleide mit Kraft und Leben vorzulegen, um wie die großen Alten in den nächsten zweitausend Jahren, zur Zeit, wenn kein Schafhausen und keine schweizerischen Republiken mehr seyn werden, jährlich einigen hundert Menschen Nutzen und Vergnügen zu verschaffen, um Religion, Tugend und Weisheit in unsern und künftigen Zeiten unter dem Geschlechte der Sterblichen auszubreiten, um die Unsterblichkeit des Namens und Dank der fernsten Zeiten und spätesten Geschlechter zu verdienen, und mit guten Thaten, mit dem Bewußtsein, nicht vergeblich gelebt zu haben, vor Gott, der die Welt richtet, zu erscheinen. Dazu weiß ich noch nicht genug, aber alles das zu erlangen, gab mir der Vater

---

[1]) Bonstetten an Müller in Neuchatel 1. Nov. 1773.
[2]) S. W. IV, 113 ff.

der Engel und der sterblichen Menschen nach seiner gütigen Willkühr Gaben, Kräfte und Muth. Er wird mir auch Gelegenheiten verschaffen, sie anzuwenden. — Das zweite betreffend, kann man wohl die stille häusliche Tugend mit des Himmels und der Erde Beifall überall ausüben. Zu der aber, welche den Menschen wohlthut und sich fürs Vaterland opfert, macht man sich meistens nur auf größern Schauplätzen geschickt, wo man mehrere gute und schlechte Menschen, jeden nach seiner Art, handeln sieht. Den Menschen lieb und nützlich zu seyn, muß man die Welt kennen, und die Manieren, welche in ihrer Gesellschaft angenommen sind. Diese Kenntnis wird in großen Gesellschaften oder großen Städten erlangt. — Die Freundschaft kenne ich in der wahren Kraft dieses Wortes seit nicht sehr langer Zeit. Es ist zwischen dem Umgang und der Freundschaft ein himmelweiter Unterschied. Die letztere, von welcher Cicero redet, findet sich nur zwischen Seelen, die gleichen Plan haben, gleiche Grundsätze, gleichen Durst nach Weisheit, Wahrheit und Tugend. Diese Freunde sagen sich wenig Frivolitäten und verliebte Tändeleien[1]), sondern ihre Freundschaft ist stark und männlich; sie ermuntern sich wechselsweise, sie spornen an; aus dem Zusammenstoß solcher gleichgesinnten Seelen entsteht, wie aus dem Stahl und Stein das Feuer des Genies und der Donner der Beredtsamkeit, welche die Nationen lenkt. In einer kleinen nicht sehr reichen Stadt können wenigere Menschen sich solchen Beschäftigungen widmen, als in größeren Städten, wo Reichthum und Überfluß wohnen. Dies bedarf mein Geist. Wenn ich nun die Maße meiner Kenntnisse vermehren und zu guten, schönen Handlungen mich geschickter machen möchte, würden Sie, meine lieben Eltern, mir nicht erlauben — im Fall sich eine Gelegenheit anbieten sollte, ein paar Jahre in einer fremden größern Stadt als Gouverneur einiger Jünglinge, oder in anderer Qualität, die ich nun nicht wissen kann, zuzubringen? Würde es Ihnen unbeliebig seyn, wenn ich auf fremde Unkosten Weltkenntniß und unendliche andere Vortheile erlangen, wenn ich sehen könnte, was für Völker, Städte, Länder, Sitten, was Großes und Schönes zwischen der Thames und der Tyber zu sehen ist? und alsdann mit einigem selbst erworbenen Vermögen nach Schafhausen käme, um dort vergnügt in diesem oder jenem Stande — denn das bestimmen erst die Umstände — damit lebte? — Ich weiß gegenwärtig von nichts, aber vielleicht könnte einst etwas kommen.

---

[1]) Daran fehlt es doch im Briefwechsel mit Bonstetten nicht.

Indeß habe ich Ihnen den ganzen Plan meines Lebens vorgelegt. Ehe etwas geschieht, beobachte ich zu Schafhausen, ohne einem Menschen, wer es auch außer Ihnen seyn mag, ein Wort zu sagen, meine Pflichten wie zuvor, in aller Treue und bestmöglichster Unschuld."

Bald nachher war die gesuchte Stelle gefunden. Am 5. November[1]) berichtete Trembley, daß er die besten Aussichten habe, Müller zu seiner Befriedigung unterzubringen, und am 9. November meldete er, daß die Sache entschieden sei. Der frühere Staatsrat Jacques Tronchin-Calandrini hatte sich auf die warme Verwendung Trembleys hin bereit erklärt, Müller als Hauslehrer bei sich aufzunehmen. Er sollte den Unterricht seiner zwei Söhne, zweier Knaben im Alter von dreizehn und elf Jahren, leiten, wofür er die Reisekosten, vollständig freien Lebensunterhalt im Hause Tronchins und ein Jahrgehalt von 28 Louisdor erhalten sollte. Da die Knaben durch besondere Lehrer noch Unterricht im Tanzen, Fechten und Zeichnen genießen sollten, würde Müller noch Zeit genug übrig bleiben, seine Lieblingsstudien fortzusetzen. Bonstetten und Trembley versicherten Müller übereinstimmend, daß das Haus Tronchins das feinste und für Müller geeignetste in ganz Genf, daß Tronchin selbst ein geistvoller und edeldenkender Mann sei, der Müller wie einen Sohn behandeln und lieben werde. „Je vous trouve l'homme le plus heureux du monde, et autant que vous merités de l'etre," schrieb ihm Bonstetten kurz vor seiner Abreise nach Italien. Die Aussichten, die sich für Müller eröffneten, waren zu verlockend, als daß er ihnen widerstanden hätte. Zwar entsprach das Gebiet der Jugenderziehung nicht gerade seinen Wünschen, aber der Aufenthalt im Hause Tronchins bot ihm Gelegenheit, in den feinen und geistreichen Zirkeln von Genf sein noch unbeholfenes Auftreten zu verfeinern, in vornehmen Kreisen verkehren zu lernen, worauf Bonstetten großes Gewicht legte; im Umgang mit einsichtsvollen und hochgestellten Männern, in der Beobachtung der politischen Vorgänge konnte sich sein Blick, sein Gesichtskreis erweitern, um für seinen erstrebten Beruf, der Geschichtschreiber und der Berater seiner Zeitgenossen zu werden, sich tauglicher zu machen. Er wollte, wie er seinen Freunden Füßli und Heidegger schrieb, nach dem Beispiel seines Lieblingsautors Montesquieu die Menschen erst sehen und kennen lernen, ehe er für sie schreibe[2]). Seine grenzen-

[1]) Trembley an Müller und an Bonstetten den 5. Nov. 1773. Die Briefe Trembleys befinden sich Schaffh. St.-B. Müll. 65.

[2]) Müller an Füßli 9. Dez. 1773. Müller an Heidegger 13. Dez. 1773.

lose Ruhmbegierde, das feurige Bestreben, seine Gaben dereinst zum Wohle der Menschheit verwerten zu können, trieben ihn in die neue Laufbahn hinein, der er mit freudiger Zuversicht entgegenging, da ihm auch sein Herzensfreund eine glänzende Zukunft voraussagte.

So war denn Müller bei seiner Rückkehr nach Schaffhausen um den 20. November 1773 fest entschlossen, die ihm angebotene Stelle in Genf anzunehmen. Aber ein großes Hindernis war noch zu überwinden: der Widerstand der Eltern. Der kindliche Gehorsam, an den er vom Kindesalter an gewöhnt worden war, gebot ihm, den wichtigen Schritt nur mit der Erlaubnis der Eltern zu unternehmen. Aber der bedächtige Vater wollte von der Übersiedlung nach dem freigeistigen und leichtfertigen Genf nichts wissen, trotz der Versicherung Trembleys: „Quoiqu' en disent vos gens, nous n'avons gueres d'Athées ici, et peut-etre plus de pucelles que partout ailleurs. Notre Religion est eclairée, et la chasteté de nos femmes l'est aussi." Die liebevolle Mutter und die Fürsprache einiger angesehener Männer, wie der beiden Bürgermeister von Schaffhausen, vermochten endlich den widerstrebenden Vater zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Dazu trug wohl auch ein Brief bei, den Tronchin an Müller schrieb, der vor allem für den Vater bestimmt war[1]). Auf den Wunsch Müllers ist darin der Ausdruck „précepteur" vermieden; Tronchin spricht seine Freude darüber aus, daß Müller ihm bei der Erziehung seiner Söhne behilflich sein wolle; sie seien sein teuerster Besitz, und Müller werde, indem er sie zu tüchtigen Männern heranbilde, zu seinem Glücke beitragen. Er sei selbst Vater, und er begreife daher den Schmerz, den die Abreise des Sohnes der Familie bereiten werde; aber er versichere dem verehrten Vater, daß er für sein Wohlergehen Sorge tragen und alles tun werde, ihm das Vaterhaus zu ersetzen.

So war endlich das Eis gebrochen. Am 9. Dezember 1773 schrieb Müller an Füßli: „Drey Wochen hab' ich an den Meinigen gearbeitet; beyde Standeshäupter haben sich für mich löblich interessirt," und dem jungen Heidegger berichtete er vier Tage darauf jubelnd: „Die Bezauberung ist zerstreut, die Ketten sind zerbrochen, die schöne Prinzessin ist befreit." Jetzt hielt es ihn nicht mehr lange in Schaffhausen, und die Ablehnung der ihm angebotenen Stelle in

[1]) Trembley an Müller und Tronchin an Müller 26. Nov. 1773. Schaffh. St.-B. Müll. 66.

Berlin wurde ihm nicht schwer[1]). Hoffnungsfreudig begleitete er seine Absage an Nicolai mit den Worten: „Ich lege mein Amt nieder und gehe nach Genf, wo ich gegen einige angenehme und leichte Pflichten im vergnügtesten und in einem brillanten Privatstande lebe. Nun habe ich meine Arbeiten planmäßig geordnet, bin neu belebt und arbeite mit doppelter Lust. Ich habe mir in Italien, Frankreich und England Bekanntschaften erworben, bin auf einmal über die bisherigen Hindernisse weg, habe den Grundstein meines Glückes gelegt und eine glänzende Laufbahn mir eröffnet. Von nun ab habe ich die große Welt und eine Retraite bey meinem Freund im Pays de Vaud für mein Etablissement offen, kann auch künftig im Vaterland auf ungleich mehreres prätendiren. Ehe ich die Fesseln brechen, ehe ich die Verzauberung zerstreuen konnte, hatte ich einige Wochen die verzweifelteste Zeit seit meiner Geburt. Ich kam ans äußerste, die Geburt meines Glücks war schmerzhaft, wie die des ersten Kindes."

Am 14. Januar 1774 legte Müller vor dem Kleinen Rate seiner Vaterstadt seine Lehrstelle nieder. In der Rede „an meine gnädigen Herren vom wohlweisen Kleinen Rath zu Schaffhausen"[2]) erklärte er seinen Entschluß, das helvetische Land, sein Volk und dessen Sitten für entfernte weise Männer, aufblühende Mitbürger und künftige Geschlechter so genau, so wahr, so richtig als möglich zu beschreiben. Aber ohne die genaue Kenntnis der Menschen, ihrer Rechte, ihrer Sitten und ihrer Sprachen dürfe er sich niemals fähig hoffen, dem Vaterlande oder fremden Völkern die ausgezeichneten Dienste, die er wünsche, zu leisten. Diese Überlegungen, nicht Eigennutz oder die Lustbarkeiten größerer Städte, am allerwenigsten Überdruß des Vaterlandes, sondern nur der Trieb nach Verdiensten, die Begierde, weiser, aufgeklärter und nützlicher heimzukommen, die Hoffnung, den Regenten und der Nation der helvetischen Eidgenossen, dem eigentlichen Vaterland oder in dem Falle, daß dieses seine Dienste nicht brauchen wolle, den Herrschern anderer Völker zu dienen, haben ihn bestimmt, sich auf einige Jahre zu entfernen. Zu diesem Zwecke werde ein geeignetes Mittel der mehrjährige

[1]) Siehe oben S. 124. Müller an Nicolai 2. Jan. 1774. S. W. XVI, 48 ff. Müllers einsichtsvoller Lehrer Schlözer riet ihm auch jetzt noch, nichts zu überstürzen. Auf einer Reise nach Paris begriffen, schrieb er am 1. Dez. 1773 von Straßburg aus: „Übereilen Sie sich nicht, Herzensfreund, mit Niederlegung Ihrer Stelle in Schaffhausen. Könnte ich doch acht Tage um Sie sein; Sie sehen mir die Welt aus gar zu trüben Augen an; Sie verlangen, alle Menschen sollen Bonstettens sein, eine impertinente Forderung!"

[2]) Schaffh. St.-B. Müll. 24, 7. Zwei Abschriften. Abdruck S. W. IV, 325 ff.

Aufenthalt in Genf und der Umgang mit den dortigen tiefsinnigen Staatsmännern sein. Er wisse, was er dem Vaterlande schulde; er schätze sich erst glücklich, wenn er es erfüllen könne. Er entferne sich nur, um nützlicher und zum Dienste der Republik fähiger zu werden. Er denke so wenig an eine beständige Entfernung, daß er den Rat bitte, ihm für einige Jahre das Recht auf seine Stelle offen zu halten und für ihn nur einen Stellvertreter zu ernennen. Die Rede schließt mit den Worten: „Die Vorsehung, welche die Freiheit und Verfassung unserer Republik, die Vorsehung, welche die ewigen Bünde gemeiner Eidgenossen, welche Ruhe, Unabhängigkeit und Glückseligkeit in unsern Gebürgen erhalten, beschütze zur Zeit dieser allgemeinen politischen und religiösen Gährung der europäischen Völker unser Vaterland, durch Regenten, wie Sie, M. G. H. und Oberen! und durch Bürger von so gutem Willen, wie ich, und von mehr Geschick, als ich erworben habe. Ich empfehle mich, M. G. H., Ihrer Gnade und will mich bemühen, dieselbe zu verdienen."

Der Rat nahm die Erklärung des jungen Professors gnädig auf, beschloß, ihm seine Stelle zunächst auf drei Jahre zu behalten, damit er bei seiner Rückkehr sofort wieder eine Anstellung finde und überließ ihm auch die Bestimmung seines Stellvertreters.

Damit hatte Müller die Fesseln, die ihn schon so lange gedrückt hatten, gesprengt. Nach tränenreichem Abschied von Eltern und Geschwistern verließ er am 12. Februar 1774, von einigen Freunden bis Uhwiesen geleitet, die Vaterstadt, einer ungewissen, ihm aber in hellstem Lichte erscheinenden Zukunft entgegen.

Den Eltern und dem Rate hatte er versichert, daß er sich nicht dauernd von der Heimat entfernen, daß er nach einigen Jahren weiser, besser und nützlicher zurückkehren werde. Gewiß ist es ihm damals mit diesem Versprechen Ernst gewesen[1]). Aber sein Schicksal hat sich anders gestaltet. Er ist nie mehr zu längerem Aufenthalt in die Vaterstadt zurückgekehrt; in seinem vielbewegten Leben erscheint seine mehrmalige Anwesenheit in Schaffhausen nur als eine kurze Rast, als eine Karawanserai, wie Bonstetten früher geschrieben hatte, in einem mühevollen Wanderleben. — Fatis agimur — cedite fatis!

[1]) Auch an Füßli schrieb er am 20. Jan. 1774: „Ich öffne mir durch verschiedene Bekanntschaften eine neue glänzende Laufbahn; aber in wenigen Jahren wünsche ich sehnlich, sie im Regiment des kleinen Cantons Schaffhausen zu beschließen."

IV

Müller in Genf

1774—1780

Während Bonstetten den größten Teil des Jahres 1774 in den sonnigen Gefilden Italiens zubrachte und an der Schönheit der Natur, an den Schätzen der Kunst und im Verkehr mit bedeutenden und geistvollen Männern und Frauen die Seele labte[1]), fand sich Müller rasch in die neuen Verhältnisse hinein.

Die Reise, die ihn durch einen großen Teil der Schweiz führte, war für seine Pläne sehr wertvoll durch die zahlreichen Bekanntschaften, die er überall mit einflußreichen und gelehrten Männern anknüpfte[2]). In Veltheim besuchte er den gelehrten und streitlustigen Pfarrer Füslin; in Zürich, wo er der Gast seines Freundes H. H. Füßli war, erneuerte er seine alte Bekanntschaft mit Bodmer, Breitinger, Geßner, Bürkli, Heidegger, Professor Usteri, Hirzel und Steinbrüchel. Von dort setzte er seine Fahrt fort über Zug nach Luzern. Sein heiteres und liebenswürdiges Wesen öffnete ihm alle Herzen. Mit der Wirtin auf dem Albis, mit seinen beiden Schiffsleuten auf dem Zugersee, mit den Gästen im Wirtshaus zu Art, die sehr vergnügt waren, daß er „so ein früniger Herr" sei, verkehrte er so ungezwungen wie mit dem General Reding v. Biberegg, dem regierenden Landammann von Schwyz, der ihn

---

[1]) Die Briefe Bonstettens an Müller aus Italien sind schon zu Lebzeiten der beiden Freunde in Privatbesitz gekommen. Bonstetten, der sie verloren glaubte, erhielt sie 1821 unerwartet von seinem Freunde Randolph in London zurück, „wohl 100 Briefe, alle an Müller aus Italien geschrieben; ich lese darin ein Jahr meines Lebens" (Bonstetten an Matthisson 28. August 1821, S. 84). Er schickte sie darauf an Friederike Brun nach Kopenhagen, um sie herauszugeben, was aber unterblieben zu sein scheint. Auszüge aus diesen anziehenden Reisebriefen gibt S t e i n l e n, Charles Victor de Bonstetten S. 97—113.

[2]) Müller an Gleim I, S. 184. Die Reiseberichte finden sich in den Briefen an Eltern und Geschwister S. W. IV, 121—135.

mit ritterlicher Herzlichkeit aufnahm[1]). Ängstlich vermied er es, durch sein Auftreten die katholische Bevölkerung zu verletzen. „Kein Mensch redet nachtheilig von den Protestanten; wenn ich jemand antreffe, der spricht: ‚Gelobt sey Jesus Christ!‘ antworte ich: ‚in Ewigkeit‘, wie sie, und finde nichts böses hierin, so wenig als wenn ich den Hut rücke vor dem Bilde des Verbesserers der Menschen am Kreuze.“ In Schwyz lernte er auch den Altlandammann und Pannerherrn Weber, früher Oberst in spanischen Diensten, und den Altlandammann Hedlinger, Neffen und Eidam des berühmten Medailleurs, dessen schöne Münzen- und Medaillensammlung er bewunderte, kennen. Von Schwyz ging's weiter über Ingenbohl nach Brunnen und dann in prächtiger Fahrt vorbei beim Rütli, „wo die Eidgenossen den Bund schwuren,“ und „an der Capelle des ehrwürdigen Helden Tell“ nach Flüelen und Altdorf, wo er im „Adler“ Quartier nahm. Früh am nächsten Morgen besuchte er den angesehenen und reichen Altlandammann und Landesfähnrich Joseph Anton Müller, der trotz seines jugendlichen Alters von 32 Jahren schon zu den höchsten Ämtern seines Staatswesens berufen worden war. „Er hat so ungewöhnlichen Fleiß in Geschäften, so viel Geschmack an Lektüre, so viel Unternehmungsgeist, einen so edeln, rechtschaffenen Charakter, ein so empfindliches edles Herz, daß ich mit ihm wirkliche Freundschaft schloß, daß ich ihn recht sehr liebe und für einen der vortrefflichsten Eidgenossen halte. Ich sah hier Bücher, die ich in Helvetien kaum, geschweige in Ury gesucht hätte.“ Müller ist mit diesem einflußreichen Urner bis kurz vor dessen Tod (6. November 1793) in Briefwechsel geblieben[2]).

Am 22. Februar verließ Müller den Hauptort Uris wieder und fuhr bei prächtigstem Wetter zu Schiff über Gersau, wo er sich vom Landschreiber die Urkunden der gersauischen Freiheit vorweisen ließ, nach Luzern. „Die Schiffer waren ehrliche Kerls, aber dumm; also las ich zwischen diesen Felsen Katilinas

[1]) Müller hat es sein ganzes Leben lang verstanden, durch seine herzliche Leutseligkeit die Leute aus dem Volke für sich zu gewinnen. Er ist dem Grundsatz treu geblieben, den er schon im Jahre 1774 aussprach: „Unsere Bediente sind mir gut, weil ich überhaupt gewohnt bin, niemand, am wenigsten die Leute vom Volk zu verachten. Daher befand ich mich in den kleinen Cantons so wohl; daher lieben mich alle Bedienten, die mich kennen lernen, redlicher als manche Herren. Wir sind alle Eines Gottes Menschen, und ich halte den Hochmuth für das Laster, welches zum Verderben der Menschlichkeit allenthalben unendlich viel thut.“ S. W. IV, 166.

[2]) Schaffh. St.-B. Müll. 76. Briefe von Landammann Jos. Ant. Müller und seinen Söhnen Karl und Joseph Anton in Altdorf. (16 N. 1774—1793).

Bürgerkrieg von Sallustius und die neue Geschichte der drei Bündte."

In Luzern verkehrte er mit den Landvögten Balthasar und Krus, dem Stadtschreiber Keller und dem Spendherrn Pfyffer v. Altishofen und nahm auch Einsicht von der Bibliothek und dem bisherigen Kollegium der Jesuiten, die genau zweihundert Jahre nach ihrem Einzug in Luzern wegen der Aufhebung ihres Ordens durch den Papst ihre Tätigkeit hatten einstellen müssen. Von Luzern führte die Reise weiter über das Schlachtfeld von Sempach und über Sursee nach Olten und am folgenden Tage nach Solothurn. In dieser Stadt, dem Sitze der französischen Ambassadoren, war gerade die eidgenössische Tagsatzung versammelt; so bot sich ihm denn auch hier die Gelegenheit, wertvolle Verbindungen anzuknüpfen, wie mit dem Schultheißen Glutz und Chorherrn Gugger von Solothurn, dem luzernischen Tagsatzungsgesandten Pfyffer ab Heidegk, mit Landammann Wetter von Herisau, mit dem äbtischen Landvogt Müller von St. Gallen, dem Vater Müllers v. Friedberg, und anderen.

Am 27. Februar reiste Müller weiter über Fraubrunnen, „das Schlachtfeld der engländischen Streifer von 1376", nach Bern, „Bertholds Tochter, weiland der Schrecken, jetzt der Wohnort des alten helvetischen Adels". Trotz der fast leidenschaftlichen Abneigung Bonstettens gegen die Lebensverhältnisse und gegen seine Standesgenossen in Bern hatte Müller für diesen Hauptsitz des schweizerischen Patriziates schon jetzt eine große Vorliebe: „Über dies große Volk führen edle Geschlechter ein gelindes Regiment; im Frieden bereiten sie den Krieg, und die Abkömmlinge solcher Helden sind noch jetzt bereit, für die Unabhängigkeit ihrer Herrschaft gegen den Arm Josephs wie gegen des Burgunders Macht tapfer zu streiten." Nun nahm er endlich, da sein Herzensfreund Bonstetten in Italien weilte, die ihm schon oftmals angebotene Gastfreundschaft des Kriegsratschreibers Gottlieb Emanuel v. Haller an; dort sah er auch wiederholt den berühmten Vater seines Gastfreundes, den Salzdirektor „Haller den Großen", der allerdings damals den Gipfelpunkt seines Wirkens und seines Ruhmes bereits überschritten hatte. „Bald wird er nicht mehr seyn, und dieser ist, ich weiß, wie viel ich sage, wohl der gelehrteste unter den Europäern. Sein Verdruß ist, keine Bücher mehr zu finden, die er noch nicht gelesen. Er war ein grundgelehrter Mann; ich möchte aber lieber weniger Wissenschaft zu noch ausgebreiteterem Nutzen der menschlichen Gesellschaft anwenden. Es ist aber nicht zu leugnen, daß Haller zu ihrer Aufklärung viel beigetragen hat. Zween Abende

habe ich in Gesellschaft seiner ganzen Familie zugebracht; ihn aber drückt die Last seiner vormaligen Arbeiten nieder, und er lebt nur noch wenig."

Von anderen angesehenen Männern, mit denen Müller bei diesem kurzen Berner Aufenthalte verkehrte, nennt er den Seckelmeister v. Wattenwyl von Belp, den Vater seines Göttinger Studienfreundes, den Landvogt v. Wattenwyl von Nidau, „gelehrt in helvetischen Sachen", den Landvogt Tscharner von Aubonne, den Schwager Bonstettens, ferner dessen Bruder, Landvogt Tscharner von Wildenstein, „der Gesellschaft zu Schinznach Präsident", den Baron v. Büren zu Vaumarcus, Erlach von Spiez, Kirchberger von Gottstatt, Thormann, einen der fleißigsten und geschicktesten jungen Berner, den Ratsherrn v. Muralt, Professor Wilhelmi, Isaak Steiger, den späteren letzten Schultheißen des alten Bern, und verschiedene andere. „Überall habe ich über die gegenwärtigen Gemein-Eidgenössischen Geschäfte, über die Verfassung von Bern und über merkwürdige Punkte der neuern Geschichte lehrreiche Diskurse gehört und geführt."

Auf der Weiterreise traf er im Gasthause zu Freiburg einen Herrn v. Montenach, der ihn zum Schultheißen Werro begleitete; auch bei dem letzteren fand er freundliche Aufnahme und die Zusicherung der besten Dienste für sein Unternehmen. Weiter ging die genußreiche Fahrt über Vevey, „die Trümmer des römischen Vibiscus," St.-Saphorin, Cully, Lutry, die „berühmte alte Stadt Lausanne, den Wohnsitz so vieler Cultur, den Lustaufenthalt so vieler Fremden", dann über St.-Sulpice, Morges und St.-Prex in das letzte Nachtquartier vor Genf, nach Rolle, wo er durch Tscharner von Aubonne an den Doktor Favre, einen in schweizerischen Sachen, in Recht und in Philosophie wohlbewanderten Mann, bei dem Müller in der Folge wiederholt gastliche Aufnahme fand, empfohlen war. Am folgenden Tage, am 6. März, an einem Sonntag, reiste er endlich „durch die schönsten Gegenden von Europa, die zierlichsten Landgüter und an den Ufern der lustigen See von Genf, in die alte Stadt der Allobrogen, die Pflanzstadt Roms, die Residenz der alten Könige von Burgund, den Sitz der Freiheit und der Wissenschaften und die Mutterstadt der Religion der Reformirten. Und hebe nun meine Augen gen Himmel und danke Gott, der es so geleitet, der Freundschaft Bonstettens und Trembleys, die mich hierher gebracht, Ihr Gnaden von Meyenburg und Meyer, allen Freunden und Freundinnen, welche es gerathen, und Euch, liebste Eltern, die Ihr mich entlassen. Ich schwöre der

Tugend, der Weisheit und der Freundschaft Treue und sage allen niedrigen Trieben und Absichten ab."

Seine ersten Eindrücke beschreibt er so: „Hier bin ich in einem schönen Hause mit zwei Flügeln. Als ich ankam, fand ich keinen Menschen: hierauf kam endlich Madame aus der Gesellschaft, eine liebenswürdige, verständige verbindliche Dame, hierauf Herr Tronchin, sehr belesen, ungemein lebhaft, sehr gütig und höflich; die zween Söhne, welche mich längst erwarteten, lehrbegierig sind und viele Liebe für mich zeigen. Es bemühen sich überhaupt alle, mir Gefälligkeiten und Höflichkeiten zu erweisen."

Die Zusicherung, die Müller bei der Annahme seiner Hauslehrerstelle gemacht worden war, daß er neben seiner erzieherischen Tätigkeit genügend Zeit für seine eigenen Studien und Arbeiten finden werde, wurde ihm redlich gehalten. Altstaatsrat Tronchin hatte über die Erziehung seiner Söhne sehr vernünftige und vor allem für den Hauslehrer sehr angenehme Ansichten. Müller sollte, wenn er die Knaben einmal erst an seine Methode gewöhnt habe, sie nicht mehr streng an der Hand führen, sondern vielmehr nur anregen und zum Selbststudium anleiten[1]). Schon nach einem Monat schrieb er über seine Tagesordnung: „am Morgen schreibe ich täglich 3—4 Stunden die Geschichte des Vaterlandes. Zwischen 8—9 lasse ich ein Capitel Justins oder Sallustius übersetzen. Hierauf müssen die Jünglinge die Übersetzung schreiben und ich arbeite indeß. Weiter dictire ich in französischer Sprache Abrégé de l'histoire du genre humain depuis la formation des sociétés jusqu'à nos jours, aus dem Kopf. In einer halben Stunde gebe ich ihnen eine Reisebeschreibung oder dgl., sie lesen, ich arbeite. Um 1 Uhr speisen wir. Nach dem Essen ein Capitel Justins übersetzt, hierauf geschrieben; ich arbeite oder mache Besuche und nehme welche an, oder gehe spazieren, denn die Gegend um Genf ist unvergleichlich. Hierauf etwas übersetzt aus Horaz und auswendig gelernt, indeß ich arbeite. Auswendig gelernt ein Stück eines französischen Dichters, indeß ich Briefe schreibe. Hierauf nehmen sie ihre Bücher und lesen, wie auch ich. Über hundert Sachen fragen sie mich den Tag über und zwischen dem Lesen. Künftigen Winter kommen Tanz-, Fecht- und Zeichnung-Meister; alle diese Stunden sind also für mich, und ich habe auch nicht oft mit solchem Eifer, in solcher Ordnung und wie mir's deucht, mit solchem Erfolg studirt." Zu Anfang des Jahres 1775 hatte Müller nur noch täglich drei Stunden seinen

---

[1]) Tronchin an Müller 19. Janv. 1774.

Schülern zu widmen; seine Zeiteinteilung war, wie er an Bonstetten berichtete: „6 Stunden Schlaf, 5 Schweizerhistorie, 3 Gesellschaft, 4 Lektüre, 2 Mittag- und Abendessen, 3 mit den jungen Tronchins, 1 Briefe." Wertvoll erschien ihm, daß er in diesem Hause lernen konnte, sich in vornehmer Gesellschaft zu bewegen: „Ich lerne den Ton nicht der großen Welt junger Leute, sondern derjenigen großen Welt, wo mir dieser Ton nützlich seyn kann. Ich bin weit ungezwungener als ehemals; ich scheue daher keine Gesellschaft und würde nicht bange seyn, wenn ich morgen zu allen zehn Königen Europens in Gesellschaft gehen sollte." Er rühmt den freien, anmutigen Ton der Genfer Gesellschaft, die ihn anziehe und der er gern einen Teil seiner Zeit opfere. „Ich werde blühend und fett, und viel leiden die Wissenschaften nicht. Die Gesellschaft rüttelt meinen Geist, und aus dem Zusammentreiben seiner Ideen sprüht die Flamme des Genies." Sogar den großen Ball der Engländer machte er mit, obwohl er wenig von der Musik verstand und beim Tanz nur den Verdruß fühlte, nicht mithalten zu können; er besuchte doch mit großem Vergnügen Bälle und Konzerte, um Gesichter zu sehen.

Die Bedenken des Vaters über die Freigeisterei in Genf beschwichtigte er mit dem Bericht, daß die St. Peterskirche am Ostersonntag schon Morgens um fünf Uhr ganz voll gewesen sei, trotz des nur mittelmäßigen Predigers; von Irreligiosität sei man weit entfernt, vor allem im Hause Tronchins; das Fräulein habe sich zum Genusse des Abendmahls durch Nachschreiben eines ganzen Vortrags über die Religion, zweimal so dick als Turretins Cogitationes, vorbereitet, und sein Freund Trembley-Colladon habe eine treffliche Schrift gegen das „Système de la Nature" geschrieben[1]).

Unter seinen ersten Genfer Bekannten nennt er außer seinem Freunde Jean Trembley-Colladon, den er schon im Herbst 1773 in Valeyres kennen gelernt hatte, den Professor de Saussure, dessen neuen Verbesserungsplan der Genfer Schulen er nach Schaffhausen schickte[2]), den einflußreichen und hochgebildeten Procureur général

[1]) So schreibt er auch an Hauptmann J. Ludwig v. Peyer in Schaffhausen: „Bis dahin habe ich hier keine Atheisten gesehen, Religionsspötter unter der Classe Menschen, mit welchen ich umgehe, auch nicht; wol aber unterscheidet man zwischen Theologie und Religion, spottet der ersten, verachtet die Zänkereien der Geistlichen und ehret Gott." (M. an Peyer 3. April 1774, Schaffh. St.-B. Müll. 78).

[2]) Sowohl an den Vater als an Peyer, an den letzteren mit der Bemerkung: „Vielleicht wäre bei uns ein gleicher Coup d'eclat nicht übel angebracht. Erzählen Sie doch dies den Herrn von Ihrer Freitagsgesellschaft."

Robert Tronchin-Boissier, den Bruder seines Hausherrn, den Bibliothekar Senebier, Diodati, Vincy, den Theologieprofessor Claparède, den Pfarrer Venelle, Professor Perdrion, den Naturforscher Trembley v. Sacconay, Oheim seines Freundes Jean Trembley, Madame Prévot-Belamy, „Leute aus allen Ständen und Ordnungen, um derselben Grundsätze, Geist und Sitten kennen zu lernen und in der Welt- und Menschenkenntniß zuzunehmen". Bald war Müller in den vornehmen und geistreichen Zirkeln der Stadt ein oft und gern gesehener Gast. In seinem sanguinischen Wesen fühlte er sich denn auch in den ersten Monaten seines Genfer Aufenthaltes „so gesund, so vergnügt und glücklich" wie noch nicht oft in seinem Leben. „Ich habe die fröhlichste Aussicht in die Bahn meines künftigen Lebens; ich bin zufrieden mit Gott und allen Menschen; ich bemühe mich, weise und tugendhaft zu werden, weil ich dem Menschengeschlecht und meinen Freunden nützlich werden möchte. Herr Tronchin-Calandrini ist ein Mann voll Geist, Lebhaftigkeit und vorzüglich guten Gesinnungen. Wir lieben uns als die besten Freunde, und ich bin im Hause wie ein Bruder oder Sohn oder Freund. Mad. Tronchin hat sehr viel Einsichten, liebt die Lectüre, ist vorzüglich für die Erziehung, weil sie im Glück ihrer Kinder das ihrige sucht, und die großen Gesellschaften sind ihr nicht ihr größtes Vergnügen. Ich kann unmöglich beschreiben, wie zum Vergnügen aller, die uns kennen, die jungen Tronchins mir ergeben sind und wie eifrig sie alles thun, was mir Vergnügen machen kann. — Die hiesige Lebensweise ist möglichst ungezwungen; kein Mensch nöthigt mich zu nichts. Hier herrscht sehr der freie englische Geist in der Lebensart und in Gesellschaften, und die Complimente werden verachtet. 63 Britten halten sich gegenwärtig hier auf."

Die Übersiedlung nach Genf und der mehrjährige Aufenthalt in der französischen Schweiz sind für Müller von großer Bedeutung geworden. Zunächst wurde er dadurch für einige Zeit der deutschen Gelehrsamkeit, von der er sich schon zu Schaffhausen abzuwenden begonnen hatte[1]), entfremdet. Mit der gründlichen Beherrschung der französischen Sprache im schriftlichen und mündlichen Verkehr, die ihm in seinem späteren Leben so große Vorteile bot, lernte er den feinen und freien Geist der Franzosen an einem der vornehmsten und eigenartigsten Mittelpunkte französischer Kultur kennen. Seit jeher hat Genf unter den Städten französischer Zunge eine

[1]) Müller an Heidegger 6. Juli 1773: „Die deutsche Gelehrsamkeit fängt überhaupt an, mir sehr zu mißfallen." Sehr abfällige Bemerkungen über den deutschen Professorendünkel finden sich auch in den Briefen Müllers an Schlözer.

eigentümliche und bedeutungsvolle Stellung eingenommen; es bildete neben Paris, in welchem sich das ganze materielle und geistige Leben der französischen Nation konzentrierte und monopolisierte, eine selbständige Pflanzstätte französischer Sprache und Literatur. Die politische Unabhängigkeit und die religiöse Sonderstellung der Stadt Calvins gegenüber dem vollständig zentralisierten und katholischen Frankreich verlieh ihr eine geistige Bedeutung, die auf dem ganzen französischen Sprachgebiete neben Paris keine andere Stadt sich zu erringen vermochte. In Genf hatten die Ideen der französischen Aufklärung frühzeitig Eingang gefunden; unter ihrem Einfluß waren dort die Fesseln der aristokratisch-absoluten Staatsform zuerst gesprengt worden; ein reiches, zeitweise aufgeregtes und leidenschaftliches politisches Leben pulsierte in der Rhonestadt während des ganzen 18. Jahrhunderts, vor allem, seitdem die Schriften Jean Jacques Rousseaus mit ihrem bestrickenden Zauber seine Genfer Mitbürger begeisterten, trotzdem der Rat der Stadt den Emile und den Contrat social im Jahre 1762 durch den Henker hatte verbrennen lassen. In Ferney aber lebte seit 1758 der greise Voltaire, für die Genfer Aristokratie ein sehr unbequemer Nachbar. Zur Zeit der Ankunft Müllers herrschte zwar politische Ruhe, seitdem im Jahre 1768 ein Vergleich zwischen der aristokratischen Partei, den Négatifs, und der demokratischen Partei, den Représentants, zu stande gekommen war; aber es war nur eine Windstille vor dem Sturme; der Ausbruch neuer Bewegungen konnte bei der lebhaften politischen Erregung des Volkes nur eine Zeitfrage sein. Für den jungen, auch nach politischer Betätigung eifrig strebenden Gelehrten mußten diese Verhältnisse ein hohes Interesse haben, zumal er in Kreise eintrat, die zum Teil handelnd in die Zeitbewegungen eingegriffen hatten. So war es gerade der Procureur général Robert Tronchin gewesen, der gegen die Schriften Rousseaus eingeschritten war und der das aristokratische System auch schriftstellerisch gegen dessen Theorien verteidigt hatte, im übrigen ein Staatsmann von großer Energie und hoher Bildung, ein begeisterter Verehrer Montesquieus. Müller lernte die Genfer Aristokratie von ihrer besten Seite kennen, und hier hat sich seine Vorliebe für die aristokratische Gesellschaft und Staatsform ausgebildet, die ihn bald zu einem eifrigen Bewunderer der Berner Verfassung gemacht hat[1]).

[1]) Der Einfluß seiner Genfer Umgebung zeigt sich auch in der Abwendung von den Träumereien Rousseaus und in der begeisterten Verehrung Montesquieus, die Müller in vielen Briefen aus diesen Jahren ausspricht.

Aber Genf besaß nicht nur unter seinen Bürgern viele an Bildung und edlem Wesen hervorragende Männer, sondern es war gleichzeitig ein internationaler Sammelplatz zahlreicher geistvoller Fremden aus verschiedenen Ländern; neben einer bedeutenden französischen Zuwanderung bestand vor allem eine recht ansehnliche englische Kolonie. Bonstetten, der seit seinem Aufenthalte in England die Briten bewunderte, riet dem Freunde eifrig an, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen. „Mit Engelländern werden Sie immer glücklich seyn. Brittische Seelen nur sind Euerer (!) würdig. Nur eine Staatsverfassung, wie man sie in England findet, kann edle Seelen bilden. Nur bey Engelländern werden Sie einen Charakter haben und Sie selbst seyn"[1]).

Die wertvollste Bekanntschaft, die Müller schon in den ersten Wochen seines Genfer Aufenthaltes machte, war diejenige mit dem Naturforscher und Philosophen Charles Bonnet (1720 bis 1793). Der 54jährige, einer angesehenen, zur Zeit der Hugenottenkriege in Genf eingewanderten Familie angehörende Genfer Gelehrte stand damals schon auf dem Gipfel seines Ruhms. Ein feiner Kenner der Natur, dem die Wissenschaft verschiedene interessante Beobachtungen zu verdanken hatte, war Bonnet, nachdem seine immer mehr abnehmende Sehkraft ihm die Fortsetzung seiner naturwissenschaftlichen Untersuchungen verunmöglicht hatte, zu der philosophischen Durcharbeitung seiner reichen Kenntnisse übergegangen. Im Gegensatze zu der religionsfeindlichen Richtung, die bei vielen Vertretern der französischen Aufklärung sich zeigte, hielt Bonnet trotz seiner Beschäftigung mit der exakten Forschung an seiner tiefen, innerlich begründeten Religiosität fest; die Natur in ihrer Zweckmäßigkeit und Größe zu erkennen, schien ihm der beste Weg zu sein, Gott lieben zu lernen. Er war aber nicht nur ein gelehrter und frommer, sondern auch ein wahrhaft guter Mann, voll Tugend und Herzensgüte, von einer Reinheit der Gesinnung und einer angeborenen Liebenswürdigkeit, die ihm die kindliche Verehrung seiner Schüler und der zahlreichen Gäste, die er auf seinem anmutigen Landgute zu Genthod bei Genf um sich zu sammeln liebte, mit vollem Rechte erworben hat. Dort führte er, innig verbunden mit einer gleichgesinnten edlen Gattin, ein ruhiges Gelehrtenleben, ernster Arbeit und heiterer Geselligkeit gewidmet, in einer sicheren Klarheit und seelischen Harmonie, die in jener Zeit der heftigen Erregung und unruhvollen Bewegung wahrhaft wohl-

---

[1]) Bonstetten an Müller. Schaffh. St.-B. 63, 1, Nr. 1.

tuend wirkt und die auch dem jungen Müller, in dem noch alles gärte und tobte, sein Haus als eine Zufluchtstätte in den Stürmen des Lebens erscheinen lassen mußte. Bonnet hatte schon vor Jahren den jungen Bonstetten bei sich aufgenommen und liebgewonnen; auf die warme Empfehlung Bonstettens und Trembleys öffnete sich nun auch dem jungen Schaffhauser das Haus und das Herz des liebenswürdigen Ehepaares zu Genthod. „Sein Landgut ist mein Haus!" konnte Müller schon in den ersten Monaten seines Genfer Aufenthaltes seinem Freunde Johann v. Ziegler nach Schaffhausen schreiben. Über seinen ersten Besuch bei Bonnet berichtete er dem Bruder: „Hier bin ich auf dem Landgut Herrn Bonnets, welcher die beste Philosophie, ein vortreffliches Buch, Analysis der menschlichen Seele, über die Insekten, über die organischen Körper, über die Wiedererneuerung, über die Wahrheit unserer Religion geschrieben. Er ist der menschenfreundlichste Weise, den ich gesehen; seine Frau liebenswürdig, sein Landgut vortrefflich gelegen"[1]).

In dieser ihn beglückenden Umgebung wurde das leichtbewegliche Gemüt Müllers von den kühnsten Hoffnungen belebt. Die Gerüchte über die Gefahren, die der Schweiz durch Österreich, Frankreich und Savoyen drohten und die damals im Inlande und Auslande verbreitet wurden, spornten ihn zu umso größerem Eifer an, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben. „Mit neuem Enthusiasmus", schrieb er von Genthod aus dem Bruder, „arbeite ich also über die Verfassung und Geschichte dieser merkwürdigen Conföderation und Erhaltung dieser vielen kleinen Republiken an den Alpen. Täglich werde ich gewisser, daß meine Geschichte über die Erwartung ausfallen und mir und allen Eidgenossen rühmlich, nützlich und vorteilhaft werden wird. Ich arbeite nicht, die vorigen zu übertreffen; das ist leicht; ich eile die Bahn der alten Griechen und Römer, welche wir nach 2000 Jahren mit Entzücken lesen. Sehr wahrscheinlich vollende ich 1776 und fange dann eine ausgebreitete Arbeit für mehrere Jahre über die politische Verfassung aller policirten Völker an. Mein Bruder! Dulce et decorum est pro patria mori — noch edler, für dasselbe zu leben und arbeiten. Wir Menschen leben einen Tag; eine Ewigkeit werden wir für desselben nützliche Anwendung belohnt. Heut leben wir; morgen sind wir nicht mehr; aber große Verdienste werden nach Jahrtausenden ge-

[1]) Über Bonnet ist zu vergleichen: J. Trembley, Mémoire pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de Mr. Charles Bonnet.

priesen. Wenige fühlen stark den Ruf der Unsterblichkeit und des allgemeinen Besten, zu dem man arbeiten soll. Ohne dies mächtige Gefühl geschehen keine großen Dinge. Bei der Liebe, mit welcher ich dir, meinem Bruder, zugethan bin, schwöre ich dir, je länger je mehr der Tugend getreu zu bleiben und die Wahrheit redlich zu erforschen und auszubreiten. Wenn Joseph, wenn Victor Amadaeus, wenn Ludwig XV die Abkömmlinge Tells anfallen, wird der alte Geist dieses streitbaren Volkes aufwachen, die finstere Politik, die Tyrannei, die Partheisucht werden aufhören. Ich will entweder mit den andern fürs gemeine Vaterland streiten, oder, weil mein Leben nützlicher ist, als mein Tod, an dem unzugänglichen Fuß der Alpen von Uri Freiheit und Sicherheit suchen." Und dem Vater versicherte er begeistert: „Nun lebe ich; nun lege ich den Grund zu Verdiensten, zu Ehre und Glück, dergleichen nur der Tod rauben kann und, da wir zu allem Glück ewig leben, nicht raubt. — Mein Leben fließt wie ein Bach sanft zwischen Rosen hin; ich arbeite und suche den Menschen nützlich zu werden; ich genieße der Freundschaft verdienter Männer, der Wollust der Wissenschaften, der Hoffnung künftigen noch größeren Glückes, der schönsten Aussicht in die Zukunft dies- und jenseits des Grabes, der Ehre, welche man denen erweist, die den Wissenschaften sich mit besonderem Eifer und Erfolg widmen, einer guten Gesundheit und eines vergnügten Andenkens an meine lieben Ältern."

Zu den besonderen Annehmlichkeiten dieses ersten Genfer Jahres gehörte der mehr als halbjährige Landaufenthalt zu Bessinge. Dort besaß die Familie Tronchin ein prächtiges Landgut, auf welchem sie die Sommermonate zu verbringen pflegte. Im Jahre 1774 erfolgte die Übersiedlung Mitte Mai, und bis gegen Ende November blieb die Familie auf dem Lande. Müller beschreibt diesen Aufenthaltsort so: „Der Horizont von Bessinge erstreckt sich auf ungefähr 50 Stunden zusammengerechnet. Ich habe das heiterste Cabinet im Hause, ein kleines Feldbette und einen Schreibtisch darin. Die reine Luft, das gesunde Clima, mein heiteres Zimmer wirken sehr stark auf meine Gesundheit und meinen Geist. Hier zur Rechten liegt die Stadt Genf, und wenn der Wind gut ist, höre ich St. Peters oder St. Germanus Glocken. Zwischen der Stadt und hier ein Landgut nach dem andern. Hier vor mir ein großer Garten, eine schöne Allee von Maronenbäumen, ein Weinberg am Ufer, und was das schönste ist, der helle lange See, am andern Ufer Genthod und viele Landgüter, nichts als Segen und Vergnügen unter den Hütten der Leute der Waat, sie müßten

denn selbst ihres Unglücks Ursache seyn. Ein Dorf am andern, Schloß, Landgut, eines nach dem andern im Gebiete Genfs und im Lande Chablais. Hinter mir ragen über die nahen Berge die savoyischen Gletscher hervor, dieser Montblanc, dessen Scheitel noch nie entblößt worden, seit von diesen Bergen auf den Wink des Allmächtigen die Wasser und das hohe Meer, unter welchen das Land stand, entflohen. Und an diesen Bergen ein fleißiges, ehrliches, muthiges Volk, das glücklich wäre, wenn die Auflagen es nicht ausmergelten, das wehrlose Land nicht jedem Eroberer offen wäre, die Armuth das Volk nicht für die Thüren und an die Thore der Genfer in zahlreichen Schaaren triebe[1]). — Zum Besten der Studien lebe ich so mäßig als möglich, trinke oft nur Milch des Morgens, mache keine Excesse und folge der Frugalität, welche den Körper gesund und den Geist munter erhält."

Seine glückliche und hoffnungsfreudige Stimmung im Sommer 1774 äußert er schön in einem Briefe an die Eltern: „Mein künftiges Schicksal steht in Gottes Hand. Unsere gegenwärtige Pflicht ist, uns über bisheriges von ihm veranstaltetes Glück zu freuen und alles das gut anzuwenden. Ich fürchte also in der Welt nichts: nicht Gott; Er ist gut, und ich will es so viel möglich auch seyn; nicht Menschen; wer sich wirklich zum Dienst der Gesellschaft tüchtig macht und niemand beleidiget, fürchtet sie nicht; nicht den Tod; er ist ein Schritt zu einer mir unbewußten neuen Vervollkommnung; nicht Umstände; man kann diese oft ändern, oft abwenden, oft verbessern, oft nützen, oft ertragen." Seine früher ausgesprochene Maxime: Fatis agimur — cedite fatis[2]), ist nun zu dem Grundsatz erweitert und verbessert worden, daß der Mensch in erster Linie seine Pflicht erfüllen, die Gestaltung seiner Geschicke aber der Vorsehung überlassen müsse. „Faites votre devoir, et laissez faire aux Dieux!" Dieses Zitat aus Corneille wird nun zur Devise für sein künftiges Leben[3]).

Schon jetzt zeigt sich auch die beginnende Klärung in Müllers religiösen Ansichten. Die absprechenden Urteile hören auf; die feste Überzeugung, daß die Geschicke der Völker wie seine eigene Zukunft in der Hand eines allmächtigen, aber gütigen Gottes liegen, beruhigt allmählich sein aufgeregtes Gemüt. Gewiß dürfen wir in dieser vorteilhaften Wandlung den Einfluß des edlen

---

[1]) Eine Schilderung von Bessinge findet sich auch im Briefe Müllers an Gleim vom 10. Juni 1774. Briefe zwischen Gleim rc. I, S. 184.

[2]) Siehe oben S. 122.

[3]) Zuerst angeführt im Briefe an Gleim a. a. O. I, S. 187.

Bonnet erblicken. Müller betrachtet die weiteste Toleranz als ein Gebot der Menschlichkeit und der Politik; niemand darf wegen seines Glaubens, wegen abweichender religiöser Ansichten verachtet werden; der konfessionelle Eifer, die theologische Unduldsamkeit und Streitsucht bleiben ihm nach wie vor ein Greuel. „Ich gestehe," schrieb er im Herbst 1774 an den Vater, „wenn ich so viele schreckliche Aussprüche mancher Menschen über große Geister oder ehrliche Zweifler oder tugendhafte Männer von anderm Glauben bedenke, so schaudert mir, wenn ich das Gericht erwäge, welches solche Leute sich schuldig machen; weiter schaudert mir, wenn ich die, welche sich nicht gerade von unserer Religion überzeugen können, ohne weiteres verurteilt sehe; wenn ich bedenke, daß 4000 Jahre diese Religion nicht existirte, die jüdische nur in einem Winkel erkannt und von ihren Bekennern schlecht beobachtet wurde, der allergrößte Theil der Menschen bis auf diesen Tag die christliche Religion entweder nicht kennt oder nur in ihrer Verstellung durch Pfaffen kennt, oder wenigstens nicht hält. Es wäre solchergestalt der größte Theil unserer Brüder auf Erden von dem allgemeinen Vater aller Menschen zu ewiger Unglückseligkeit erschaffen. Wenn ich aber die Religion unserer Zeit betrachte, finde ich nöthig, daß zu dieser Zeit, da die Menschen von allem den Grund wissen wollen, alles Unerweisliche mit Stillschweigen übergangen, die Religion am meisten auf das Leben angewandt und besonders die Andersdenkenden mit allmöglicher Sanftmuth unterrichtet, im Fall sie es nicht annehmen, ihnen selbst und Gott überlassen werden." Von dem Grafen St.-Aldegonde, einem absonderlichen Manne, der damals durch seine exzentrische Lebensweise und durch seine religiösen Ansichten bei vielen Anstoß erregte[1]), meint er: „Er hat einen Fehler, der mich nicht hindert, gut von ihm zu denken, wohl aber sein Freund zu seyn. Es ist der Mangel an Politik, dieser Wissenschaft, welche die wichtigste, größte und schwerste von allen, weiland von mir oft übertreten, nun endlich nach vielen Bemerkungen besser erkannt ist. Zufolge derselben werde ich unter anderm nie in Gefahr der Religion wegen kommen; denn da ich nicht darüber disputire, würde ich derselben halber gar wohl mit dem Mufti, mit dem Papst, mit dem eifrigsten Professor der Theologie und mit dem frömmsten Decanus auskommen können. Da ich nicht der Seelen Richter

[1]) Über diesen Sonderling, einen der frühesten Vegetarianer, berichtet Füßli in einer Anmerkung zu einem Briefe Müllers vom August 1774 (Briefe M. an Füßli a. a. O. S. 108).



bin, so bekümmere ich mich nie um das, was sie glauben, sondern allein um das Thun und Handeln."

Auf das wiederholte Drängen Bonstettens entschloß sich Müller, dem greisen Voltaire in Ferney einen Besuch abzustatten. Er wußte zwar, daß der berühmte Schriftsteller sich seinen vielen Besuchern und Bewunderern gegenüber gerne verleugnen ließ. So hatte der Schaffhauser Im Thurn, der mit seiner Frau damals eine Reise nach Genf gemacht hatte, eine Einladung an den Tisch zu Ferney erhalten, den Dichter aber nicht zu sehen bekommen, weil er angeblich todtkrank sei. Müller berichtet bei dieser Gelegenheit eine hübsche Anekdote: „Als er neulich gegen einige Engländer durch seinen Kammerdiener gleiche Entschuldigung brauchte, sprach einer: ‚Laßt mich ihn nur bloß sehen, so krank er ist!' Antwort: ‚Saget ihm, ich sey todtkrank.' Noch ließ der Britte nicht nach. Zweite Antwort: ‚Saget ihm, ich sey gestorben.' Der Engländer begehrte ihn todt zu sehen, und Voltaire im Zorn über diese Importunität, befahl dem Kammerdiener: ‚Saget ihm, der Teufel habe mich geholt'!"

Müller schickte zuerst am 4. September 1774 an Voltaire einen schmeichelhaften Anmeldebrief, der mit den Sätzen schließt: „Je respecte trop, Monsieur, les précieux momens de Votre vieillesse consacrée au bonheur des humains, pour Vous les faire perdre par des visites. Mais si Vous me croyez capable de Vous entretenir pendant quelques momens de repos, je Vous prie, d'envoyer pour moi une carte dans la maison de Mr. Tronchin-Calandrini, Conseiller d'état à Genève. Je ne Vous parle pas de mon admiration pour Vous. J'en parlerai dans le besoin avec liberté devant le public à la face des ennemis de la raison. Je ne finis point par des complimens. En fesoit-on aux grands-hommes de l'antiquité? Parle-t-on dans les formules du tems à l'homme de tous les siècles et de toutes les nations?"[1])

Gegen solche Schmeichelei war der Philosoph von Ferney nicht unempfänglich; er schickte dem jungen Bewunderer folgende Einladung: „Un malade de quatre-vingts ans a reçu avec une grande consolation la lettre éloquente d'un amateur de la verité; il mourra gaiement, si Monsieur Tronchin-Calandrini veut bien venir souper et coucher chez lui avec Monsieur Muller."

Müller konnte aber von dieser ersten Einladung keinen Ge-

---

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 74 enthält die Kopien der wenigen Briefe Müllers an Voltaire und das Original der Einladung an Müller.

brauch machen, da Tronchin keine Zeit fand oder vielleicht nicht finden wollte, ihn zu begleiten. Etwas später, als er sich persönlich nach Ferney begab, wurde er von Voltaire nicht empfangen. Erst eine dritte Anmeldung mit einer nicht sehr aufrichtigen neuen Schmeichelei[1]) führte zum Ziele. Er wollte diesmal seinen jungen amerikanischen Freund Kinloch mitbringen, „qui a vû les sauvages, qui connoit des nations, chez lesquelles le nom du fils du charpentier et la folie de sa prédication n'ont jamais penetrés. Il voudroit se vanter dans le nouveau monde, d'avoir connu le plus grand homme de l'ancien, l'apôtre de la raison, le vengeur de l'humanité. Pourquoi serez Vous content pour votre gloire d'un seul hémisphère?“ Voltaire antwortete mit einer abermaligen Einladung: wenn Müller sein Spital besuchen wolle, so werde der Alte sich den Schmerzen seiner Krankheit auf einige Augenblicke entziehen, um ihn zu sprechen. Über den Besuch berichtete Müller in einem liebenswürdig launigen Briefe, durch welchen „der große olivenfarbige amerikanische Wilde und der junge zarte Geschichtschreiber der Schweiz der frohmüthigen, wohlgebauten, muthwilligen und magern Jungfer Magdalena Elisabetha Müller ihren freundlichen Gruß entbieten“: „Hierauf nahmen wir beide eine Kutsche und fuhren nach diesem Ferner, wo er 1754 nichts als ein Dutzend Elende fand, nun aber eine kleine Stadt mit 12- bis 1500 Einwohnern angelegt hat. Seine Kirche mit der Inschrift: Deo erexit Voltaire, und sein Schloß sind prächtig. Wie eines römischen Helden Haus mit Triumphzeichen, sind seine weiten Sääle mit Geschenken Friedrichs und Katharinen behangen und mit seinen Statuen und Büsten besetzt. Neulich sandte ihm der König von Preußen einen marmornen Voltaire mit der Inschrift: Immortalis! Er ist so lebhaft, so witzig, seine Augen sind so durchdringend wie eines Jünglings. Als er den Damen Herrn Kinloch präsentirte, sprach er: ‚Sehen Sie einen Mann, der aus dem Lande der Wilden kommt und dem man's nicht ansieht!‘ Mich fragte er, wo mein Gouverneur sey? und dann sprach er zu den Anwesenden: ‚dieser junge Mann mit dem Gesicht von 15 Jahren

---

[1]) Müller hat in gleichzeitigen Briefen an Freunde sich ziemlich abfällig über Voltaire ausgedrückt. So schrieb er an Joh. v. Ziegler: „Die heutigen Prediger von Freyheit und Toleranz, Herr Nachbar Voltaire an derselben Spitze, wollen nur selbst tolerirt werden, wie die ersten Christen gegen die Religionsverfolgungen predigten und bald darauf die Ketzer verbrannten,“ und an Bonstetten: „Von andern großen Männern redet er bisweilen in einem Ton, als wenn er allein gelesen werden müßte.“

ist selbst Gouverneur, aber zugleich gemeiner Eidgenossen Geschichtschreiber. Er hat wie Äneas eine Reise zu den Schatten gethan, d. i. zu mir.' Bald darauf waren wir zu Fernex wie alte Bekannte. Er hat eine neue Schrift von der Existenz Gottes herausgegeben"[1]).

Im Oktober 1774 war Bonstetten von seiner italienischen Reise zurückgekehrt, nur mit innerem Widerstreben sich wieder dem rauhen Norden, den engherzigen Verhältnissen der Heimat zuwendend. Auf der Rückreise nach Bern hielt er sich sechs Tage zu Bessinge bei seinem Müller auf, „sechs Tage Genuß der Götterlust der Freundschaft"; den Winter verbrachte er in der Vaterstadt, die ihn zu Ostern 1775 in den Großen Rat berief. Die innige Freundschaft mit Müller wurde unterhalten durch eine sehr lebhafte Korrespondenz, durch öfteres persönliches Zusammenleben zu Valeyres oder Bern, durch Besuche Bonstettens in Genf, durch gemeinsame genußreiche Reisen durch verschiedene Gebiete der Schweiz. Auch die Verheiratung Bonstettens im Frühjahr 1776 vermochte dieser Herzensfreundschaft keinen Eintrag zu tun. Müller rühmt die Gattin des Freundes, die auch ihm eine aufrichtige Freundin wurde, als die liebenswürdigste Frau, welche mit ihren Grazien Tugend und Wißbegierde vereinige. Dagegen riet Bonstetten dem Freunde eifrig ab, denselben Schritt zu tun: der unverehelichte Stand eigne sich für einen Gelehrten und Schriftsteller besser als der Stand der Ehe, denn es sei unbeschreiblich, wie viele unmerkliche Zerstreuung die Ehe verursache. „Hätte Müller der heftigen Begierde seiner Eltern nachgegeben und sich in Schaffhausen und an einem Amt verheyrathet, so würde er ohnzweifelhaft sein edles schimmerndes Genie dabey eingebüßt haben"[2]).

In den Briefen an Bonstetten finden wir das ganze Leben Müllers während der Jahre 1774 bis 1780 geschildert; ihm enthüllte er seine Gedanken und Empfindungen, seine Hoffnungen und Pläne; ihn betrachtete er als den treuesten und zuverlässigsten Ratgeber in allen Lebenslagen; nichts will er über sein Schicksal entscheiden ohne die Zustimmung des Herzensfreundes. So sehr nun auch Bonstetten bemüht war, den suchenden und tastenden

[1]) Müller an die Schwester 6. Juni 1775. Ähnlich berichtete er an demselben Tage auch an den Hauptmann v. Peyer.

[2]) Bonstetten an Müller den 12. August 1776. Im Gegensatz zu Bonstetten suchte Füßli noch öfters den Freund zur Ehe zu bestimmen. So schrieb John North, einer der englischen Freunde Müllers, an diesen am 2. August 1777: „il est fortement pour Schaffhouse; il veut vous marier — je ne scais si en cela vos gouts se rencontrent; il faut vous dire que le mairage est 'son Hobby-Horse."

Freund auf dem Wege zum Glück zu beraten und zu leiten, so war er selbst doch zu unruhig und zu leidenschaftlich, als daß er in allen Fällen das Richtige getroffen hätte; er hat öfters die Empfindsamkeit des Freundes noch gesteigert, anstatt sie zu dämpfen. „Er und ich", so analysiert Müller selbst gelegentlich sein und Bonstettens Wesen, „haben beide ein einiges unveränderliches Unglück: ein Mensch, welchem man die ganze Haut abgezogen hätte, würde wohl sehr empfindlich seyn. So ist mein Herz von allen widerwärtigen Eindrücken auf das tiefste verwundet und steht Martern aus, von welchen sich festere Menschen keinen Begriff machen können, fühlt auch bei den Wissenschaften, bei der Freundschaft und gutem Glück unaussprechliche Freuden und wird vom Rausch derselben trunken. Diese Sensibilität hängt von der Feinheit der Nerven und Gehirnfibern ab und wird allein durch langes Studium der Philosophie bezwungen. Solche Charaktere sind weit geschickter, anderer Menschen ihr Glück als ihr selbsteigenes (d. i. dauerhafte Zufriedenheit) zu machen, entziehen sich daher billig Scenen, wo sie öfters verwundet werden. Daher die ruhigen Freuden der Wissenschaften desto mehr ihr Antheil sind, je schärfer sie die Verbindungen und die Verhältnisse der Dinge beobachten können. Solche Menschen wählen daher, wenn sie klug sind, wenige Freunde und sind mit allen übrigen Menschen ungemein höflich, ohne sich dieselben so unentbehrlich als ihren Freund zu machen. Ich rede mit so viel wenigerm Bedenken von mir selbst so weitläuftig, weil diese Beobachtungen meines eignen Charakters der Schlüssel zur Erklärung vieler Begebenheiten meines Lebens sind; der Charakter, welcher so gemacht ist, kann nicht unterdrückt, muß sehr sorgfältig geleitet und durch eine entgegengesetzte Art Wissenschaften abgehärtet werden. Es ist wegen demselben gewiß, daß meine Schreibart in historischen Dingen nicht schlecht werden kann und daß ich die Politik verstehen und anwenden lernen kann, ohne daß die Dissimulationskunst mein Herz den Eindrücken der Freundschaft und Tugend verschließe. Im Handeln wird bei Menschen dieser Art der Charakter, in ihren Schriften der Geist prädominieren, beide aber werden auf einander wechselweise würken"[1]).

Müller hat somit eine Hauptschwäche seines Wesens, sein unveränderliches „Unglück", richtig erkannt, die allzufeine Sensibilität, die Erregbarkeit seiner Nerven, die ihn einerseits zu überschwenglicher Empfindung des Glücks und der Freude befähigte, anderseits aber

[1]) Müller an den Vater 28. Oktober 1774. S. W. IV, 184 f.

geringfügige Widerwärtigkeiten, die ein weniger empfindsam veranlagter Mensch mit Gleichmut hingenommen hätte, als schweres Unrecht, als persönliche Beleidigung fühlen ließ, ihn bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt machte, ihn heute mit dem Gefühl eines an Selbstüberhebung grenzenden Selbstvertrauens beseelte, morgen unter dem Eindruck einer getäuschten Hoffnung mit dem düstern Gedanken erfüllte, freiwillig aus diesem Leben zu scheiden. Müller selbst hat im Studium der Philosophie, in der Abhärtung durch die Wissenschaften, in einer sorgfältigen Leitung die Heilmittel gegen diese Schwächen des Charakters erblickt; aber die Kraft, diese Heilmittel praktisch anzuwenden, durch sittliche Selbstzucht dem Übermaß seiner Empfindsamkeit entgegenzuwirken, hat er nicht besessen, und Bonstetten war auch bei allen seinen trefflichen Anlagen nicht der Mann dazu, ihn auf diesen Weg zu leiten.

So erscheint denn der junge Müller während dieser Zeit des Genfer Aufenthaltes als ein schwankendes Rohr, vom Winde des Zufalls hin und her geweht, unsicher und unstet in Plänen und Entschlüssen, wankelmütig und launenhaft, gelegentlich auch undankbar gegen Personen, die ihm offenkundige Wohltaten erwiesen hatten. Und doch lag über diesem wankelmütigen Jüngling ein Zauber, der ihm bei allen seinen Fehlern die Bewunderung seiner Zeitgenossen erworben hat und der seine Freunde über seine Schwächen hinwegsehen ließ, der auch das Urteil der Nachwelt zu mildern im stande ist: es ist die Flamme der Begeisterung, die seine Brust durchglühte, das heiße und nie erlahmende Ringen nach einem hohen Ziele, das ihm vor der Seele schwebte, die unermüdliche und unausgesetzte Arbeit an seiner geistigen Weiterbildung und Vervollkommnung, die alle, die ihn kannten, mit der Überzeugung erfüllte, daß er zu Großem berufen sei, daß sein Ruhm einst die Welt durchdringen werde. All sein Schwanken und Irren ist schließlich dem Streben zuzuschreiben, den raschesten und sichersten Weg zur Erreichung seines hohen Zieles zu suchen und zu finden und sobald sich der einmal betretene Weg als ein Umweg oder Irrweg erwiesen, einen neuen einzuschlagen. Sein hohes Ziel aber ist die wissenschaftlich-schriftstellerische Tätigkeit zum Wohle des Vaterlandes und der ganzen Menschheit; er will die Vergangenheit erforschen und darstellen nicht um ihrer selbst willen, sondern um daraus die ewigen und unveränderlichen Gesetze der menschlichen Entwicklung abzuleiten, die Pflichten der Gegenwart und die Aussichten der Zukunft erkennen zu lernen.

Zu diesem Ziele aber führt nicht allein das eifrige Studium der alten Geschichtsquellen und Zeugnisse, das emsige Sammeln und planvolle Verarbeiten des Materials, eine umfangreiche, auf alle Gebiete des menschlichen Wissens sich erstreckende Lektüre, sondern vor allem eine Erweiterung des Gesichtskreises durch ausgedehnte Reisen, durch das Kennenlernen fremder Länder und Völker, ihrer Geschichte und Altertümer, ihrer Sitten und Gebräuche, ihrer Staatsmänner und Gelehrten, ihrer Stellung zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit; es gehört endlich dazu eine genaue Kenntnis der Politik, die wieder nur erlangt werden kann durch direkte, aktive Betätigung auf dem Gebiete des Staatsrechts und der Verwaltung. Doch erscheint dies zunächst nur als Mittel zum Zweck, als Vorbereitung zu seinem großen Berufe. Müller will sich dadurch die seiner Ansicht nach unumgänglich nötigen Eigenschaften und Kenntnisse erwerben und gleichzeitig die geistige und materielle Unabhängigkeit und Selbständigkeit erringen, nach der seine Seele sich sehnt und die seinen Geist zum höchsten Schwunge, zur vollsten Leistungsfähigkeit erheben soll. Nach dieser Vorbereitungszeit winkt ihm als beneidenswertes Schicksal das Leben für die Wissenschaft und für die Freundschaft, die allein sein Glück ausmachen, in der dauernden Vereinigung mit seinem Herzensfreunde Bonstetten. „Was von Fleiß und Tugend abhängt, will ich nicht versäumen, um die Unabhängigkeit zu erwerben, welche mein Geist und Herz heftig verlangen," so und ähnlich schreibt er oftmals; auch von seinem Freunde möchte er nicht abhängig sein, damit seine Freundschaft auch nicht von den Boshaftesten des Eigennutzes bezichtigt werden könne; erst ein sicheres Einkommen kann ihn glücklich machen, da er dann die Wohltaten nicht mehr zu fürchten braucht[1]).

Müller hat das letzte Ziel seines Strebens, die ruhige wissenschaftliche Tätigkeit, nie erreicht; sein leichtbewegliches Temperament, sein ruheloses Wesen hat ihn je und je den richtigen Weg verfehlen lassen und ihn immer von neuem in das Verhältnis der Abhängigkeit von seiner wechselnden Umgebung gebracht. —

So glücklich sich Müller auch in den ersten Monaten im Kreise der Familie Tronchin gefühlt und so freundschaftlich sich auch sein Verhältnis zu dem Hausherrn gestaltet hatte, so konnte doch seine dortige Stellung nur vorübergehend sein; eine Hauslehrerstelle bei Knaben, denen erst die Elemente des Wissens beigebracht werden

---

[1]) Müller an Bonstetten 5. April und 23. Dezember 1776.

mußten, entsprach weder seinen Wünschen noch seinen Eigenschaften. „So groß das Vergnügen ist, einen fertigen jungen Geist auf der Reise seiner Ideen durch die Irrgänge der Wissenschaften zu begleiten, so angenehm sein Erstaunen beim Anblicke von so viel Vollkommenheit und Schönheit ist, so unangenehm finde ich den Übergang, welchen man beym Kinderunterricht von Tacitus und Montesquieu zur Grammatik machen muß, so langweilig ist der Unterricht in Sprachen, wenn die Lehrlinge noch nicht alt genug sind, zu fühlen und zu beobachten," schrieb Müller an Peyer. Auch seine äußere Erscheinung, seine kleine Statur, sein überaus jugendliches, fast mädchenhaftes Aussehen, das den Verdacht erweckte, daß er selbst der Zucht des Erziehers noch nicht entwachsen sei, seine zappelnde Beweglichkeit, die öfteren Verstöße, die dem des Verkehrs in vornehmer Gesellschaft noch Unbewanderten begegneten, mochten etwa die jugendliche Spottlust seiner Zöglinge reizen und ihm seine Stellung immer unerträglicher erscheinen lassen.

Bald nach der Rückkehr der Familie Tronchin in die Stadtwohnung gegen Ende November 1774 begann Müller an eine Veränderung seiner Stellung zu denken. Zu Anfang 1775 schrieb er an Bonstetten: „Gott helfe mir dies Jahr; es soll in mein ganzes Leben wichtigen Einfluß haben. Ich muß mich ma foi anstrengen; den 3. Januar hab ich das Jahr angefangen, in welchem Isaac Newton die großen Geheimnisse der Natur entdeckte. Wer lehrt mich dies Jahr den Gang der Staaten und der Menschen!" Müller hoffte, durch Bonstetten und den Engländer Norton Nicholls, mit dem er durch Vermittlung Bonstettens in Briefwechsel getreten war, dem Grafen Firmian, dem österreichischen Gouverneur des Herzogtums Mailand, empfohlen zu werden. Von diesem hochgebildeten und aufgeklärten Staatsmann, dem Freunde Winckelmanns, dem hochherzigen Gönner so vieler Gelehrten und Künstler, dem die Stadt Mailand ihr neues Aufblühen zu verdanken hatte, erwartete er eine seinen Wünschen entsprechende Stellung, am liebsten in politischen Geschäften. Eine Enttäuschung bereitete ihm die Nachricht Nicholls', daß er seine beabsichtigte Reise in die Schweiz und nach Italien auf unbestimmte Zeit habe verschieben müssen. Nun rechnete Müller darauf, der Reisebegleiter des wunderlichen Grafen St.-Aldegonde nach Italien zu werden; seine Stimmung war so gedrückt, daß er es von dessen Entscheidung abhängig machen wollte, ob die Last der Existenz noch ferner getragen zu werden verdiene. Auch um ein Empfehlungsschreiben an den Herzog

de la Rochefoucault bat er den Freund; denn er wollte um jeden Preis fort aus seiner abhängigen Stellung: „Je suis extrêmement impatient de partir; cela pourra me rapprocher de ma déstination.“

Bonstetten versäumte nicht, Müller darauf aufmerksam zu machen, daß die Wissenschaften das Feld seiner Tätigkeit und die Quelle seines Ruhmes sein müssen, daß er seiner ganzen Anlage nach für eine politische Beschäftigung ungeeignet sei[1]). „Von Ihrem Genie können Sie nie zu viel gutes denken. Dieses ist aber mehr zur Wissenschaft, als zu Geschäften tüchtig: zu Geschäften gehört weniger Imagination und mehr Charakter als Sie haben; wie viel besser für Sie, Ihre Größe in Ihnen und nicht in den Vorkammern der Fürsten mitten unter Laggeyen oder Schmeichlern zu suchen. — Zu politischen Geschäften taugst du gar nicht. Kenntnisse, Geist und Beredsamkeit hast du mehr als nöthig wäre, um einen großen Geschäftsmann zu bilden. Allein den Charakter eines solchen hast du so wenig, daß du vielmehr gerade umgekehrt alles das im höchsten Grade besitzest, was ein Weltmann nicht haben soll. Erfahrung wird dir vielleicht allzu spät zeigen, daß Freundschaft, Muße und Wissenschaft dein alleiniges Leben und alles andere Tod ist.“ In allem Ernste warnte er den Freund vor seiner fieberhaften Ruhmsucht: „Du sprichst unaufhörlich von Ruhm; dieser Gedanke wird dich oft peinigen. Dein Genie wird dich auf die obersten Stufen der Menschheit sezen, aber die Bahn ist nicht so glänzend, so paradisisch als du glaubst. Nun wollte ich, daß du die Belohnung deiner Eigengröße mehr in dir selbst als in den proteischen Beurtheilungen der Menschen suchen würdest.“ Immer wieder wollte er Müller bestimmen, seinem Charakter eine größere Festigkeit, seinem Wesen mehr Rückgrat zu geben, denn hiervon, nicht von seiner Weichheit und Biegsamkeit, erwarte er die beständige Dauer ihrer Freundschaft. „Vous êtes si impatient, si ardent, si elastique, que vos moindres mouvements passent toujours le but.“ — „Ich bemerke eine gewisse Charakterschwäche an dir, welche dich mehr von den Meinungen der Menschen als von deinem eigenen Urtheil abhängig macht. Wenn es regnet, so bist du im Stande zu glauben, daß die Sonne nicht mehr scheinen werde“.

Bonstetten hatte aus den Klagen Müllers erkannt, daß ihm der Aufenthalt im Hause Tronchin unerträglich geworden war, und sowohl er als Bonnet, der den jungen Gelehrten am liebsten bei

[1]) In einer großen Zahl von Briefen aus diesen Jahren, in denen in der Anrede das „Sie“, „Du“ und das berndeutsche „Ihr“ in wunderlicher Weise wechseln.

sich selbst aufgenommen hätte, rieten ihm an, seine Stelle zu verlassen, sobald er es mit Anstand tun könne. Müller hatte schon an eine heimliche Flucht gedacht, was aber Bonstetten mit Recht als eine kindische Unhöflichkeit bezeichnete. „Ich will, gebiethe, befehle," schrieb er, „daß Sie die Tr. (mit Anstand) verlassen und sich unabhängig und glücklich, wie Sie es verdienen, machen." Er werde ihn nie auf dem Pflaster lassen, und wenn er sich in diesem Sommer verheirate, so könne Müller bei ihm in Valeyres wohnen, solange er selbst dort verweile; er werde ihm die Mittel verschaffen, während des Winters in Genf zu leben, bis er etwas Besseres gefunden habe. „Ce que me desole chez vous, et ce qui est vraiment pusillanime, c'est cette incapacité de vous aider d'un mauvais pas, cet abandon de vous même; vous ne savez penser que Pistolets, Desespoir; vous faittes comme les Enfans qui n'osent pas marcher seuls, quand la Nourrice fait semblant de les abandonner; ils pleurent au lieu de mettre un pied devant l'autre."

Müller befolgte den vernünftigen Rat des Freundes und bat Ende April 1775 in einer schriftlichen Erklärung um seine Entlassung, die ihm auch in der liebenswürdigsten Form gewährt wurde[1]). Tronchin-Calandrini anerkannte, daß Müller bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und der Ausdehnung seiner Kenntnisse durch seine Stellung nicht habe befriedigt sein können; er versprach, ihm auch nach dem Austritt aus seinem Haus seine Freundschaft bewahren zu wollen. Auch die beiden Zöglinge, Jean und Charles Tronchin, schrieben dem scheidenden Lehrer einen Abschiedsbrief, in welchem sie ihn um Verzeihung baten für die öfteren Äußerungen ihres jugendlichen Mutwillens. Der Vater ließ sich auch dazu herbei, an Müllers Vater nach Schaffhausen einen Brief zu richten, um den Schritt Müllers zu rechtfertigen und ihm das beste Zeugnis zu geben: „tout le monde l'aime; il est vif et bon, sa conduite a toujours été très-sage, et tous nos gens de lettres en font le plus grand cas. — Enfin, Monsieur, je Vous félicite d'avoir un tel fils qui ne peut manquer de faire un jour honneur à sa famille et à sa patrie. Je m'estimerois bien heureux, si je pouvois jamais lui être bon à quelque chose; il aura toujours en moi un ami qui lui sera bien sincèrement attaché."

So schied Müller in aller Freundschaft und Minne aus einem

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 66. Korrespondenz Müllers mit Jean Tronchin und dessen Familie, sowie mit dem Procureur général Tronchin, 140 N. von 1773 bis 1808. Dabei liegt der Entwurf zu dem Entlassungsschreiben Müllers, der Brief Tronchins vom 2. Mai 1775 und der beiden jungen Tronchins.



Hause, in dem er während eines Jahres viel Güte genossen hatte; der freundschaftliche Verkehr hörte auch mit seinem Scheiden nicht auf, und der Briefwechsel mit den Angehörigen der Familie Tronchin hat sich bis kurz vor seinem Tode fortgesetzt[1]).

Was Müller durch den Brief Tronchins an seinen Vater hatte abwenden wollen, trat ein: die Eltern forderten ihn dringend zur Rückkehr und zur Wiederaufnahme seines geistlichen Berufes auf.

Müller war in den Jahren seines Genfer Aufenthaltes nicht von vornherein abgeneigt, in die Vaterstadt zurückzukehren. Wiederholt versicherte er seinem wärmsten und vertrautesten Gönner in Schaffhausen, dem Hauptmann J. L. v. Peyer, er gedenke vor allem seinem Vaterlande zu dienen und dereinst nach Schaffhausen zurückzukehren; aber die Entlassung von der Theologie sei „conditio sine qua non"[2]). Denn die Übernahme eines geistlichen Amtes schwebte ihm als dunkelstes Schreckgespenst vor Augen. Die Hartnäckigkeit, mit welcher der alte Müller an seinem Lieblingsgedanken festhielt, die Engherzigkeit, die ihn nicht begreifen ließ, daß der Sohn, auf den er so große Hoffnungen gesetzt hatte, seinen eigenen Weg einschlagen wolle, trübte das sonst so zärtliche und innige Verhältnis zum Elternhause, so daß Müller seine wenigen Besuche in der Heimat nur mit innerem Widerstreben unternahm. So klagte er am 26. Juni 1775 in einem Briefe an Peyer: „Ich finde meinen Vater in seinem letzten so sehr, als er es seit 9 Jahren ist, für die Theologie determinirt; so viele Vorstellungen sind schon vergeblich gewesen, daß ich eher auf dem Montblanc eine Seeschlacht zu sehen und zu Fuß nach England zu gehen hoffe, als daß mein Vater hierin seine Meinung ändern sollte; wer ihn überredete, müßte den Muth eines der alten Ritter haben, wenn sie bezauberte Prinzessinen befreiten." In seiner unüberwindlichen Abneigung gegen den geistlichen Beruf wurde er bestärkt durch Bonstetten und seine Genfer Freunde, vor allen durch Bonnet und seine Gemahlin[3]). Er hat es schmerzlich empfunden, daß er

[1]) Der letzte Brief Jean Tronchins, eines seiner früheren Schüler, an Müller ist datiert vom 17. Dezember 1808.

[2]) Schaffh. St.-B. Müll. 78. Korrespondenz mit Joh. Jakob und Joh. Ludwig v. Peyer. 22 N. 1774—1782.

[3]) In zahlreichen Briefen Bonstettens an Müller. In einem Briefe von Madame Bonnet findet sich die Stelle: „Avez vous ecrit à Schaffouse? Avez vous repoussé ce Monstre, non à cent Têtes, mais à cent Griffes? que l'on nomme la Théologie orthodoxe, qui etouffe le sentiment, détruit le jugement, trouble le cerveau et rend celui qu'elle a enveloppé de son voile noir, l'Etre le plus insocial et le plus malheureux."

hierin dem Willen der geliebten Eltern nicht gehorchen könne. Denn seine Briefe an Eltern und Geschwister sind sonst voll aufrichtiger Liebe und zarter Sorge um ihr Wohlergehen. Seinen jüngeren Bruder suchte er sich zu seinem vertrautesten Freunde heranzuziehen. Er schickte ihm zu seiner ersten Schulrede eine schöne Ausgabe des Vergil, ein Geschenk seines englischen Freundes Georg v. Nassau, mit der Bemerkung: „es soll nie kein Unterschied zwischen dem Deinigen und Meinigen seyn[1])." „Liebe mich, mein Bester, nicht als deinen Bruder, denn wenn du mich nur lieben willst aus Schuldigkeit, so bedanke ich mich dafür, sondern als deinen Freund. — Du sollst in deinem ganzen Leben in deinem Bruder einen aufrichtigen und Gott weiß uneigennützigen Freund finden. Öffne mir dein Herz allezeit; traue meiner Verschwiegenheit und meiner Liebe zu dir. Unsere lieben Eltern sollen unter ihren drei Kindern die freundschaftlichste Eintracht allezeit herrschen sehen."

Johann Georg Müller hatte sich aus innerem Drange zum Studium der Theologie entschlossen, und der ältere Bruder gab ihm hierzu gute Ratschläge aus eigener Erfahrung. Er empfahl ihm das eifrige Betreiben der alten Sprachen, später auch des Hebräischen, Syrischen und Arabischen, um sich vorzüglich auf die Exegetik zu legen, weil dieses Gebiet der Wissenschaft weit standhafter sei, als was von Spekulationen abhänge; er warnte ihn vor der gewaltigen Neuerungssucht, die unter den Theologen herrsche und welche die jungen Leute leicht anstecke; er möge falschen Schein nicht für Wahrheit annehmen und seine Lehrer und andere angesehene Männer, mit welchen er in Verkehr trete, nicht durch schroffen Ton oder unüberlegte Worte beleidigen und mit Vorurteilen gegen sich erfüllen. „Bescheidenheit, mein Freund, Bescheidenheit ist die schönste der Tugenden eines Jünglings; unternimm nicht zu früh, diese wichtigen Dinge zu beurtheilen; traue deinen Einsichten nicht allzuviel und sprich nie anders als mit Ehrfurcht von allem, was sich auf Religion bezieht. Hiedurch wirst du dich als einen vorsichtigen und denkenden Menschen von andern vortheilhaft unterscheiden und zugleich künftige Reue bei reifern Jahren dir ersparen. Aus diesem Grunde mißrathe ich dir ernstlich alle Controversschriften, zusammt den Schriften derjenigen, welche die Religion angegriffen haben. Diese Lectüren würden dich nur verwirren. Halte dich an d e i n e Studien, an die Philosophie, die Historie, die

[1]) J. Georg Müller macht dazu die Anmerkung: „Und es war auch nie einer!" S. W. IV, 201. Auch an die Schwester hat Müller eine Anzahl von munteren und zärtlichen Briefen geschrieben.

Sprachen und selbst an diese Studien nur insofern sie zu dem leiten, zu welchem du dich bestimmt hast." Man sieht, wie Müller eifrig bemüht war, den jungen Bruder von den Klippen zurückzuhalten, an welchen seine eigene theologische Berufsarbeit gescheitert war; an dem jüngeren Sohne sollten die Eltern wenigstens keine Enttäuschung erleben. „Halte dich," schrieb er später wieder an den Bruder, „wenn es ja seyn kann, entweder, welches das beste wäre, an eine einige Wissenschaft, oder erlerne von den übrigen allein das ABC; denn ich habe das Gegentheil gethan und mich, als ich zu Sch. die Theologie treiben müssen, alsdann nicht wohl dabei befunden, daß ich mehr Geschmack an andern Wissenschaften bekommen hatte." Als Nebenstudium empfahl er ihm die Mathematik, die er jetzt bei Professor Jezler zu lernen die beste Gelegenheit habe, denn das werde seinem Geist Gründlichkeit geben.

Aufrichtig war Müller besorgt um den Gesundheitszustand des alternden und kränkelnden Vaters. Er bat ihn, sich alle möglichen Erleichterungen zu verschaffen; für die Filiale in Neuhausen solle er sich einen Vikar halten, wofür er selbst jährlich 100 bis 120 Gulden beisteuern wolle[1]); die Eltern sollen nicht daran denken, wie sie ihren Kindern möglichst viel hinterlassen könnten; das würde ihm und seinen Geschwistern nicht den tausendsten Teil des Vergnügens machen, als wenn sie von ihrem Vermögen Gebrauch zur Erhaltung ihres Lebens, für ihre Bequemlichkeit und Ruhe machen werden.

Den schönsten Beweis seiner kindlichen Liebe legte Müller im Spätherbst 1777 ab. Er hatte damals durch den Bruder gehört, daß man in Schaffhausen eine Reorganisation des Schulwesens beabsichtige, wobei Altdorfer zum Rektor der lateinischen Schule erhoben, der alte Vater Müllers aber für den Rest des Lebens bei der Stelle belassen werden sollte, die er nun schon seit 17 Jahren einnahm. Müller schrieb sofort an den Hauptmann v. Peyer, um von dem Vater diese unverdiente Zurücksetzung abzuwenden; er erklärte sich zu jedem Opfer bereit, um von seinen Eltern diesen Schmerz und diese Schande fernzuhalten; er würde ihnen mit Freuden auch seinen Ruhm aufopfern, sein Werk über die Schweiz, seine Aussichten für die Zukunft und seine jetzigen Verbindungen aufgeben und nach Schaffhausen zurückkehren, um dem Vater in dem neuen Amte zur Seite zu stehen. Glücklicherweise wurde die Opfer-

[1]) In einem späteren Brief an die Schwester vom 10. Februar 1776 bietet er dem Vater 165 Gulden an, damit er mit einem anderen Pfarrer gemeinsam einen Vikar von Zürich oder Bern kommen lassen könne. (Brief in Privatbesitz zu Basel.)



willigkeit des Sohnes nicht auf eine ernste Probe gestellt, denn der Vater wurde durch die Befreiung von der Filiale Neuhausen und durch die Ernennung zum Prorektor der lateinischen Schule befriedigt. —

Die auf den Austritt Müllers aus dem Hause Tronchin folgenden anderthalb Jahre sind bestimmt durch seine Freundschaft und sein Zusammenleben mit dem jungen Amerikaner Francis Kinloch. Der damals zwanzigjährige Jüngling entstammte einer zur Zeit der Stuartschen Herrschaft aus Schottland nach Nordamerika ausgewanderten Familie, die in Charlestown in Carolina, wo noch die Mutter und Geschwister von Francis lebten, reich begütert war. Er selbst hatte sich auf den Rat seines Vormundes, des früheren englischen Gouverneurs von Carolina, Thomas Boone, der später Direktor des Customhouse in London wurde, schon im Alter von 13 Jahren nach Europa begeben, um dort seine Ausbildung zu erhalten und dereinst in den englischen Staatsdienst eintreten zu können; seit anderthalb Jahren lebte er in Genf, wo er durch sein eifriges Streben nach Vervollkommnung, durch seine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit sich bald allgemein beliebt gemacht hatte; die gerade damals über das Meer nach Europa gelangenden Nachrichten von den beginnenden Unruhen in den englischen Kolonien Nordamerikas erweckten in Genf für den Sohn des Westens ein erhöhtes Interesse. Müller lernte ihn im gastlichen Hause Bonnets kennen[1]), und das edle Ehepaar zu Genthod freute sich herzlich, daß die beiden jungen Männer sich so rasch und innig aneinander schlossen; bald wurden sie wie Söhne des Hauses behandelt — „bon jour, mes enfans, aimés vos parents de Genthod comme ils vous aiment," schrieb ihnen Madame Bonnet. Schon zu Ende des Jahres 1774 trafen sie sich wöchentlich vier- bis fünfmal zu gemeinsamer Lektüre; Tacitus, Montesquieu und Pope beschäftigten sie zunächst; Müller legte besonderen Wert auf diese Bekanntschaft, weil er sich in der englischen Sprache üben konnte; Kinloch hat regelrechte Sprechübungen mit ihm vorgenommen. Müller rühmt an seinem neuen Freunde den feurigen, scharfsinnigen Geist, die außerordentliche Wißbegier, die natürliche und einnehmende Höflichkeit, die ihn bei Männern und Frauen beliebt mache; „er ist der edelste, freundlichste und tugendhafteste Jüngling; selbst seine Fehler sind liebenswürdig". Kinloch hatte ihm zwar erklärt, daß es wenigstens einer

[1]) „Le vertueux Américain" wird zum erstenmal in einem Briefe Bonnets vom 7. Oktober 1774 erwähnt.

jahrelangen Beobachtung brauche, bis er einen Bekannten als Freund bezeichne; aber schon nach kurzer Zeit adressierte er seine Briefe an Müller „to the beloved of my heart". Durch Müller, dessen ausgebreitete Kenntnisse ihm nicht entgingen, wollte er sich in den Geist der Gesetze und des Völkerrechts einweihen lassen. Als er bemerkt hatte, daß seinem Freunde der Aufenthalt im Hause Tronchins unangenehm geworden war, bot er ihm an, auf unbestimmte Zeit mit ihm zusammenzuleben, um den belehrenden Umgang mit dem belesenen und geistvollen Freund umso gründlicher ausnützen zu können. Die nächsten Freunde Müllers, Bonstetten, Bonnet, selbst Tronchin billigten den Gedanken, und so fingen denn die beiden durch gegenseitige Neigung und gemeinsames Streben zusammengeführten Jünglinge am 1. Mai 1775 ihren „Sommerplan" an. Kinloch hatte im Dorfe Chambésy über dem rechten Ufer des Genfersees, eine leichte Stunde von der Stadt entfernt, halbwegs zwischen Genf und Versoix, ein kleines Landhaus mit sechs Zimmern gemietet, zu dessen Vorzügen auch die geringe Entfernung vom Landgute Bonnets gehörte. Zudem wohnten auf dieser Seite des Sees alle Engländer, mit denen Müller so gern verkehrte. Hier fühlte er sich nun auf längere Zeit wirklich glücklich. Über die Zeiteinteilung des „Sommerplanes" schrieb er an Hauptmann Peyer: „Um 5 Uhr reitet mein Freund in die Stadt und hört Physik. Nachdem ich indeß über die Schweizerhistorie gearbeitet, nehmen wir um 8 Uhr unser Dejeuner, unter welchem wir des Herrn v. Bonstetten Briefe oder einen angenemen französischen Schriftsteller lesen. Um 9 Uhr studieren wir miteinander den esprit des loix. Von 11—1 Uhr beschäftigt sich mein Freund mit den englischen Gesetzen, ich studier entweder die vaterländische Geschichte oder andere Wissenschaften. Mit jener bin ich so glücklich, daß ich seit vielen Monaten kein Buch, sondern lauter ungedruckte Urkunden darüber gelesen habe. Um 1 Uhr lesen wir fast immer Tacitum, den römischen Montesquieu. Um 2 Uhr speisen wir. Um 3 Uhr lesen oder spazieren wir oder empfangen oder besuchen wir und das bis 9 Uhr, da wir zu Nacht speisen. Beschäftiget, uns beiderseitig zu vervollkommnen, sind wir einer des andern scharfer Censor und verbessern ebensowohl diese Fehler, welche wir in Gesellschaften und Manieren, als die, welche wir im Raisonnement machen. Wir haben auch gewisse Worte erfunden, welche wir allein verstehen und einander zur Warnung aussprechen, wenn wir bemerken, daß einer unserer Discurse denen, mit welchen wir umgehen, nicht angenem genug ist. Wenn Wissenschaften,

Freundschaft, Gesundheit, reine Luft, gute Tafel, gute Gesellschaft und gutes Gewissen, non deficiente crumena, Hauptstücke der menschlichen Glückseligkeit sind, so genieße ich gegenwärtig der vollkommensten und desto lieber, da Kinloch sie mit mir theilt." Schon machten auch die beiden Freunde verlockende Reisepläne; das nächste Jahr gedachten sie in Frankreich und Italien zuzubringen; in wenig Jahren hoffte Müller mit einer Rente von 100 Louisdor unabhängig leben zu können und überdies noch Europa gesehen zu haben.

Durch Kinloch kam Müller auch in Beziehungen zu dessen Vormund, Thomas Boone in London[1]). Er bezeichnet diesen feinen Engländer als einen Mann, an welchem er in dreißigjährigem Verhältnis nie einen Fehler, wohl aber vortrefflichen Verstand, Festigkeit und Edelmut immer gleich gefunden habe. In seinem ersten Briefe an Müller vom 10. Mai 1775 bezeugte Boone seine aufrichtige Freude über die enge Freundschaft Kinlochs mit Müller und billigte vollkommen den ihm mitgeteilten Studienplan; Kinloch habe ihm schon so viele Beweise seiner Einsicht und Klugheit gegeben, daß er ihn künftig zum Herrn aller seiner Handlungen mache. Wenn er einen größeren Schauplatz betreten wolle, so werde Boone ihm raten; gegenwärtig brauche er keinen anderen Rat, als denjenigen Müllers. „Fare well, my dear Sire, you have made me very happy," schließt das verbindliche Schreiben. In einem späteren Briefe erklärte Boone, er würde seinen eigenen Sohn gerne Müller zur Erziehung überlassen, wenn der Knabe nicht noch zu jung wäre. Kinloch machte seinem Vormund auch den Vorschlag, Müller für seine Bemühungen um seine Weiterbildung eine bedeutendere Summe oder eine Lebensrente auszusetzen, was aber Müller entschieden ablehnte.

Am höchsten stieg die Glückseligkeit Müllers, wenn auch Bonstetten zu Besuch erschien und er seine beiden besten Freunde, „den weißen und den braunen", bei sich hatte. Im Juli 1775 gesellte

[1]) Korrespondenz mit Thomas Boone und seiner Familie in London: Schaffh. St.-B. Müll. 81. 92 N. 1775—1806. Dabei befinden sich auch Briefe des gleichnamigen Sohnes von Boone, der auf einer Reise nach Deutschland mit Müller in Mainz persönliche Freundschaft schloß. Dieser einzige, hoffnungsvolle Sohn Boones starb zum tiefsten Schmerze des Vaters zu Anfang 1799 (Beileidschreiben Müllers vom 8. Februar 1799). Für Müller waren diese Briefe vor allem wertvoll, weil sie ihm später Berichte über Kinloch und viele Nachrichten über politische Vorgänge und Bewegungen in England, für welche er ein besonderes Interesse zeigte, brachten. In dem letzten Briefe dieser Sammlung meldet Elize Boone am 20. Februar 1806 den Tod ihres edlen Vaters.

sich zu den dreien noch ein junger Engländer, Alleyne Fitz-Herbert, „welcher die Talente schon entwickelte, durch welche er nach diesem als Lord St.-Helens in den größten Geschäften geglänzt[1]."

Am 14. August 1775 trat Müller mit Kinloch eine erste, sehr genußreiche Reise durch einen großen Teil der Schweiz an[2]). Sie führte am rechten Ufer des Genfersees über Rolle, Morges, Lausanne nach Vevey, dann über Castel St.-Denis nach Bulle und über Gruyères und Château d'Oex nach Rougemont, wo die Reisenden bei dem Landvogte v. Wattenwyl gastliche Aufnahme fanden, auf die Empfehlung Bonstettens, der im nächsten Frühjahre die liebenswürdige und vor allem auch musikalisch feingebildete Tochter Wattenwyls als Gemahlin heimführte. Auf der Weiterreise kamen sie über Saanen, Zweisimmen, Weißenburg und Wimmis nach Thun und über den See bis Unterseen, dann, von „drei Bäurinnen, schwarz wie die Parzen" geführt, über den Brienzersee nach Brienz. Zur Nachtzeit wurde der Brünig überschritten; zu Saxelen wurden sie von dem Landammann und Pannerherrn von der Flüe mit der Herzlichkeit empfangen, „welche eines Nachkömmlings des verdienstvollen Bruder Clausen würdig ist". Dann ging es weiter über Alpnach und zu Schiff nach Luzern. Überall auf dieser Reise wurden Land und Leute beobachtet, und Müller überzeugte sich von der Ungenauigkeit oder Unrichtigkeit vieler Angaben in den bisherigen Werken über diese Landschaften, Füslin, Fäsi, Leu, Mai und anderen. Nur zwei Quellen für die genaue Kenntnis dieser Gebiete seien vorhanden, meinte er: Urkunden und Erfahrung. Es schien ihm wünschbar, später in jedem Orte der Eidgenossenschaft einen mehrwöchentlichen Aufenthalt zu machen. „In einer Stunde hat mir Pfyffer ab Heidegk von der Luzerner Verfassung bessere Begriffe beigebracht, als das Lesen aller unsrer Autoren. — Alles, selbst des Führers Erzählungen und die Nachrichten des Wirths, ist ebenso beobachtenswerth, als wenig beobachtet. Der Nationalgeist ist nirgends so sichtbar, als in diesen Thälern, wo die Einwohner Freudigkeit im Herzen und in der Miene tragen, singen und ihr Glück erkennen. Über den Bund mit Frankreich habe ich den Wirth von Wyler und die Unterwaldner Hutmacher vernünftiger reden gehört, als in einigen Orten die sogenannten Gelehrten. — Im Grunde ist zwischen den Verfas-

[1]) Selbstbiographie S. W. IV, S. XI. Zwei Briefe Fitz-Herberts an Müller in Schaffh. St.-B. Müll. 91.

[2]) Die Reiseberichte finden sich in den Briefen Müllers an Bonstetten, an die Eltern und Geschwister und in einem Briefe an Peyer vom 21. Dezember 1775.



sungen kein anderer Unterschied, als daß die Aristokratie in Bern und Luzern durch altes Herkommen befestigt ist, in den Popularständen aber auf dem guten Willen des Volkes beruhet und durch Herablassungen, Geschenke und Connivenzen erhalten wird."

Von Luzern fuhren die Freunde über Gersau nach Brunnen, dann nach Schwyz. Überall erneuerte Müller seine alten Bekanntschaften und machte neue, um für künftige Zeiten „jura hospitii" zu errichten. Dann wurde über Einsiedeln der Weg in die March an den Zürchersee und nach Zürich gewählt, wo Füßli, Heidegger, Bodmer, Geßner, Hirzel besucht wurden. Am 1. September wurde in St. Gallen gerastet, dann Zellweger in Trogen, den Müller von Schinznach her kannte, und Landammann Wetter in Herisau besucht, mit dem Müller bis zu dessen Tod in Verbindung blieb[1]).

In den ersten Tagen des September traf Müller mit seinem amerikanischen Freunde im Elternhause ein. Er hatte seinen Besuch an die Bedingung geknüpft, daß während seines Aufenthaltes weder von der Rückkehr nach Schaffhausen noch von der Theologie gesprochen werden dürfe[2]). Die Zusage wurde ohne Zweifel gehalten; Müller fand die liebevollste Aufnahme, die sich auch auf seinen Reisebegleiter erstreckte; das edle Wesen des jungen Amerikaners mochte gewisse Bedenken, welche die Eltern bisher gegen das Zusammenleben der beiden jungen Männer gehabt hatten, zerstreuen. Bei seiner Abreise am 6. September ließ Müller den Eltern einen zärtlichen Abschiedsbrief zurück, und Kinloch fügte einen warmen Dankbrief bei für die gütige Aufnahme und die genossene Gastfreundschaft; die Freundschaft zwischen ihm und Müller werde fortbestehen, auch wenn sie an verschiedenen Enden der Welt sich aufhalten werden[3]). „Tout jeune homme qui entre

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 83: 14 Briefe Wetters und seiner Tochter, Frau v. Moreillon, 1776—1794. Wetter war neben seinem Staatsamte einer der bedeutendsten Industriellen des Appenzellerlandes als Leinwandfabrikant; nach seinem Tode setzte seine Tochter das Geschäft in energischer Weise fort, so daß sie etwa 300 Arbeiterinnen beschäftigte. Vater und Tochter suchten durch Müller während seines Aufenthaltes in Mainz und Wien neue Geschäftsverbindungen anzuknüpfen und geschäftliche Vorteile zu erlangen.

[2]) Ungedruckte Stellen in den Briefen nach Hause vom Juli und 21. August 1775.

[3]) Schaffh. St.-B. Müll. 85. Briefe von Francis Kinloch und dessen Familie an Müller 127 N. 1776—1806. Die sehr anziehenden Briefe sind größtenteils englisch geschrieben. Sie beweisen, daß die Freundschaft Kinlochs mit seinem „dear Cimbrian" auch durch den Atlantischen Ozean nicht getrennt wurde. Kinloch hat dem Freunde noch in den Jahren 1803/04 in einer kritischen Lage tatkräftige Hilfe geleistet.

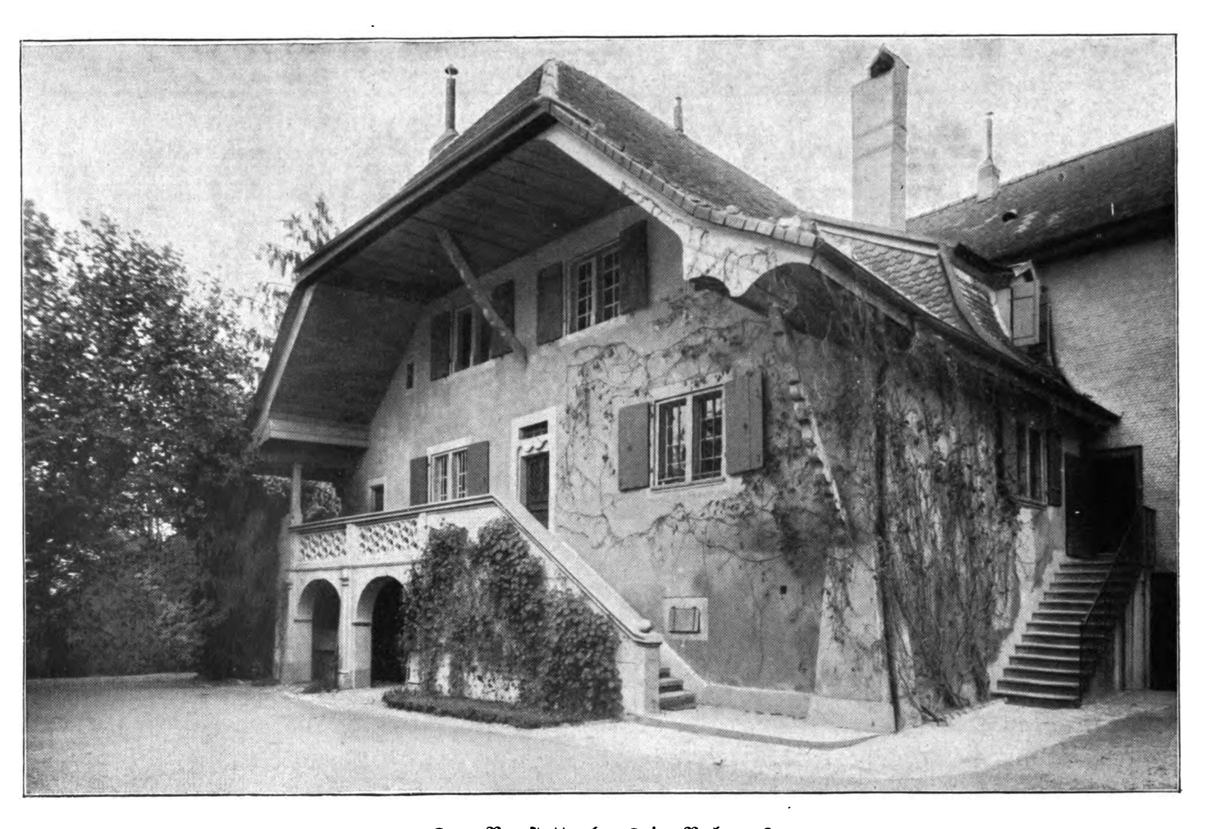
dans la vie, doit avoir quelque but; j'en ai plusieurs, et un des principaux en est d'augmenter la félicité de mon ami autant qu'il me sera possible, comme je sens que je dois à celui dont l'exemple a amélioré mon coeur, et dont les soins cultivent mon esprit."

Die Rückreise ging im Wagen bis Zurzach und von dort zu Schiff nach Basel, wo die Freunde am Bettage eintrafen. „Wir brachten ihn in Gesellschaft eines sehr liebenswürdigen und geistreichen jungen Herrn aus einem guten und sehr reichen Hause von Basel mit sehr großem und für mich unvergeßlichem Vergnügen zu", berichtete Müller dem Vater. Dieser junge Basler war kein anderer als Peter Ochs, später der Hauptbeförderer des Umsturzes der alten Eidgenossenschaft. Isaak Iselin hatte die Bekanntschaft zwischen ihm und Müller vermittelt[1]).

In Solothurn, der Stadt der Ambassadoren, wurde Müller von dem französischen Geschäftsträger v. Vergennes mit Höflichkeit empfangen; den Gesprächsgegenstand bildete die Frage, die damals die französische und schweizerische Diplomatie lebhaft beschäftigte: die Erneuerung des Bündnisses zwischen der Eidgenossenschaft und Frankreich, die von französischer Seite eifrig angestrebt wurde, bei verschiedenen schweizerischen Regierungen aber auf entschiedenen Widerstand stieß. Müller zeigt hier zum ersten Male das Streben, sich mit Fragen der aktiven Politik zu beschäftigen und auf die Entscheidung derselben einen Einfluß zu gewinnen. Bald nach seiner Abreise begann er einen Briefwechsel darüber mit dem französischen Gesandtschaftsekretär Picamilh de Casenove. Am 22. Dezember 1775 beleuchtete er in einem längeren Schreiben an den Franzosen die Bündnisfrage von verschiedenen Seiten, die Gründe für und gegen die Erneuerung entwickelnd. In dem interessanten Schriftstück führt er zunächst aus, daß die fremden Solddienste an und für sich nichts Entehrendes an sich haben, da sie seit

---

[1]) Iselin an Müller 8. August 1774 (Schaffh. St.-B. Müll. 61, 7): „Auf der Bahn der Rechtsgelehrsamkeit bildet sich hier ein Miteiferer für Sie, von dem ich wie von Ihnen, mein schätzbarer Mitbruder, unendlich viel erwarte, wenn er darauf beharret. Es ist ein Jüngling, den die Natur mit allen Fähigkeiten und das Glück mit allen Hilfsmitteln versehen haben. Ich wünschte, daß Sie Freunde wären. Ich habe den jungen Herrn Ochs, so nennt sich der Mann, von dem ich Ihnen eben rede, aufgemuntert, den Irrgarten der römischen Rechtsgelehrsamkeit mit einem philosophischen Geiste zu durchwandern, die Gesetze des r. Staates in ihren ältesten und neuesten Quellen chronologisch zu studieren, die Geschichte des sich bildenden Griechenlands und des entstehenden Roms bis auf den Justinian zu Hilfe zu nehmen."



Das Bonstettenhaus in Valeyres

uralten Zeiten vorgekommen seien. Die Verschiedenheit der beiden Nationen komme in einer Zeit, in der alle Völker einander näher treten, nicht mehr in Betracht. Der Übermut, mit welchem Richelieu und noch mehr Ludwig XIV. die Nachbarn behandelten, habe die eitle Furcht vor dem Plane einer Universalmonarchie erzeugt, der sich Wilhelm III. von Oranien bedient, während er sich selbst darüber lustig gemacht habe. Man behaupte, der französische König wolle seinen Verpflichtungen nicht nachkommen; aber in diesem Falle hätte er sie einfach nicht eingehen müssen; wenn er der Schweiz Übles antun wolle, könne er es tun, ohne eine Allianz mit ihr abzuschließen und sich die Schmach einer Treulosigkeit zuzuziehen. — Alte Patrioten heben die Korruption der nationalen Sitten hervor; aber, ohne zu untersuchen, ob die behauptete Korruption nicht eher eine Verbesserung sei, erscheine es heute unmöglich, die alten Sitten bei einem Volke im Herzen Europas zu behaupten; man müßte sich hierzu auf die Robinsoninsel einschiffen. — Man füge bei, daß die Solddienste den Geist der Unruhe beim Schweizervolke erwecken; dem könne durch Befestigung der Gesetze und durch gute Maßregeln vorgebeugt werden. — Weiter werde darauf hingewiesen, daß die fremden Dienste die Armut des Volkes verursachen, da sie der Industrie, dem Handel und dem Landbau die Arbeitskräfte entziehen und eine verächtliche Trägheit bewirken. Städte, welche die Habsburger gegründet und zur Blüte gebracht hätten, seien in ihrer Entwicklung seit 300 Jahren zurückgeblieben. Die von Frankreich gewährten Handelsfreiheiten hätten früher hierfür eine gewisse Schadloshaltung gewährt; welche Entschädigung für den Verlust des Volkes und den Verfall des Handels bleibe übrig, nachdem der Schweiz jene Vorteile entrissen worden seien? „Il faut être pensionné pour ne pas voir, que nous sommes les dupes." — Man entgegne darauf, daß die Allianz den inneren Frieden in der Eidgenossenschaft erhalte. Aber die Kenner der vaterländischen Geschichte wissen, daß die Bürgerkriege eher durch die Intrigen der fremden Mächte, als durch den Religionseifer hervorgerufen worden seien. Müller weist auf das Auftreten des französischen Gesandten de la Barde im Bauernkrieg von 1653 hin, ferner auf die Drohungen von du Luc gegen die Berner Regierung. Fremde Intrigen hätten auch den unglücklichen Toggenburger Krieg entflammt, und der Sonderbund Ludwigs XIV. mit den katholischen Orten von 1715 habe das Mißtrauen verewigt. Österreich habe seit 300 Jahren die Eidgenossenschaft nie mehr beunruhigt; über die Allianz mit Frankreich habe es sich nur des-

wegen beklagt, weil sie ihren defensiven Charakter verloren habe, als die französischen Könige den Rhein von Schweizer Truppen überschreiten ließen und die Schweizer zwangen, gegen das Reich zu dienen und die Erbeinigung mit Habsburg zu brechen. Das sei die gerechte Strafe des Schwachen, der sich dem Starken anschließe. Das Schreiben schließt mit den wirkungsvollen Sätzen: „La Pologne est demembrée, la Corse est subjuguée, nous le voyons. Du tems de Charles V, du tems de Ferdinand II, dans le siècle de Louis le Grand nos ancêtres ont tremblé. L'histoire des tems passés nous apprend à ne plus craindre. La prétendue conjuration contre les états médiocres ou faibles sera la fable de l'avenir, comme la monarchie universelle de Philippe II l'est de nos jours. Si nos Alpes sont un rempart de la France, elle défendra ses boulevards sans alliance. Un tel traité ne serait qu'une source de discorde entre elle et nous. Si elle est puissante, elle nous opprimera; si elle est faible, elle nous entrainera dans sa perte et sacrifiera nos rochers à la conservation de l'Alsace et de la Lorraine"[1]).

Die Antwort des französischen Diplomaten, vom 13. Januar 1776 datiert, behauptet, daß die fremden Kriegsdienste den Schweizern Gelegenheit geben, die zur Verteidigung ihres Landes nötige Kriegskunst zu erlernen; sie werden dadurch von der Last, ein eigenes Heer zu unterhalten, befreit. Politisch seien die französischen Dienste die empfehlenswertesten. Die Freiheiten der Schweizer in Frankreich seien nicht geschmälert worden; nur habe man sie mißbraucht, indem die den Soldaten gewährten Privilegien auch auf die Kaufleute ausgedehnt worden seien. Die Umtriebe de la Bardes von 1653 seien ihm unbekannt; wenn er aber in der Schweiz Bürgerkriege anzufachen versucht habe, so sei dies sicher gegen seine Instruktionen gewesen. Wenn du Luc gegenüber Bern Drohungen ausgesprochen habe, so sei ihm dazu nur zu viel Anlaß gegeben worden, indem Bern dem geschwächten Frankreich gegenüber sehr beleidigend aufgetreten sei. Er werde die Haltung Berns im Jahre 1709, sobald Müller ihn besuche, im einzelnen auseinandersetzen. Jetzt handle es sich nur darum, die Bande der Freundschaft

[1]) J. Georg Müller hat diesen Brief (S. W. XVI, 88 ff.) in das Jahr 1776 gewiesen; aus der Antwort Picamilhs geht hervor, daß er am 22. Dezember 1775 geschrieben worden ist. Müller schrieb am 26. Dezember 1775 an Bonstetten, daß er in diesem Brief nicht seine wahre Meinung enthüllt, sondern nur die Einwürfe, die gegen das Bündnis erhoben werden, zusammengefaßt habe (S. W. XIII, 93).



und guten Nachbarschaft, die zwischen der Schweiz und Frankreich seit drei Jahrhunderten bestehen, neu zu knüpfen. Der Bund von 1715 sei nach dem Bunde Berns mit den Generalstaaten und England abgeschlossen worden; er sei eine notwendige Folge des Schreckens gewesen, den man den Katholiken eingeflößt habe, sowie der Weisheit eines guten Nachbars, der die Schweizer an der gegenseitigen Vernichtung verhindern wollte. Kaiserliche Heere hätten wiederholt das schweizerische Gebiet verletzt, um Frankreich anzugreifen, und auch schweizerische Truppen hätten den Rhein schon angriffsweise gegen Frankreich überschritten. — Picamilh dankt Müller für seine Darlegungen und bittet ihn, ihm die versprochenen Denkschriften über diese Frage mitzuteilen; seiner vollsten Verschwiegenheit könne er versichert sein. —

Die Frage des französischen Bündnisses spielt in der Korrespondenz Müllers mit seinen Schweizer Freunden eine bedeutende Rolle. Es verband sich mit ihr zugleich die Frage über die Revision des Badener Friedens von 1712 und über die Rückerstattung der damals den katholischen Orten entrissenen gemeinen Vogteien. Frankreich bemühte sich eifrig, die reformierten Kantone zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und es waren in der Tat auch reformierte Männer bereit, auf Unterhandlungen in dieser Sache einzutreten, um dadurch die Eintracht unter den Eidgenossen wiederherzustellen und das Vaterland auf die gefahrvollen Zeiten, die bevorstanden, innerlich zu kräftigen. Der Jubel über den Sieg der reformierten Waffen im Toggenburger Kriege war schon lange verhallt; man begann ernstlich jenen Bürgerkrieg für ein Unglück zu betrachten; Müller selbst teilte diese Auffassung und suchte für eine Aussöhnung der konfessionellen Gegensätze zu wirken[1]). Er war für eine Erneuerung des Bündnisses unter bestimmten Vorbehalten eingenommen, während verschiedene seiner Freunde, vor allen Füßli, lebhaft davon abrieten. Die leitenden Politiker in Bern und

[1]) Auch G. E. v. Haller schrieb ihm am 20. Juli 1776: „O welche Freude wär es für mich, den Frieden von 1712 vertilgt zu sehen." Am 24. Dezember 1778 machte er folgende wahrhaft erleuchtete Bemerkung über die Restitution: „Ob ich gleich für dieselbe bin, so begreife ich doch, daß sie mit Recht und auch politisch hat abgeschlagen werden können. Warum sollen wir allein restituiren und Schweiz nicht? warum sollen wir unsere Vortheile aufopfern ohne Nutzen davon zu haben? Wer hat den Defensionsplan verworfen, wer das neue eidgen. Recht? wer hat den goldenen Bund geschlossen, wer den von 1715? Ist Einigkeit zu hoffen, so lang Religion, Regierungsform und Macht verschieden sind? Besser wär es, alle Unterthanen in den Bund aufzunehmen und frey zu machen. Ich rede von den gemeinen Vogteien."



Zürich wollten nichts von Restitution wissen und lieber auf das französische Bündnis verzichten; diesen Standpunkt teilte auch Bonstetten. Auch der greise Bodmer beschäftigte sich noch eifrig mit dieser Frage; in einem Briefe vom 3. August 1776 forderte er Müller auf, ein gutes Werk für die politische Existenz der Schweiz zu tun und eine Antwort auf das „Sendschreiben eines katholischen Ratsgliedes an ein reformiertes Ratsglied" zu verfassen. Der ungenannte Verfasser, vermutlich ein Jünger des Hofes zu Solothurn, vermenge Historie, Satire, Höflichkeit, Freundschaft so fein, daß er viel zu denken aufgebe. „Ich wollte Ihnen, mein Herr, schon danken, wenn Sie uns in einem Lichte vorstellen könnten, in welchem wir mit uns selber besser zufrieden seyn dürften. Wenn es wahr ist, daß unsere politische Existenz precaire ist, so lassen Sie uns sehen, daß wir durch ein Bündniß, das uns zu des Königs protégés macht, nicht noch abhängiger werden. Beweisen Sie uns, daß die franz. Könige in einer ewigen Reihe die Gutherzigkeit haben werden, ihr Arbitrium nimmer zu mißbrauchen. Beweisen Sie, daß Östreich, wenn wir uns seiner Protection vertrauten, derselben Rechtschaffenheit nicht eben so fähig wäre. Beweisen Sie, daß der König uns seinen Schutz, seine Freundschaft, par un amour pur de notre félicité schenke. Lassen Sie sich von Füßli sein Memoire gegen das Bündniß zeigen, und messen Sie seine Gründe gegen die andern in dem Sendschreiben ab; dann lassen Sie die Schnur fallen, wie sie mag. Da ich in procinctu stehe, in einen andern Staat überzugehen, so hab ich wenig partiales Feuer übrig für mein cörperliches Vaterland" [1]).

Auf der Weiterreise verbrachten Müller und Kinloch drei angenehme Tage in Bern mit Bonstetten, Landvogt Tscharner und Stadtbibliothekar Sinner v. Balaigues; dann fuhren sie weiter über Freiburg ins Saanetal nach dem Dorfe Villarvolard oberhalb Corbières, wo der Engländer Boissier mit seiner jungen Frau, einer Pariserin, einen dreimonatlichen Landaufenthalt machte und

---

[1]) Interessante Bemerkungen über die Bündnisfrage finden sich auch in den Briefen des jungen Genfer Advokaten Turrettini an Müller, der im Sommer 1776 mit seinem Vater in eine Reihe Orte reiste, um die Aufnahme Genfs in die Allianz mit Frankreich zu erwirken. Sowohl Turrettini als der Genfer Procureur général Tronchin hofften auf ein Entgegenkommen der reformierten Orte in der Frage der Restitution. Tronchin meinte: „La première loi d'une république foedérative, sa loi constitutionelle et fondamentale devroit être que dans le cas malheureux où ses membres seroient en guerre, tout seroit remis au même état qu'auparavant à l'instant même où la paix se feroit." Tronchin an Müller 26. September 1778.

die beiden, ihm von Genf her bekannten Reisenden mehrere Tage festhielt; sogar ein bal champêtre, an dem auch Müller als Tänzer mitmachen mußte, wurde abgehalten. Hier machte er auch die Bekanntschaft mit dem freiburgischen Landvogt Castellaz, der auf dem Schlosse zu Corbières residierte und mit Müller mehrere Jahre in Briefwechsel blieb[1]). Nun ging's weiter, teils zu Fuß, teils im Wagen oder zu Schiff, über Bulle, Castel St.-Denis und Vevey zurück nach Genf.

Die Wohnung Kinlochs in Chambésy war während seiner Abwesenheit, offenbar auf Veranstaltung von Madame Bonnet, von einem jungen englischen Paar, Herrn Clason und seiner Gattin, bezogen worden, die bei ihrer Ankunft in Genf keine andere Wohnung gefunden hatten; die beiden jungen Freunde fanden nun im gastlichen Hause Bonnets für zwei Monate die liebenswürdigste Aufnahme. Sie nahmen die alten Studien mit neuem Eifer wieder auf. Kurz darauf traf der berühmte Sulzer auf seiner Reise an die Riviera zu kurzer Rast in Genthod ein, „der universalste, tiefsinnigste und liebenswürdigste aller Philosophen, welche ich, außer Herrn Bonnet, gesehen habe. Er geht nach Italien, den Tod im Busen, wo möglich, sich Erleichterung zu verschaffen. Seine Munterkeit in dieser augenscheinlichen Todesgefahr ist der Triumph der Wissenschaften und Tugend"[2]).

Gegen Ende November 1775 kehrten die Freunde wieder in ihr Haus zu Chambésy zurück, mieteten aber dann im Mai 1776 eine andere Wohnung ganz in der Nähe von Bonnets Heim zu Genthod, um ihrem hochverehrten älteren Freunde näher zu sein. In zahlreichen Briefen schildert Müller die Güte Bonnets und seinen vortrefflichen Einfluß auf seinen Geist. So schreibt er an Bonstetten: „Herr Bonnet ist wahrhaftig ein Halbgott; einen praktischeren Philosophen, einen edeldenkenderen und liebenswürdigeren Mann kenne ich weder in der Historie, noch in der Welt, und was das schönste ist, ist, daß alles dieses aus Kraft seiner Philosophie, nicht aus bloßem Triebe geschieht." Und Bonstetten konnte das Glück des Umganges mit dem Philosophen von Genthod wohl schätzen. „Sie wohnen auf einer Goldmine," schrieb er an Müller, „erst wann sie nicht mehr sein wird, werden Sie sich die Augenblicke zurückwünschen, welche Sie sich nicht genug zu nuz gemacht haben."

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 82, 2. Sechs Briefe von Castellaz an Müller 1776 bis 1780.

[2]) Sulzer hielt sich zu Genthod vom 12. bis 16. Oktober 1775 auf. (Sulzers Tagebuch dieser Reise S. 62—67.)

Die Anregungen, die Kinloch und Müller in dieser Zeit von Bonnet erhielten, sind mannigfach; er las mit ihnen seine eigenen Werke, vor allen die „Contemplations", gab ihnen Lektionen über die Psychologie und über Naturgeschichte. Dafür leistete ihm Müller wieder gute Dienste als deutscher, englischer und italienischer Übersetzer; er hat auch Bonnet bestimmt, die neue Ausgabe seiner Werke in Neuenburg erscheinen zu lassen, und er war ihm dabei behilflich.

Selten in seinem Leben hat sich Müller so glücklich gefühlt, wie in diesen anderthalb Jahren seines Zusammenlebens mit Kinloch; frei von ökonomischen Sorgen konnte er ganz den Wissenschaften leben, mit dem Freunde gemeinsam eine überaus umfangreiche Lektüre betreiben, die sich auf die klassische Literatur des Altertums und Werke der Engländer, Franzosen, Italiener, zum Teil auch der Deutschen auf den Gebieten der Geschichte, der Politik, des Staatsrechts und der Volkswirtschaft bezog. Daneben aber förderte er auch seine Arbeit an der Schweizergeschichte. Der anregende Verkehr mit Bonnet, mit der englischen Kolonie und den feinen Zirkeln in Genf wurde fortgesetzt; hervorragende Gelehrte und Künstler, die berühmtesten der französischen Sänger und Schauspieler gingen zu Genthod ein und aus; auch das Theater, das Müller sehr liebte, gehörte zu den Reizen der Stadt Genf. Die Briefe Müllers aus dieser Zeit sind frei von den sonst immer wiederkehrenden Klagen über sein Schicksal. Nur die Sorge, daß dieses schöne, arbeitsfreudige Zusammenleben und Streben von kurzer Dauer sein werde, trübte etwa die Aussicht auf die Zukunft. Denn Kinloch befand sich in einer recht unsicheren Lage. Er war schon als Knabe im Jahr 1768, als in seiner amerikanischen Heimat erst die Anfänge der Opposition gegen das englische Mutterland sich regten, nach Europa gekommen; er war in England unter den Augen seines edlen Vormundes Thomas Boone erzogen worden; der englische Premierminister Lord North, dessen Sohn er einst vom Tod errettet hatte, wollte ihn für den englischen Staatsdienst heranziehen. So war er ein Bewunderer Englands geworden, der anfangs mit dem Aufstande seiner amerikanischen Landsleute nicht einverstanden war. Aber über dem Ozean lebten seine Mutter und Geschwister; dort lagen die bedeutenden Besitzungen seiner Familie; das mußte ihn mit Sorge über das Schicksal seiner nächsten Angehörigen erfüllen. Es ist ein Beweis für die edle Denkungsart Boones, daß er die politische Gesinnung seines Mündels nicht zu beeinflussen suchte und daß er ihn, als er sich endlich doch zur Rückkehr in die Heimat

entschloß, ruhig ziehen ließ, obwohl es nicht zweifelhaft sein konnte, daß sich Kinloch jetzt der Sache seiner Landsleute anschließen werde. — Zur Zeit des Zusammenlebens mit Müller dachte Kinloch allerdings noch nicht an die Heimkehr; er teilte nicht die Ansicht seines Freundes, der schon zu Anfang des Jahres 1775 ihm voraussagte: „Wir sehen beide Revolutionen in den Ländern unserer Väter vor; aber Ihr Land wird dadurch seine Freiheit erwerben, mein Vaterland sie verlieren." Denn Müller glaubte schon frühzeitig an den schließlichen Erfolg der Amerikaner; er bewunderte ihr gleichzeitig kühnes und zielbewußtes Vorgehen. „Moulton, wie ich, ist im Entzücken über Philadelphia; ich laufe Ihnen gewiß einmal aus Ihrem Hemisphärium weg," schrieb er an Bonstetten.

Allerdings kamen nun in diesem Jahre 1775 sehr aufregende Berichte über den Zustand in Carolina nach Genf: es herrsche dort allgemeine Anarchie; die Partei der Rebellen sei zum Äußersten entschlossen; sie wolle die Weiber und Kinder in das Innere schicken und die Stadt Charlestown in einen Trümmerhaufen verwandeln, auf dem sie sich mit den Engländern schlagen wolle. Und in diesem fürchterlichen Lande lebe die edle Mutter seines Freundes, schrieb Müller an Bonstetten, ausgesetzt allem Mutwillen der Soldaten, allen Anfällen der Verwüstung, dem Hunger und Mangel, und es sei wohl möglich, daß er alles verliere. Unter diesen Umständen sei es zweifelhaft, daß er mit Kinloch im nächsten Jahre gemeinsam nach Italien reisen könne; es könnte sogar notwendig sein, daß Kinloch nach Amerika zurückkehren müßte, und dann wäre es möglich, daß er ihn dorthin begleiten werde.

Die unsichere Lage in Amerika verzögerte die schon auf das Frühjahr 1776 in Aussicht genommene Abreise Kinlochs von Genf, und so wurde das Zusammenleben der Freunde noch bis zum Herbst dieses Jahres verlängert. Dem ängstlichen Vater, der von den Plänen des Sohnes gehört hatte, versicherte er, er möge sich nicht wegen Amerikas sorgen, weil Georg III. die Kolonien verheeren lasse. Da die Aussicht, Kinloch auf seiner italienischen Reise begleiten zu können, immer unsicherer wurde, faßte Müller verschiedene Pläne ins Auge: er wollte bei einem jungen Engländer, den ihm Boone auftreiben sollte, eine Gouverneurstelle annehmen und mit ihm womöglich weite Reisen unternehmen; Bonstetten und Trembley rieten ihm an, eine Zeitung zu schreiben, wozu ihm seine Sprachkenntnis sehr nützlich wäre; Trembley meinte, sie würde ihm leicht einige tausend Taler eintragen können. In diesem Schwanken kam ihm Bonnet mit dem hochherzigen An-

erbieten entgegen, er möge sein Haus als sein eigenes ansehen; er werde ihm auch die nötigen Mittel zum Lebensunterhalte zur Verfügung stellen, und Madame Bonnet fügte hinzu, er möge den gemeinsamen Freund Bonstetten so oft und so lange besuchen, als es ihm beliebe; seine Heimat aber sei Genthod. —

Im Mai 1776 reiste Müller mit Kinloch und zwei Engländern, Lord Clive und Fraser, an die Versammlung der Helvetischen Gesellschaft nach Schinznach. Auf der Hinreise wurde dem Zisterzienserkloster St. Urban ein Besuch abgestattet. „Ich habe", berichtet Müller, „einen lustigen Abend zu St. Urban zugebracht und tapfer mit dem Abt und seinen Pfaffen getrunken. Sie haben eine wichtige Bibliothek, solide Nahrung für den Kopf sowohl wie für den Körper." Die Versammlung zu Schinznach vom 20. bis 22. Mai 1776 war die zahlreichste und glänzendste, die bisher abgehalten worden war. Bonstetten war nicht erschienen; dagegen traf Müller dessen Schwager Tscharner und dessen Onkel Wattenwyl von Belp, den er als Verfasser der „Histoire de la Confédération helvétique" hochschätzte und veranlaßte, ihm seine reichen Materialien zur Verfügung zu stellen. Auch mehrere seiner Schaffhauser Landsleute, Altdorfer, Dr. Stokar und der Stadtschreiber Johann Kaspar Stokar, hatten sich in Schinznach eingefunden. —

Die Rückreise erfolgte über Solothurn, den Bielersee, Neuchâtel und die Vallée de Joux. Bald nachher war es entschieden, daß es die Verhältnisse Kinlochs nicht erlauben würden, Müller nach Italien mitzunehmen; er mußte sich entschließen, allein zu reisen, dem Schicksal zürnend, weil es ihn nicht für den Freund reich gemacht habe.

Am 12. Oktober trat Kinloch seine Reise an; Müller tröstete sich damit, daß sein Freund in allen Weltteilen ihm angehöre; ihre Personen mögen getrennt werden, nicht aber ihre Gemüter. In der Tat ist die Freundschaft, die Müller „die siebenzehn schönsten Monate" seines Lebens verschafft hatte, wie er an Füßli schrieb, durch das ganze Leben erhalten geblieben.

Während nun der junge Amerikaner Italien „mit den Augen eines würdigen Schülers der Alten, mit derselben Geist, mit dem Geschmack des Herzens und der Empfindlichkeit eines edelmüthigen Jünglings" durchreiste[1]) und dem in Genf zurückgebliebenen

---

[1]) Die Reise ging über Chambéry und den Mont Cenis nach Turin, Mailand, Piacenza, Parma, Modena, Florenz, Rom nach Neapel und zurück über Rom, Bologna, Venedig, Genua, Marseille und Lyon.

Freunde häufige und inhaltsreiche Briefe[1]) zuschickte, „voll Einbildung, Herz, Gelehrsamkeit und Geist", lebte Müller als Hausgenosse bei den Weisen zu Genthod. „Du kennst seinen Geist aus seinen Schriften," schrieb er damals über Bonnet an Füßli, „seine Lebensbeschreibung wäre seine Lobrede und eine Ehre für die Menschheit, weil sie die Historie der Wohlthätigkeit, der Uneigennützigkeit, der Wahrheitsliebe und Gastfreyheit wäre."

Es war wieder eine Zeit eifriger und erfolgreicher Arbeit, vor allem an der Schweizergeschichte, wobei der liebenswürdige und geistvolle Genfer Philosoph seinem jungen Freunde mit weisem Rate zur Seite stand.

Im März 1777 kehrte Kinloch über Marseille und Lyon zu einem kurzen Aufenthalte wieder nach Genf zurück; er hatte am 13. März von Lyon aus dem Freunde seine baldige Ankunft angezeigt; Müller reiste ihm eine Strecke weit entgegen, um das Wiedersehen zu beschleunigen. Kinloch blieb nur einige Tage zu Genthod; Müller begleitete ihn auf der Weiterreise noch bis Lyon; dort nahmen sie Abschied voneinander; erst nach 27 Jahren sollten sie sich wiedersehen. Kinloch reiste über Paris, Calais und Dover nach London, wo er bis zum folgenden Frühling blieb. Seine Anstellung im englischen Staatsdienst verzögerte sich, so daß er sich im April 1778 zur Rückkehr in die Heimat entschloß, wo er persönlichen Anteil an den kriegerischen Unternehmungen seiner Landsleute nahm und sich durch Tapferkeit und Umsicht auszeichnete.

Müller war nach Genthod zurückgekehrt; wechselnde Pläne beschäftigten ihn in dieser Zeit. Einerseits machte ihm Lord Clive den Vorschlag, ihn nach England mitzunehmen; anderseits suchte ihn der Bankier Haller, ein Sohn des großen Haller, nach Paris zu ziehen, indem er ihm seine Gastfreundschaft anbot[2]). Müller fühlte sich vornehmlich nach England gezogen, weil er die Grundlagen des englischen Staates an Ort und Stelle kennen lernen wollte; auch hätte er dort seinen Kinloch wiedergefunden. Da-

[1]) Die Briefe Kinlochs an Müller: Schaffh. St.-B. Müll. 85. 127 N. 1776 bis 1806. Der Briefwechsel wurde vor allem während der italienischen Reise sehr lebhaft geführt; öfters wurden in einer einzigen Woche mehrere Briefe gewechselt. Auch noch von England aus schrieb Kinloch 1777/78 fleißig an den Freund und erhielt ebenso häufige Antworten. Von der Rückreise Kinlochs nach Amerika gegen Ende April 1778 an tritt eine lange Pause ein; zweifellos sind mehrere Briefe verloren gegangen. Von 1783 an wurde die Korrespondenz wieder aufgenommen und bis 1806 fortgeführt.

[2]) Briefe von Haller in Paris an Müller. Schaffh. St.-B. Müll. 87. 1777 bis 1785. 9 N.



gegen sprachen sich verschiedene Freunde Müllers, Bonstetten und Hauptmann v. Peyer, für Paris aus[1]). Auf den Rat Bonstettens, den er in Valeyres aufsuchte, entschloß er sich, vorläufig in der Schweiz zu bleiben und seinen „Rekommandationsbrief", das ist den ersten Band seines Werkes drucken zu lassen. Damit er in vollständiger Unabhängigkeit, nur mit seinen Gedanken beschäftigt, arbeiten könne, bot ihm Bonstetten sein Haus vor den Toren Berns als Zufluchtstätte an; dort sollte er die letzte Hand an sein Werk legen und den in Bern beabsichtigten Druck überwachen. —

Während dieses Berner Aufenthaltes im Sommer 1777 hatte Müller Gelegenheit, seiner Vaterstadt einen kleinen Dienst zu leisten. Damals reiste Kaiser Joseph II. auf der Rückkehr von Paris durch die Schweiz, über Genf, Lausanne, Bern, Basel und Schaffhausen nach Konstanz. Müller berichtete seinem Gönner Peyer in mehreren Briefen über die Empfangsfeierlichkeiten und die Beobachtungen, die man in Genf, Lausanne und Bern beim Besuche des Kaisers gemacht hatte; er beschwor seine Mitbürger, den Kaiser nicht durch die lästige Aufdringlichkeit, die ihn überall abgestoßen habe, zu beleidigen. Wirklich scheint man in Schaffhausen, als der Kaiser am 26. Juli durchreiste und den Rheinfall und die Grubenmannische Rheinbrücke bewunderte, diesen Fehler vermieden zu haben[2]). Müller glaubte, es wäre von Nutzen, wenn er in seiner Geschichte gelegentlich eine Bemerkung einflechten würde über die Notwendigkeit, das Zeremoniell bei der Reise fremder Fürsten durch die Schweiz zu regeln.

Müller war zunächst entschlossen, den ersten Band seines Werkes abzuschließen; er hoffte damit bis Anfang 1778 zu Ende zu kommen; über die weitere Gestaltung seines Geschicks aber schmiedete er die verschiedensten Pläne: Übersiedlung nach Paris, nach England, ja sogar nach Amerika, wozu ihn neuerdings Kinloch ermuntert hatte, Zusammenleben mit Bonstetten, der die Landvogteistelle von Locarno in den ennetbirgischen Vogteien oder diejenige von Nyon zu erlangen hoffte, Bewerbung um eine Anstellung in Berlin, alles wurde ins Auge gefaßt. Daneben tauchte im Spätherbst, durch die drohende Zurücksetzung des alten Vaters hervorgerufen, auch der Gedanke der Rückkehr in die Vaterstadt wieder auf[3]).

---

[1]) Müller an Peyer 27. Juni 1777; Antwort Peyers vom 8. Juli 1777.

[2]) Peyer schildert in einem Briefe vom 27. Juli 1777 eingehend die Durchreise des Kaisers.

[3]) Oben S. 186.

Seine Schaffhauser Freunde und Gönner, Peyer, Seckelmeister Stokar, Statthalter Keller, Bürgermeister Meyer bemühten sich, ihm ein Staatsamt zu verschaffen; zunächst war die ehrenvolle Stelle des Stadtschreibers für ihn in Aussicht genommen; Stokar hatte schon auf der Schinznacher Versammlung von 1776 darüber mit Müller unterhandelt; aber bei der Wahl erhielt er nur drei Stimmen, was ihn tief verletzte. Der Statthalter Keller suchte ihn nun zu bestimmen, um die Landvogteistelle über das Schaffhauser Städtchen Neunkirch zu losen[1]); nach einigem Schwanken aber verzichtete Müller darauf; Bonstetten hatte ihm eifrig abgeraten, sich in der Vaterstadt Fesseln anlegen zu lassen; als die Gefahr abgewendet war, schrieb er an den Freund: „Deine Vogtey liegt nun in Aschen. Oft hast du übermäßige Ruhmbegierde, und sprichst zu viel von Ruhm, und gar oft, wie hier, willst du in die tiefste Vergessenheit hinabtaumeln. Dein Leben soll seyn große Gedanken; diese findest du in Unabhängigkeit, in der Einsamkeit, in der großen Welt auf weiten Scenen und nicht auf einem Neukirch, wo Vetter und Base und das ganze Gepäcke hinzuschwärmt zu schmausen." —

Vom Frühling bis gegen den Schluß des Jahres 1777 blieb Müller dem gastlichen Hause Bonnets fern; er scheint schon jetzt die dort genossene Gastfreundschaft als eine schimpfliche Abhängigkeit empfunden zu haben, die er zu lösen bestrebt war[2]). Dagegen war er in dieser Zeit der Gast Bonstettens, teilweise in Bern, teilweise zu Valeyres. Neben kleinen Ausflügen in die Umgebungen Berns und in den Jura, welche die fleißige Arbeit angenehm unterbrachen, unternahmen Bonstetten, Trembley und Müller vom 20. September bis 5. Oktober 1777 eine größere Schweizerreise über Gümminen, Thun, Brienz, das Haslital, Gadmen, den Sustenpaß, das Maiental, Wassen, das Urserental, über den Gotthard nach Bellinzona und Locarno, die Borromäischen Inseln, Domo d'Ossola, über den Simplon nach Brig, und das Wallis hinunter bis Leuk, dann über die Gemmi nach Adelboden, hinüber nach Lenk ins Simmental, über Zweisimmen nach Saanen und Rougemont, endlich über den Col de Jaman nach Vevey und über Lausanne

[1]) Briefe Kellers an Müller. Schaffh. St.-B. Müll. 88, 2; Briefe des Bürgermeisters Meyer ebenda 88, 1.

[2]) Bonnet an Müller 17. Juni 1777: „Vous préferez de nous quitter, et peut-être pour toujours. Vous affligez l'ame de cet ami que vous cherissez et qui vous cherit et vous cherira jusqu'au tombeau. Que vous êtes précipité dans vos résolutions!"

nach Valeyres zurück. Müller hat über diese Reise einen Bericht auf 18 Folioseiten in seiner abgekürzten Schrift verfaßt[1]).

Er blieb in Valeyres bis Ende November 1777; dann kehrte er nach Genf zurück, wo er neuerdings die Gastfreundschaft Bonnets in Anspruch nahm; daneben suchte ihn auch der Procureur général Tronchin an sich zu ziehen, indem er ihn in die verwickelten Verhältnisse der Genfer Politik einweihte und sich mehr und mehr an den Verkehr mit dem jungen, lebhaften Gelehrten gewöhnte. Wie Bonstetten, riet Tronchin vor allem für einen Aufenthalt Müllers in Paris; er wollte ihm Empfehlungen an die Herzogin d'Anville, an den Herzog de la Rochefoucauld, an Condorcet, an den Abbé de Mably mitgeben; auch sein damals in Paris lebender Bruder werde sich seiner annehmen. Trembley und Bonnet dagegen waren der Ansicht, er solle sich zuerst durch sein Buch, das auch in französischer Sprache erscheinen sollte, einen Namen machen, bevor er sich in Paris vorstelle; in Genf könne er sich durch Vorlesungen in der guten Gesellschaft leicht so viel erwerben, um unabhängig leben zu können. Müller konnte sich mit diesem Gedanken nicht so leicht befreunden, wie er sich unverhohlen gegenüber Bonstetten aussprach: „Ich sehe eine große Laufbahn und gräme mich, daß ich die Vollkommenheit nie werde erreichen können, ob ich wohl in der ganzen Kraft meiner Jugend bin; denn in meinem Lauf hemmen mich Sorgen und Langeweile. Meinen Geschmack zu befestigen, sollte ich die Alten lesen und mich in einen von ihnen verwandeln; aber ich muß die Neuern studieren, weil ich werde müssen Vorlesungen halten um Brod. Ich bedarf der Schauspiele der großen Politik und des Umgangs mit Offizieren und Staatsbedienten, aber in dieser Stadt ist allein Geist, und über dieses die Anmuth nicht, welche den Umgang zu einer Wollust macht. Du sollst sehen, ob ich nicht etwas thun werde, wenn ich einst meinen wahren Standort gefunden habe und wenn ich das Glück genießen werde, einen Plan befolgen zu können, dictirt von meinem Geist und nicht von meinem Beutel."

Bonnet suchte Müller auch durch eine andere wissenschaftliche Arbeit in Genf festzuhalten, durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Albrecht v. Haller. Die Arbeit wurde von Müller selbst auf zwei Jahre berechnet, aber trotz wiederholter Anregung Bonnets schließlich fallen gelassen;

[1]) Tagebuch einer Schweizerreise. 20. September bis 5. Oktober 1777, abgedruckt S. W. XXVII, 124 ff.

Müller fand mit Recht, daß sie von seinem Lebenszwecke zu weit abliege[1]).

Auf den September war die Ankunft der Herzogin d'Anville in Genf erwartet; sie sollte über Müllers nächstes Schicksal entscheiden. Inzwischen wurden wieder kleinere Reisen unternommen, von denen er immer mit neuen Materialien zurückkehrte; so reiste er von Valeyres aus im Juni 1778 nach Saanen und durch das ganze bernische Gebiet der früheren Grafschaft Greierz; auf der Heimreise verweilte er sechs Tage in Freiburg und feierte dort den Gedenktag der Schlacht bei Murten (22. Juni); bei Castellaz erhielt er wertvolle Belehrung über die Freiburger Verhältnisse. Die beginnende Abneigung gegen die Genfer Gesellschaft war durch seine Beobachtungen im Saanetale verstärkt worden. Nach seiner Rückkehr schrieb er an Bonstetten: „In den Ländern, aus welchen ich herkomme, habe ich die kunstlose Schönheit so stark empfunden, daß mir nun der Esprit der Genfer unerträglich ist, und auch der alte Homerus, die großen Männer des Kaisers Augustus, Hume, Montesquieu würden in dem Gsteig lieber gelebt haben, als in den après-dîners."

Im Sommer 1778 kamen von Schaffhausen sehr beunruhigende Nachrichten über den Gesundheitszustand des Vaters; Müller geriet dadurch in die größte Aufregung; sein Herz zog ihn an das Krankenbett des Vaters, aber die Furcht, er möchte den Bitten des sterbenden Mannes nicht widerstehen können und sich zu einem Versprechen, das ihn nachher reuen werde, hinreißen lassen, hielt ihn zurück[2]). Er wurde durch diese Ungewißheit gemütlich so sehr angegriffen, daß er sich auf den Rat Bonstettens zu einem kurzen Landaufenthalt in Rougemont entschloß, nachdem er durch den Arzt in Schaffhausen die Versicherung erhalten hatte, daß keine unmittelbare Lebensgefahr bestehe und daß er seinen Besuch auf den Herbst verschieben könne. Bonstetten selbst wandte sich in einem Briefe an den Bruder Müllers, in welchem er den Gemütszustand des

[1]) Während des zweiten Genfer Aufenthaltes wurde der Gedanke von Müller wieder aufgenommen. Er verfaßte am 1. Oktober 1784 eine Ankündigung dieser Publikation (Schaffh. M.-B. 151, 52, etwas verändert abgedruckt S. W. XI, 431 f.). Aber der Druck kam nicht zu stande, weil sie durch den Pariser Verleger abgelehnt wurde. Haller an Müller 17. Mai und 18. September 1785.

[2]) Schon am 28. Juli hatte Tronchin geraten, er möge zu seinem kranken Vater eilen, aber sich durch nichts von seinem Ziele abdrängen lassen. „Il faut que le poirier porte des poires et que Vous, Vous fassiez des histoires. La nature Vous y déstine, et ce n'est guères qu'au prix du bonheur que l'on contrarie une déstination marquée."

Freundes schilderte und seine Angehörigen beschwor, seinem Glücke nicht hindernd in den Weg zu treten, worauf von J. Georg Müller die Antwort kam, die Eltern werden sich den Plänen des Sohnes nicht widersetzen[1]).

Von Rougemont begleitete Müller die beiden Engländer Garnet und Randolph auf dem ihm wohlbekannten Wege über Saanen und Zweisimmen nach Thun, dann über den Brünig nach Kerns, von dort über Wolfenschießen ins Kloster Engelberg hinauf und über den Surenenpaß ins Reußtal an den Urnersee und über Brunnen nach Schwyz, nach Art und über den Zugersee zur hohlen Gasse und über Küßnacht nach Luzern, von wo seine beiden Begleiter weiterreisten, während er selbst noch fünf Tage dort blieb und vor allem mit dem päpstlichen Nuntius Caprara verkehrte, den er als „einen gelehrten und geistreichen Prälaten, einen ungemein liebenswürdigen Mann von edeln und simplen Manieren, ohne Aberglauben, mit einem Wort als einen Mann, wie die großen Herren gemeiniglich sind oder seyn sollten," rühmte.

Während Müller sich auf der Rückreise noch einige Wochen zu Valeyres bei Frau v. Bonstetten aufhielt, war die Herzogin d'Anville in Genf eingetroffen; Tronchin hatte ihr Müller lebhaft empfohlen; er sollte sie am 20. oder 21. September zu Yverdon finden und dann als Reisebegleiter durch einen großen Teil der Schweiz führen. Aber die Abreise der Herzogin von Genf verzögerte sich von Woche zu Woche, und da die Berichte über den Gesundheitszustand des Vaters immer ungünstiger lauteten, reiste Müller jetzt ungesäumt nach Schaffhausen. Er wurde im Vaterhause von Eltern und Geschwistern aufs liebreichste empfangen. Der Zustand des Vaters, der an der Wassersucht litt, ließ für die nächste Zukunft noch nicht das Schlimmste befürchten; der Arzt machte sogar die Hoffnung, daß der Kranke den Winter noch überleben werde. Müller wurde durch den Anblick des leidenden Vaters tief ergriffen; seine Kindesliebe regte sich mächtig. „Ich liebe ihn doppelt in dieser Noth, und ich beweine seinen Unfall. Sein Anblick ist ehrwürdig, wegen seiner Geduld und Stärke in der Erwartung der letzten Stunde. Heute, wie er in der Noth bisweilen thut, hat er seinen Abschied genommen, und ich habe ihm in heißen Thränen zugesagt, meine Mutter nie zu versäumen und meine Schwester und meinen Bruder immer zu lieben. Von ihm flossen Thränen, nicht vor Todesfurcht, sondern

[1]) Der Brief Bonstettens an J. Georg Müller vom 2. September 1778 und die Antwort darauf vom 27. September: Schaffh. M.-B. 151, 69.



vor Freude und Vergnügen über meinen Ernst hierin; ich sehe, daß in der That mein Vater ein sehr rechtschaffener Mann ist."

Müller fand bei verschiedenen hochgestellten Männern seiner Vaterstadt ein so liebenswürdiges Entgegenkommen, daß Bonstetten sich veranlaßt sah, ihm ernstlich abzuraten, sich in Schaffhausen zurückhalten zu lassen[1]), denn sein dortiges Wohlsein könne nicht von Dauer sein. Er meint, Bonnet tadle an ihm mit Recht die Wandelbarkeit. Er hatte damit die schwache Stelle Müllers berührt, und dieser schrieb gereizt zurück, ein Mann, der seit mehr als zwanzig Jahren mit dem gleichen Eifer dieselbe Wissenschaft betreibe und seit acht Jahren unablässig für ein großes Werk sammle, verdiene diesen Vorwurf nicht, und gerade in der jetzigen Lage sollte ihn der Freund mit solchen Verweisen nicht kränken. Bonnet halte es für Versatilité, wenn man nicht unaufhörlich auf dem gleichen Fleck sitze und esse und schlafe und schreibe. —

Die Befürchtung Bonstettens, Müller werde sich zum Verbleiben in Schaffhausen entschließen, war nicht berechtigt. Sein Aufenthalt wurde ihm bei dem Mangel an der gewohnten Beschäftigung bald zur Qual. „Gewöhnlich sterbe ich täglich drei- bis viermal vor todtlanger Weile, besonders wenn ich am Abend heimkomme und nichts als Elend, Jammer und unheilbare Noth um mich herum ist." In dieser Stimmung schrieb er an Bonstetten eine sehr abfällige Schilderung über die trostlose Versumpfung in allen Lebensgebieten der Vaterstadt, die ihm den Gedanken, jemals eine Stelle in einem solchen Staatswesen anzunehmen, völlig benommen habe[2]).

Die Krankheit des Vaters zog sich in die Länge; er drängte nun selbst den Sohn zur Abreise. Am 1. November 1778 nahm Müller den letzten Abschied von dem Kranken; auf ein Wiedersehen in diesem Leben konnte er nicht mehr hoffen. Nun eilte er über Zürich, Bern und Freiburg zuerst in die Arme seines Bonstetten nach Valeyres. Am 11. November schrieb er von dort aus an die Mutter einen zärtlichen Brief: „Als ich Herrn v. Bonstetten erzählte, auf was Art ich bei Euch gelebt habe, besonders aber wie unser lieber Papa am letzten Morgen mit mir gesprochen habe, wurde er außerordentlich gerührt. In Wahrheit, Mama, könnet

---

[1]) In dem Brief S. W. IV, 119, Anmerkung, den J. Georg Müller dem Winter 1773 zuweist, der aber sicher erst dem Oktober 1778 angehört.

[2]) Müller bedauerte später sehr, daß dieser Brief, ganz aus dem Zusammenhang gerissen, in der Züricher Zeitung abgedruckt worden war; er stellte eine Berichtigung in Aussicht. Müller an den Bruder Juli 1802, S. W. VII, 35.

Ihr den Papa auf das allergewissesfte versichern, daß von denselben Worten am letzten Morgen kein Einiges auf die Erde gefallen ist und ich alle aufbewahre für mein Lebelang. Also könnet Ihr Euch vorstellen, mit welcher Freude ich seine Genesung als die Erhörung meiner eifrigsten Wünsche vernehmen würde; da ich aber wohl gesehen habe, daß Er überhaupt für Euch mehr als für seinen eigenen Zustand besorget ist, bitte ich Euch zu glauben und ihn dessen zu versichern, daß von meiner Seite kindliche Dankbarkeit und Liebe meiner Mama, so lang sie lebt, nie mangeln sollen, und ich hierin sowohl mein Gefühl als das Andenken dieses so sorgfältigen, gütigen und frommen Vaters allezeit vor Augen haben werde." —

Am 15. November reiste Müller in Begleitung eines Offiziers vom Regiment Erlach, Herrn v. Muralt, nach Genf, wo er am folgenden Tage ankam und von Bonnet mit alter Freundschaft aufgenommen wurde. Er hatte sich nun doch dazu entschlossen, während des Winters vor einem gewählten Auditorium Vorträge über die Weltgeschichte zu halten, und Bonnet hatte ihm vorausgesagt, er werde damit großen Erfolg haben. „Vous serés surement très recherché. Votre Histoire sera toute-vivante; celle des $^{99}/_{100}$ des Maîtres est morte"[1]).

Schon am Tage nach seiner Rückkehr erhielt Müller den Besuch des Procureur général Tronchin, der mit ihm den Plan für die Vorlesungen besprach und ihn billigte. Müller wollte in fünf wöchentlichen Stunden einen „Abriß der Staaten- und Kriegskunst Roms, der Verfassungen der alten Völker, des Ursprungs der modernen Staaten, der Veränderungen in der Welt, im Finanz- und Militärwesen, im Glauben und der Sitte, endlich des gegenwärtigen Zustandes der vornehmsten Staaten" vortragen. Tronchin hielt ihm vor, daß er für die Wissenschaften geboren sei und in keinem anderen Geschäfte sein Glück und seinen Ruhm finden werde; deswegen solle er auf die veränderliche Gunst des Volkes verzichten und sein Glück nicht von fremdem Willen abhängig machen; er wies ihn auf die Größe und Schönheit seines Planes, die Taten der Väter, die Geschichten Italiens, den Zustand von Europa der Nachwelt schriftlich zu hinterlassen und künftige Völker durch die uralte Erfahrung von ihrem Wohl zu unterrichten. Zugleich lud er ihn ein, zu ihm auf die Boissière zu ziehen; für die Tage seiner Vorlesungen stellte er ihm auch ein Zimmer in der Stadt zur Verfügung; wenn Müller sich durch seine Vorlesungen bekannt gemacht habe, wolle er ihm

[1]) Bonnet an Müller 14. Oktober 1778.

den Titel eines Professors des öffentlichen Rechts zu Genf, den der Vater des Ministers Necker geführt habe, verschaffen.

Müller nahm das ehrenvolle Anerbieten des angesehenen Staatsmannes umso lieber an, als es ihn schon seit längerer Zeit quälte, immer von neuem die Gastfreundschaft Bonnets in Anspruch nehmen zu müssen. Tronchin gegenüber gedachte er sich dankbar zu erweisen, indem er sich auf dessen Wunsch bereit erklärte, den dritten Teil der Geschichte Hessens, an deren Beendigung Professor Mallet in Genf durch Krankheit verhindert war, abzuschließen. Tronchin dachte auch an die finanzielle Sicherstellung Müllers; er riet ihm an, eine französische Leibrente zu nehmen, da diese Art von Einkommen für Gelehrte die empfehlenswerteste sei; er anerbot sich, ihm zu diesem Zwecke 10 000 Franken zu leihen; bis Müller die Schuld zurückzahlen könne, würde Tronchin die Rente selbst beziehen. Hocherfreut war vor allem Bonstetten über das hochherzige Anerbieten Tronchins.

Müller selbst hat später sein Verhältnis zu Tronchin geschildert: „Zu Genf hatte Müller sich mehr und mehr dem gewesenen Generalprocurator Roberten Tronchin, Jakobs älterm Bruder, angeschlossen, einem Manne, den Alten (vielleicht Perikles in einigem) vergleichbar; dieselbe olympische Gravität, vorzügliche Beredsamkeit, welche auch donnern konnte, tiefe Kenntniß der Verfassungen, Geist und Geschmack, wie jene Männer in des großen Ludewigs Zeit, hochgesinnt, und so trocken, ja stolz er scheinen mochte, innerlich sehr gut. Mit ihm hat in verschiedenen Zeiten Johannes Müller mehrere Jahre zugebracht, so und nicht anders als wie römische Jünglinge bei großen Senatoren, den Orakeln des Rechts, die Geheimnisse der Geschäftsführung, die Grundfesten des gemeinen Wesens zu ergründen bemühet waren."

Auf der Boissière ging er nun eifrig an die Ausarbeitung seiner Vorlesungen, nicht ohne ernstliche Bedenken, da er sich seiner Aufgabe kaum gewachsen fühlte. Von Tagesanbruch bis zwei Uhr Mittags arbeitete er ununterbrochen; dann folgte das Mittagessen; bis vier Uhr widmete er sich der Gesellschaft, setzte dann bis zum Nachtessen die Arbeit fort und nahm sie oft noch bis in die tiefe Nacht hinein von neuem auf. Die rege Tätigkeit befriedigte ihn. „Seit ich hier bin in 14 Tagen," schrieb er an Bonstetten, „habe ich 236 Seiten Auszüge geschrieben und werde dieses immer können, wenn ich einen Theil der verlornen Zeit anwende zum Ausarbeiten. Überhaupt ist schwer auszudrücken, wie vergnügt ich in aller Absicht

und über alles bin." Er bedauerte nur, daß auch auf der Boissière der Tag nicht über 24 Stunden lang sei. —

Die Vorlesungen begannen noch vor Jahresschluß, am 21. Dezember 1778. Müller rechnete auf eine Einnahme von 30 Louisdor; aber er freute sich mehr der Sache als der Belohnung wegen; wenn es ihm später einmal die Verhältnisse erlauben, so werde er bisweilen ohne Entgelt öffentlich lehren. Tronchin hatte nicht bloß einen Saal in seinem Stadthause dazu eingeräumt, sondern er kaufte auch alle französischen Bücher an, die Müller wünschte. Dieser bereitete sich sorgfältig vor, indem er die Vorlesungen größtenteils schriftlich ausarbeitete, um die richtigen französischen Ausdrücke zu finden. Allerdings erregte ihm diese Arbeit große Bedenken, da er sie als einen Raub an seiner kostbaren Zeit betrachtete. Doch wurde er bald durch den Beifall seiner Zuhörer aufgemuntert. „Niemals ist etwas glücklicher unternommen worden als mein Collegium," schrieb er nach 14 Tagen sowohl an Bonstetten als nach Hause. „Schon nach wenig Vorlesungen fanden sich 13 Zuhörer ein, alle immer aufmerksam; viele fragen sehr geschickt, ja gelehrt, bezeugen mir Achtung und Liebe und begeistern mich dadurch so, daß ich in den Vorlesungen alle Gemüthsbewegungen, die ich hervorbringen will, erst an mir selbst fühle." Müller selbst söhnte sich mit dieser Arbeit aus, weil sie sein Verständnis für alle historischen Vorgänge befördere. „Übrigens bringt alles dieses meine eigenen Begriffe von vielen Sachen in eine bestimmtere Ordnung. Zugleich nöthigt es mich zu einem Studium, ohne welches nicht leicht auch nur die Historie von Gersau gut beschrieben werden mag, zum Studium aller Jahrhunderte und aller Welt, welches die Begriffe erweitert und allen besondern Geschäften Licht mittheilt. — Es ist ein unbeschreibliches Vergnügen, alle Zeiten und alle Völker zu durchwandern und auf dem ganzen Erdboden alles nach und nach hell zu machen, so daß man überall zu Hause sey. Der Schweizerhistorie ist es von großem Nutzen; ich sehe nun einen ausgedehnteren Kreis und bemerke besser, was zur Kenntniß unserer Länder nöthig ist; nun werde ich z. E. die alte Periode vor der Freiheit viel kürzer und besser machen."

Allerdings fehlte auch der Ärger nicht. Ein strenggläubiger Zuhörer Müllers hatte Bonnet mitgeteilt, daß Müller in einer Vorlesung über Religionsgeschichte sich öffentlich zum Unglauben bekannt und äußerst schlimme Grundsätze gelehrt habe, worüber man sich umsomehr aufhalte, weil er Bonnets Hausgenosse gewesen sei. Bonnet stellte Müller hierüber zur Rede und verwies ihm vor allem,

daß er die Reformation „malheureuse“ genannt habe. Müller wurde durch den Eifer Bonnets sehr erregt und erklärte am nächsten Tage seinen Zuhörern, er werde in Zukunft nur noch die Stellen aus seinen Quellen vortragen und keine eigenen Gedanken beifügen, da er sich nicht auf Zänkereien einlassen wolle; daß er die Reformation deswegen, weil sie die Schweiz getrennt habe, für dieses Land hierin unglücklich genannt habe, sei geschehen, weil er nicht gewußt habe, daß Calvinus zu Genf Gott sei. Darauf hielt er eine Vorlesung aus Strabo und Plinius. Die Zuhörer aber baten ihn, er möge sie nicht die Tat eines einzigen entgelten lassen. Müller war über die Vorwürfe Bonnets sehr ungehalten, während Tronchin die angefochtenen Äußerungen Müllers fast noch für zu christlich hielt. —

Inzwischen kamen über die Krankheit des Vaters immer trostlosere Berichte. Am 11. Februar 1779 schrieb Müller seinem jüngeren Bruder, die schlimmen Nachrichten ergreifen ihn so sehr, daß er seine Arbeit verdoppeln müsse, um den trüben Gedanken zu entfliehen. „Das Herz bricht mir und meine Augen werden durch die Thränen verfinstert. Es ist ein entsetzlicher Gedanke, einen Vater zu verlieren und ihm in der letzten Stunde die letzten Dienste nicht erweisen zu können.“

Als dieser Brief in Schaffhausen ankam, hatte der gute Mann ausgelitten; am 12. Februar war er von seinen langen, mit bewunderungswürdiger Geduld ertragenen Leiden erlöst worden. In einem rührenden Schreiben machte die trauernde Mutter dem abwesenden Sohne Mitteilung von der Leidensgeschichte des Vaters. Müller wurde von der allerdings nicht unerwarteten Nachricht schmerzlich betroffen; denn wenn sich auch Vater und Sohn öfters nicht verstanden hatten, so hatte gerade der letzte Aufenthalt Müllers in Schaffhausen seine kindliche Liebe von neuem wachgerufen. Er bedauerte aufrichtig, daß er dem Vater seine Kindespflicht nicht habe abstatten können. Die geliebte Mutter suchte er durch einen zärtlichen Trostbrief aufzurichten. Sie solle ihr Leid mäßigen und sich ihren Kindern erhalten[1]). In einem zweiten Briefe ermahnte er sie, ihre frohe Gemütsart, die sie von ihrem Vater ererbt, auch nach diesem Trauerfall zu bewahren; er werde mit ihr in lebhafter Verbindung bleiben und sich ihrer und seiner jüngeren Geschwister nach Kräften annehmen. Er bat sie aber auch, unter den Briefen, die er dem Vater geschrieben habe, diejenigen zu vernichten, die

[1]) Müller an die Mutter den 19. Februar 1779. Privatbesitz in Basel.

ärgerliche Dinge enthalten, denn er und der Vater hätten sich öfters nicht verstanden; er sei in seinem jugendlichen Feuer oft zu weit gegangen und der gute Vater habe die Sorge manchmal zu weit getrieben. Von diesen Dingen möge kein Denkmal erhalten bleiben[1]).

Müller war durch die Verpflichtung seiner Vorlesungen in Genf verhindert, der schwer betroffenen Mutter sofort an die Seite zu eilen; aber er war aufrichtig bestrebt, ihr alles zu erweisen, was Herz und Pflicht ihm befehlen würden. Er wollte ihr sogar das Opfer seines Glückes bringen und nach Schaffhausen zurückkehren, wenn sie es verlange. Seines jüngeren Bruders nahm er sich liebevoll an. Noch zu Lebzeiten des Vaters hatte er dessen sehnlichen Wunsch, das erste Jahr seiner Studien in Zürich im Verkehr mit Lavater, Häfeli und Pfenninger zubringen zu dürfen, kräftig befürwortet und die Zustimmung der Eltern erwirkt. Nachdem nun der Bruder im Frühling 1779 wirklich zu Häfeli nach Zürich übergesiedelt war, unterstützte er ihn mit Geldmitteln[2]) und weisen Lehren; er erneuerte den Rat, seine Studien nach einem festen Ziel zu richten; er ermahnte ihn, genaue Rechnung zu führen und sich vor Schuldenmachen zu hüten; er selbst sei durch die Nichtbefolgung dieses Grundsatzes schon in große Verlegenheit gekommen. Er solle nichts tun, was er einst in seiner Sterbestunde bereuen müßte oder was er am Sterbebette des Vaters hätte beklagen müssen. Er erkundigte sich angelegentlich bei den Lehrern des Bruders über dessen Fortschritte und freute sich herzlich über die vortrefflichen Berichte, die ihm darüber zukamen[3]).

Müller fand bei seinen Bekannten in Genf aufrichtiges Beileid. Sein Herzensfreund Bonstetten schrieb ihm von Rougemont aus, wo er eben die Statthalterschaft über die Landvogtei Saanen an Stelle seines verstorbenen Schwiegervaters v. Wattenwyl übernommen hatte: „Tous les evenemens heureux et malheureux ne serviront qu'à nous raprocher l'un de l'autre; cette consideration fera toujours notre bonheur; elle adoucira nos peines, elle étendra notre bonheur. On perd toujours beaucoup lorsqu'on perd un

[1]) Ebenso 26. Februar und 5. März 1779.

[2]) J. Georg Müller schrieb am 15. März 1780 dem Bruder: „Du theilst mit mir dein Glück und dein Herz — das letztere kann ich auch, das erstere noch nicht." Oft dankt der jüngere Bruder dem älteren für seine reichen Geschenke und Wohltaten.

[3]) Müller an Häfeli 2. März 1780. Die Antwort Häfelis vom 13. März 1780 enthält ein begeistertes Lob des jungen Mannes, der damals im Begriffe stand, nach Göttingen abzureisen. Schaffh. St.-B. Müll. 91.

Pere. Leur amitié est toujours la meilleure amitié quoiqu'elle se trouve rarement dans la meilleure des formes. Mais les etudes nous elèvent au dessus des Evenemens de la vie; c'est le seul bien avec l'amitié qui s'accroisse par les jouissances, en nous donnant un bonheur pour toute une vie, semblant nous en promettre encore pour l'Eternité même"[1]).

Den besten Trost fand Müller in der Arbeit; sie betrachtete er als das wirksamste Mittel zur Erhaltung seiner Gesundheit, als seine Arznei. „Ich bin gesund wie gemeiniglich, wenn ich beschäftiget bin; dagegen jeder Müßiggang ist eine Krankheit für mich," schrieb er an die Mutter. Zunächst wurde seine Zeit fast vollständig durch die Vorlesungen in Anspruch genommen. Er bemühte sich eifrig seine Zuhörer vornehmlich in den Geist der Nationen und der Gesetze, in den inneren Zusammenhang der Geschichte einzuweihen. Allerdings erschien ihm die Vorbereitung zu seinem Kolleg oft als eine „Galeerenarbeit". „Die Collegien sind mir über die Maaße zuwider, weil sie mich an Anderm verhindern und weil ich sie halten muß," schrieb er an Bonstetten. Doch versöhnte ihn wieder mit dieser Tätigkeit der große Beifall und die aufrichtige Hochachtung der meisten seiner Zuhörer. Unter diesen ragte vor allen hervor der junge Genfer Jurist Mallet-Butini[2]). Noch mehr fühlte sich Müller angezogen durch den jungen Engländer Charles Abbot, der später Sprecher des englischen Unterhauses wurde. Es war die gemeinsame Liebe für die Wissenschaften, vornehmlich für die Alten, welche Müller und Abbot in langjähriger Freundschaft verband[3]).

Befriedigung gewährte ihm auch der Einfluß, den diese Beschäftigung auf seine wissenschaftliche Entwicklung unverkennbar ausübte. „Besonders freut mich die lichte Ordnung, die täglich mehr in den ganzen Plan aller meiner Studien kömmt, also daß ich alles Unzweckmäßige absondern und aus Allem ein Ganzes machen und meine Schritte gleichsam zählen kann." Schon konnte er voraussehen, daß aus der Ausarbeitung seiner Kollegien mit der Zeit ein Werk von einer neuen Art entstehen werde[4]).

[1]) Bonstetten an Müller 25. Februar 1779.

[2]) Seine Briefe an Müller: Schaffh. St.-B. Müll. 92. Er beteiligte sich auch an den Vorlesungen des folgenden Winters und ermunterte Müller wieder 1783 zur Aufnahme seiner Vorlesungen in Genf; er bemühte sich, ihm eine Professur ès belles lettres zu verschaffen und bezeichnete sich noch 1792 dankbar als Müllers Schüler.

[3]) Die Briefe Abbots an Müller: Schaffh. St.-B. Müll. 89.

[4]) Müller an Bonstetten 2. und 7. April 1779.

Die Vorlesungen wurden bis zum 31. Mai 1779 fortgesetzt. Müller hatte im letzten Monat wöchentlich sechsmal je anderthalb Stunden gelesen, da der Stoff mit der fortlaufenden Arbeit immer mehr angewachsen war. Den Schluß bildete eine dreistündige Vorlesung. Am folgenden Tage besuchten ihn seine Zuhörer auf der Boissière, um ihm ihren Dank auszusprechen und ihn zu bitten, im nächsten Winter sein Kollegium fortzusetzen. Als Honorar überreichten sie ihm 600 Gulden, einen unerhörten Reichtum, der ihn bereits geizig mache, meinte er. Auch Tronchin zeigte sich über die glückliche Beendigung höchst befriedigt und beschenkte Müller mit einer goldenen Uhr. Müller beabsichtigte, noch einige Zeit bei seinem Gönner zu bleiben, um ihm bei der Abfassung und Niederschrift einer Abhandlung über die politische Lage der Stadt Genf behilflich zu sein. Zunächst aber hatte er nach der überaus strengen Arbeit des letzten Winters, die seine Gesundheit angegriffen hatte, eine Ausspannung nötig. Er suchte sie bei seinem Freunde Bonstetten im Saanenlande. Am 22. Juni reiste er von Genf ab, dem savoyischen Ufer des Sees entlang und dann zu Fuß über Aigle und durch das Ormont ins Saanetal hinüber.

In dieser schönen Alpenlandschaft blieb nun Müller bis in den September. Das gastliche Schloß zu Rougemont, die Amtswohnung Bonstettens, erhielt zahlreichen Besuch von allen Seiten; auch Tronchin verweilte dort im Sommer während 14 Tagen. Mit Bonstetten besuchte Müller alle Teile der Landvogtei, bestieg auch die Berge der Umgebung, um Land und Leute gründlich kennen zu lernen; aus diesen Beobachtungen ging Bonstettens Schrift über das Saanenland hervor, die Müller in die deutsche Sprache übersetzte. Aber auch die wissenschaftliche Arbeit ruhte nicht. Müller hatte sich entschlossen, im Winter seine Vorlesungen in Genf wieder aufzunehmen; teils die Vorbereitungen dazu, teils die Ausarbeitung des ersten Buches der Schweizergeschichte, für deren Veröffentlichung ihn Bonstetten endlich gewonnen hatte, beschäftigten ihn in dieser Sommerfrische oft täglich acht bis zehn Stunden.

Ende August ging die Amtsstatthalterschaft Bonstettens im Saanenlande zu Ende; er hatte durch seine Amtsführung das in ihn gesetzte Vertrauen vollständig gerechtfertigt. Am 6. September verließ er Rougemont und begab sich mit Müller nach Bern, von wo der letztere sofort nach Genf weiterreiste, um für die begonnene Ausarbeitung seiner Schweizergeschichte keine Zeit zu verlieren. Bis Anfang Dezember lag er eifrig dieser Arbeit ob, wieder als

Hausgenosse Tronchins auf der Boissière; dann war der erste Teil, der bis zur Schlacht bei Näfels 1388 reichte, druckfertig in seinen Händen. Für den folgenden Sommer nahm er einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Deutschland, vornehmlich in Berlin, in Aussicht, um sich in der deutschen Schreibweise und vor allem in der Kriegswissenschaft, die er für die Fortsetzung seines Werkes notwendig hielt, zu vervollkommnen; er wollte sich über die Regeln der Kriegskunst ein Heft mit Fragen anlegen, um sich in Berlin von Offizieren unterrichten zu lassen. Ja, er dachte sogar daran, falls der Krieg von neuem ausbrechen würde, einem oder zwei Feldzügen beizuwohnen, um den Krieg aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Am 7. Dezember konnte er seinem Bonstetten die Vorrede zu seinem Werke zusenden.

Damit war auch wieder die Zeit zur Aufnahme seiner Vorlesungen gekommen. Sie sollten ihm die Mittel zur Ausführung seiner Reisepläne verschaffen. Gegen 20 Zuhörer, darunter 4 Engländer, der Gouverneur von Pennsylvanien und 15 Genfer hatten sich eingefunden, als er am 15. Dezember sein Kolleg eröffnete. Nur mit Widerwillen war er an diese Tätigkeit herangetreten. Schon nach sechs Tagen schrieb er an Bonstetten: „Mich bringen meine Collegien um. Zum Sammeln und Ausarbeiten für das Publikum bin ich, aber es ist eine unerträgliche Pein, wöchentlich viermal vom Urtheil eines Dutzend junger Leute abhängen. Seit ich nichts studieren und ausarbeiten kann, bin ich mir selber unaussprechlich unerträglich." Der Gedanke, daß er von jedem Lebensjahre die Hälfte für solche Vorlesungen opfern, daß er für einige Pfund Sterling die kostbarste Zeit des Lebens verlieren müsse, war ihm unleidlich. Den Rat, seinen Vorlesungen weniger Zeit zu opfern, wies er zurück; es sei ihm unmöglich, etwas, was er unternommen habe, nicht so gut als es seine Kräfte erlauben, auszuführen. Vielen Ärger bereitete ihm auch ein junger Genfer mit läppischen Fragen und Einreden. So war Müller denn während dieses Winters wieder in sehr gereizter Stimmung. Die gesellschaftlichen Verpflichtungen, denen er sich im Hause Tronchins nicht ganz entziehen konnte, langweilten ihn; der Genfer Gesellschaft war er herzlich überdrüssig geworden. „Bei meiner Ehre, einige Vornehme ausgenommen, ist wahrhaftig Genf eine sehr kleine Stadt, besonders weil so viele geistreiche Leute mit nichts beschäftiget sind, als ein Haar in 4 Theile zu schneiden, und alle Gradationen der Farben eines Nadelknopfs zu analysiren. — Ich fange an, Geist und Witz zu verwünschen. Es eckelt mir davor —

der Esprit wird mir unerträglich." Auch der Umgang mit Tronchin, der damals ganz in der Beschäftigung mit den politischen Verhältnissen Genfs aufging und sie im düstersten Lichte betrachtete, begann ihm lästig zu werden. Er sehnte sich nach Unabhängigkeit; bei niemand wollte er mehr wohnen, nur Bonstetten ausgenommen. Wieder tauchten die verschiedensten Zukunftspläne auf; neben der Reise nach Deutschland ist auch von einem Aufenthalt in Holland, wohin ihn ein angesehener Mann zu ziehen suche, vielleicht auch von einem Abstecher nach England hinüber, die Rede. Dann meinte er wieder, er dürfe sich nicht so weit von Genf entfernen, um sich nicht dem Vorwurf der Undankbarkeit gegenüber Tronchin zuzuziehen. Es sei ihm auch der Vorschlag gemacht worden, im nächsten Winter ein Kolleg für junge Damen zu halten; Bonstetten aber meinte, dazu sei sein Freund nicht geschaffen. —

Müller hat im Winter 1779/80 die Vorlesungen des letzten Winters nicht einfach wiederholt, sondern sie gründlich umgearbeitet und bedeutend ergänzt, auch bis in die neueste Zeit fortgesetzt, indem er noch die Geschichte des Bayerischen Erbfolgekrieges und den Beginn der nordamerikanischen Kämpfe bis in den Juli 1778 kurz behandelte. Den Schluß bildete eine übersichtliche Darstellung der englischen Geschichte, vor allem der Geschichte der englischen Verfassung und Gesetzgebung von Anfang an bis zum Jahre 1776. Die fortwährende Revision der Vorlesungen war eine erschöpfende Arbeit. Endlich konnte Müller am 11. Mai 1780 sein Kolleg mit den Worten schließen: „Que résulte du cours de ces leçons? qu'apprennent les vertus de Sparte et de Rome, la force des maximes dans l'hierarchie Catholique, les rois de France, la nation Anglaise, à Venise et à Berne? que prouvent César et Frédéric, que cette observation généralement réconnue et presque jamais suivie, que la direction constante de toutes les forces de l'ame vers un seul grand objet est le moyen infaillible et unique d'exécuter des grandes actions."

Müller war fest entschlossen, wenigstens im folgenden Winter seine Vorlesungen ausfallen zu lassen; denn er wollte sich dadurch nicht an der Beförderung seiner anderen Arbeiten, der Ausarbeitung des zweiten Teiles der Schweizergeschichte und der Durchsicht von Muratoris gewaltiger Sammlung der Geschichtsquellen Italiens hindern lassen; auch zeigte sich immer deutlicher seine Abneigung gegen die dozierende Tätigkeit, die er als lästigen Zwang empfand.

Müller blieb noch bis zum 21. Mai auf der Boissière, um Tronchin

in seinen politischen Arbeiten zu unterstützen; dann reiste er nach Bern, um den Druck seines Werkes zu überwachen. Im Juli lag es vollendet in seinen Händen. Inzwischen hatte sich nun Müller bestimmt für die Reise nach Berlin entschieden. Auch Bonstetten war eifrig von diesem Plan eingenommen und versprach dem Freunde finanzielle Unterstützung; er selbst trug sich damals mit dem Gedanken, eine Anstellung in Deutschland zu suchen, da er des Lebens in Bern überdrüssig geworden war[1]). Von Bern aus machte Müller seinen Abschiedsbesuch bei Frau v. Bonstetten, die sich gerade im Bade Blumenstein am Fuße des Stockhorns aufhielt. Dann begleitete ihn Bonstetten nach Schaffhausen und auf einer Vergnügungsfahrt um den Bodensee herum; in St. Gallen ließen sie sich acht Tage lang festhalten in dem Hause Scherrers, eines Freundes von Bonstetten, „einem Urbild häuslicher Tugend und Glückseligkeit". Auch der Fürstabt von St. Gallen behandelte die Reisenden mit Auszeichnung. In Winterthur endlich trennten sich die Freunde; Müller kehrte zur Mutter nach Schaffhausen zurück. Am 13. September 1780 trat er seine Reise ins Deutsche Reich an; ein neuer Abschnitt in seinem Leben hatte begonnen, der ihm ebensowenig eine bleibende Stätte bereiten sollte, als sein bisheriges Wanderleben.

Doch bleibt uns noch übrig, die wissenschaftliche Arbeit Müllers während seines ersten Genfer Aufenthaltes eingehender darzustellen.

Wenn uns irgend etwas mit seinem unsteten Wesen versöhnen kann, so ist es seine unermüdliche, bewunderungswürdige Arbeitslust und Arbeitskraft, die ihn nie verlassen hat und die den unverrückbaren Mittelpunkt seines ganzen Lebens bildete. Und diese fast fieberhafte, aufreibende Arbeit, die den höchsten Genuß seines Daseins bildete, war auf ein bestimmtes Ziel gerichtet: er wollte ein berühmter Schriftsteller werden; seine Werke, denen er unvergänglichen Wert zu verschaffen hoffte, sollten der Mit- und Nachwelt nützen, sie auf eine höhere Stufe der Gesittung und der Freiheit heben. So schrieb er seinem Bonstetten: „J'irai chercher dans les républiques d'Italie, de la Grèce, chez les Juifs, chez les montagnards de l'Asie, en Arabie, en Angleterre et jusque chez les cinq nations, les ressources d'un peuple libre, la vraie balance des pouvoirs, les moeurs que la liberté demande. De tems en tems, et sous mille différentes formes, j'exposerai aux yeux

[1]) Müller an Bonstetten, o. D., kurz vor der Abreise Müllers.

du public, ce que j'aurai observé, pour le bien de la vertu et de la liberté. Voilà ma marche; mon but est seulement, de rendre les Nations, qui liront mes livres, plus sages, que nous ne l'avons été, et de faire respecter la dignité de l'homme, et de terrasser, s'il est possible, les affreux préjugés, qui empoissonnent son existence, et qui le privent des vrais plaisirs." Seine brennende Ruhmbegier hat ihm viele Vorwürfe zugezogen; aber sie bildete den Sporn zu seiner Lebensarbeit, und sie war auf das höchste Ziel gerichtet. Er selbst zweifelte, ob sie jemals übermäßig sein könne[1]).

Die Grundlage seiner wissenschaftlichen Arbeit bildete eine unermeßliche Lektüre. Sie war seine Leidenschaft; für sie verwendete er jeden freien Augenblick. Auf seinen vielen Reisen begleiteten ihn seine lieben Bücher; „ich reise nie, als mit ein paar Dutzend Büchern, und nie ist mein Geist lebendiger, als wenn ihn die Kutsche schüttelt. Montesquieu war auch so," meinte er. In Genf hielt man für ihn in Gesellschaften einen kleinen Tisch bereit, an welchem er sich mit Lektüre beschäftigen konnte, wenn sich die übrigen Teilnehmer an den Spieltisch setzten; während der Friseur seinen Kopf behandelte, las er in einem Buche. Die schönsten Stunden, die er mit Bonstetten, Trembley, Tronchin, Kinloch, Bonnet, Abbot verlebte, waren der gemeinsamen Lektüre gewidmet. Trembley machte ihm den Vorwurf: „Vous devorez trop, soyez en sûr. Cette ardeur de tout engloutir embarasse le génie et nuit à sa marche. Vous avez une faim canine en fait de science. Vous êtes instruit plus que vous ne devriez l'être, et vous pleurez sur votre ignorance. Que voulez-vous donc? Produire une science nouvelle toute faite, comme Jupiter produisit Minerve?" Die Dichter, Geschichtschreiber, Geographen, Redner und Philosophen des Altertums, die bedeutendsten Werke der deutschen, englischen, französischen und italienischen Literatur erfrischten immer von neuem seinen Geist; an ihnen wollte er seinen eigenen Stil ausbilden. Die einfache, klare Schönheit, die Würde und leidenschaftslose Hoheit der Alten zu gewinnen, war sein Streben. „Meine erste Sorge", schrieb er an Bonstetten, „soll allezeit die Einfalt seyn, die andere die Kraft." Tacitus, noch mehr aber Cäsar schwebten ihm als leuchtende Muster vor. „Ich gestehe, daß mich Cäsar dem Tacitus untreu macht. Zierlicher und reiner zu schreiben, ist unmöglich; in ihm ist die wahre Präcision, indem er alles Nöthige

[1]) Müller an Bonstetten 3. Februar 1778: „Deine Warnung, die Ruhmbegierde nicht zu bekennen, ist gut, aber wiederhole sie nicht unaufhörlich. Hingegen daß die Ruhmbegierde übermäßig sein könne, daran zweifle ich."

und nichts weiter sagt; er schreibt als ein Staatsmann, von allem ohne Eifer. Tacitus, als Philosoph und Redner, und als ein Mann, welcher das menschliche Geschlecht liebte, wird bisweilen eifrig. Wenn ich mich an ihn halte, so kann ich zu Ausschweifungen verführt werden; mein Cäsar kann mich nicht verführen. — Ich fühle, daß Cäsar noch itzt Helvetier überwindet; mich hat er unterjocht. Ich will ihn mein Lebenlang nie mehr von mir legen und keinen Tag ohne ihn vorbeigehen lassen."

Neben der Einfachheit aber strebt er nach Kraft, nach hinreißender Beredsamkeit, wie sie Rousseau auszeichnete. „Dieser Rousseau lehrt mich eine einige, sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit — die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt; sind nicht alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen und lernen — nichts, beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt, wie Gott Jupiter seine Donner. So will ich denn dieses großen Instruments mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hieher räsonnirt, so will denn ich — sprechen"[1]). Und mit der Kraft möchte er den Wohllaut verbinden; er möchte durch die geschickte Wahl und Stellung der Wörter, durch Vermeidung des übelklingenden Zusammenstoßes von Konsonanten, welche einander verschlucken, die bei den meisten Schriftstellern etwas schwerklingende deutsche Sprache so melodisch und sanft wie die italienische machen.

Das Streben, an den großen Meistern aller Zeiten seinen Geschmack und seinen Stil zu bilden, hielt Müller von vornherein von einem nur oberflächlichen Verschlingen seiner überaus umfangreichen Lektüre ab. Zahlreiche zutreffende Bemerkungen und Urteile über die gelesenen Schriften beweisen, daß er in den Geist der Schriftsteller einzudringen verstanden hat. Er hat mit der Feder in der Hand gelesen; zahllose Stellen, die ihm ein besonderes Interesse erweckten, hielt er durch schriftliche Aufzeichnung fest; er hat in der Anfertigung solcher Auszüge eine wahre Virtuosität erlangt. In Müllers handschriftlichem Nachlaß auf der Stadtbibliothek zu Schaffhausen befindet sich seine gewaltige Exzerptensammlung, die er im Jahre 1773 begonnen und sein ganzes Leben hindurch fortgeführt hat; der letzte Eintrag stammt vom 19. Mai 1809, zehn Tage vor seinem Tode. Wenn

[1]) An Bonstetten 1775; ähnlich an den Bruder Ende 1775.

er auch einmal im Jahre 1775 gegen Bonstetten geäußert hatte, daß solche Kollektaneen gemeiniglich das Papier weiser machen als dessen Eigentümer, so kam er doch immer wieder auf diese Arbeit zurück; trotz seines ungewöhnlichen Gedächtnisses hat er bei der Ausarbeitung seiner Schriften gewissenhaft alle Beweisstellen nachgeschlagen[1]).

Neben dieser Sammlung von Auszügen begann Müller schon 1774 in Bessinge seine eigenen Gedanken, Beobachtungen und Bemerkungen, die sich ihm bei seiner Lektüre oder im täglichen Leben aufdrängten, aufzuzeichnen; er wollte daraus die Grundsätze, die Maximen, auf denen die menschliche Gesellschaft beruht, die Lehren, die das Studium der Geschichte ergibt, ableiten. So schrieb er an Bonstetten: „Je regarde l'histoire du même point de vue, que Macchiavel, comme un magazin d'expériences, qui servent de base à la politique.“ Zwischen den Jahren 1774 und 1777 stellte er in einem großen Buche seine „Beobachtungen über Geschichte, Gesetze und Interessen der Menschen“ zusammen[2]). Auf dem Titelblatt des Manuskriptes

[1]) In erster Linie sind zu erwähnen die „Rerum humanarum libri XXX“, 1773—1809, 43 Foliobände mit zusammen über 16 000 Seiten, auf welche sich die 30 Bücher verteilen, in welche Müller nach dem Vorgange Schlözers die Universalgeschichte einteilte. Schaffh. St.-B. Müll. 1. Sie enthalten überaus zahlreiche Auszüge, alle in der Abkürzungsschrift Müllers geschrieben, aus nicht weniger als 1834 Werken; diese gewaltige Materialiensammlung gewährt einen Einblick in die Werkstätte des Gelehrten; sie zeigt, mit welchem unermüdlichen Eifer er alles, was er an Quellen und Literatur für seine Lebensarbeit auftreiben konnte, gesammelt und benutzt hat; einen selbständigen wissenschaftlichen Wert besitzen diese Auszüge trotz der gelegentlichen Bemerkungen Müllers nicht. Er selbst hat dazu 1778 zu Rougemont einen Katalog samt Zitationsschlüssel begonnen und später fortgesetzt. Schaffh. St.-B. Müll. 2, Abschrift von J. Georg Müller: Müll. 3 und eine weitere sehr saubere Kopie von Alexander Beck 1832, der auch einen allerdings ganz unvollständigen Abbreviaturenschlüssel angefertigt hat: Müll. 4. Außer dieser Hauptsammlung sind noch eine größere Anzahl von Ergänzungen in ganzen Bänden oder zahlreichen einzelnen Blättern, „Sibyllenblätter“ pflegte Bonstetten sie zu nennen, vorhanden: Müll. 5, 6 (2 B. Folio), 7, 8, 9, 10 (Exzerpte aus Journalen und Monatsschriften), 11 und 12 (Exzerpte zur Schweizergeschichte), 13 (bibliographische Notizen), 17 (Inscriptiones latinae).

[2]) Schaffh. St.-B. Müll. 23, ein Folioband, in welchem auf 187 engbeschriebenen Seiten mit der Abkürzungsschrift Müllers, seiner bei einiger Übung nicht allzuschwer zu lesenden „Stenographie“, im ganzen 2003 solcher Bemerkungen eingetragen sind. Die ersten Bogen sind ausgeschnitten; die numerierten Bemerkungen beginnen mit Nr. 453 und enden mit Nr. 2455. Einen Auszug davon von Müllers Hand enthält Schaffh. St.-B. Müll. 22: Politisch-philosophische Betrachtungen Joh. Müllers, 166 Blätter. Eine Auswahl von 275 Nummern hat J. Georg Müller in die S. W. XV, 361—456 aufgenommen. Nachträge

bemerkte er: „Diese Beobachtungen sind nicht Decisionen, sondern Data zu Discussionen." Selbstverständlich können nicht alle diese Aufzeichnungen Anspruch auf dauernden Wert machen, wie Müller selbst zugestanden hat; es ist manches Zufällige, mancher Gemeinplatz darunter. Aber es findet sich doch in dieser Sammlung von Lesefrüchten und Gedankensplittern eine solche Fülle feiner und tiefsinniger Ideen, daß man als Verfasser einen gereiften und erfahrenen Mann, nicht einen wenig über zwanzig Jahre alten Jüngling vermuten würde; manche überraschende Voraussagung würde auch auf eine viel spätere Abfassungszeit schließen lassen, wenn nicht die frühere zweifellos verbürgt wäre.

Aus diesen Beobachtungen und aus zahlreichen Bemerkungen in seinen Briefen lassen sich die politischen Anschauungen und Überzeugungen, die er sich aus dem Studium der hervorragendsten geschichtlichen, staatsrechtlichen und nationalökonomischen Werke der alten und neuen Zeit, sowie aus den Ereignissen seiner eigenen Tage gebildet hatte, nachweisen. Müller hat an diesem politischen System festgehalten, bis es durch den Zusammenbruch des alten Europa, der auch ihn in seinen vernichtenden Strudel hineingezogen hat, über den Haufen geworfen wurde. Zwei Prinzipien, die sich zum Teil gegenseitig ausschließen und die durch die Revolution in einen erbitterten Kampf gesetzt wurden, suchte er in seinem System zu vereinigen, einerseits das Prinzip der Freiheit, das in seinem innersten Denken und Fühlen begründet war, und andererseits das Prinzip, zu dem er als geborener Historiker, der das Werden, Leben und Vergehen der Staaten und Völker zu erforschen suchte, mit unabweisbarer Notwendigkeit gelangen mußte, das Prinzip des geschichtlich Gewordenen, des historischen, des urkundlichen Rechts. Dieser Dualismus in seiner Weltanschauung ist schon in der Zeit seines Genfer Aufenthaltes unverkennbar, und indem er sich in der Folge bald von der einen, bald von der anderen Gesinnung beherrschen ließ, mußte er sich notwendigerweise den Vorwurf politischer Zweideutigkeit von den Anhängern beider Richtungen zuziehen. Dieser Zwiespalt in seinen Ansichten machte es möglich, daß er auf der einen Seite die Kunde vom Bastillensturm jubelnd begrüßen und auf der anderen Seite in Wort und Tat als Verteidiger und Hüter des „ancien Régime" erscheinen konnte. Er will ein Verkündiger der Freiheit sein, wie er am 27. Februar 1777

S. W. XXVII, 145—157 und 203—207. Müller spricht von diesem Buche in verschiedenen Briefen; er gedachte es in späterer Zeit einmal zu verarbeiten (so an Füßli 26. Juli 1774, S. 105).

an Bonstetten schrieb: „Wenn ich alles überdenke, was ich beobachtet seit dem Julius 1776, die gränzenlosen Gefilde, die sich mir täglich öffnen, dann freue ich mich herzlich dessen, wodurch ich bei mehreren Jahren und mehrerer Erfahrung vielleicht werde können Völker unterrichten, in der Stille meines Kabinets Trost, und was mehr ist, Rath für die unterdrückte Menschheit erfinden und in die fernsten Zeiten den Wiederhall der Freiheit und der Geisteserhebung erschallen machen. Gott bewahre mich nur vor Träumen: die Erfahrung der vergangenen Zeiten soll mich im Labyrinthe der Politik leiten; ich will für die europäische Freiheit leben, und für die Völker denken." Aber sofort fügt er bei: „Du wirst mich niemals sehen, Aufruhr lehren, wie die Franzosen thun, noch die Religion stürmen, noch die unbekannten, stillen, unfruchtbaren Tugenden predigen, sondern zu gleichem Zweck den Irrtum und die Wahrheit dienen machen, und statt der Zärtlichkeit, der Eingezogenheit, der Bescheidenheit — Ruhmbegierde, Heldenmuth, Freimüthigkeit und Edelmüthigkeit anpreisen." „Der Grundsatz däucht mir: die Freiheit; ihre Form aber ist bey Weitem die Hauptsache nicht," äußerte er gegenüber Füßli, und er will genau unterscheiden zwischen der Freiheit und den Freiheiten: „Ich sehe, daß die Freiheit eine göttliche, die Freiheiten eine sehr böse Sache sind; daß das Welschland Neuerungen liebet, Gehorsam haßt, und gern räsonnirt, also daß eine standhafte Verwaltung einer allzu gelinden vorzuziehen"[1]). „Die Freiheit besteht darin," schreibt er in einer um 1778 verfaßten Einleitung zur Schweizergeschichte, „daß man niemandem gehorcht als dem Gesetz."

Müller ist weit davon entfernt, die Erlangung der Freiheit durch gewaltsamen Umsturz der bestehenden Ordnung herbeizuwünschen. Im Gegenteil möchte er die Regierenden durch Aufklärung auf die rechten Bahnen lenken, ihnen die Augen öffnen, ohne daß dadurch die Untertanen zum Bruch des Gehorsams aufgereizt würden. „Es ist zur Erhaltung der Würde des Staates die politische Divination nöthig, damit man früh gutwillig thue, wozu die Folge nöthigen würde, und damit man Abänderungen der Handlungsweise durch lange Zubereitung unmerklich mache."

Müller spricht sich nicht für eine bestimmte Regierungsform aus. Diejenige Verfassung ist die beste für einen Staat, die sich aus den Bedürfnissen des Landes und Volkes herausgebildet hat,

[1]) An Bonstetten 26. Juni 1778; so auch an Tronchin 24. Juni 1778.

und deswegen ist die gleiche Verfassung niemals auch nur für zwei Staaten passend. „Mein Principium ist, nie zu sagen, diese Regierung ist gut oder schlecht, aber wohl, diese Regierung ist an ihrer rechten Stelle an dem Ort, wo sie ist. Alle schlechten Regierungen sind es geworden nicht durch Verkehrtheit der ersten Einrichtung, sondern durch Ausartung der Gesetzgebung. — Was Sie mir von den Vorzügen eines Staates, wo alles gleich sey, schreiben, ist eine fanatische Schimäre, welche Ihnen Rousseau beigebracht hat. Ein solcher Staat hat nie existirt. Nirgend ist die Ungleichheit größer und choquanter, als in den Popularständen. Nie hat eine Demokratie länger als 5 Minuten subsistirt." So schrieb Müller schon Ende 1774, und mit Recht konnte er noch im Jahre 1806 von seinen politischen Ansichten in Genf schreiben: „Damals, lang vor den Ereignissen, welche die Welt betrauert oder welche sie erschüttern, hatte er seine politischen Grundsätze bei sich ausgemacht: Verehrung der Demokratie zu Unterwalden, der Aristokratie zu Venedig, zu Bern, der Monarchie in jedem größern Staat; in der Religion des Reinsten, Innigsten, Höchsten; eine unerschütterliche Festigkeit der Behauptung urkundlichen Rechts, welches der Anker von Sicherheit und Ruhe ist; der Zweck fortgehender Vervollkommnung durch die möglichste, aber geordnete Freiheit, durch eine weise Stimmung der öffentlichen Meinung und eine wohlvorbereitete Verbesserung der Gesetze und Anstalten; drei haßwürdige Ungeheuer: die Anarchie, welche die Auflösung der Ordnung ist, und nicht bestehen kann; die Despotie, welche die Übertretung der Gesetze ist, und der man zu entweichen sucht; am allermeisten die ungemessene Präpotenz irgend einer einzelnen Macht, welche die Zerstörung aller Freistätte, der Tod aller Hoffnungen des Menschengeschlechtes ist, und ohne einen gänzlichen Unwerth der Völker, eine gänzliche Erstummung aller Männer von Geist und Muth, und ohne eine doppelte Verrätherei der Räthe an den Fürsten, der Fürsten an ihren Häusern und sich selbst, nicht sollte aufkommen können."

Behauptung des urkundlichen Rechts! Das ist am Ende der Hauptartikel im politischen Glaubensbekenntnis Johann Müllers. Er verlangt starke, zielbewußte, entschlossene Regierungen, um im Sturme der Zeiten dieses Recht erhalten zu können. Die Mittelstraße ist ihm der Weg des Untergangs in den politischen Entschlüssen. „La fermeté vaut bien mieux que la trop grande bonté, comme en général dans les affaires politiques le oui et le non font rarement du mal, mais c'est l'indécision qui perd les

républiques“[1]). Aus diesem Grunde tadelt der Protestant und Aufklärer Müller die Aufhebung der Gesellschaft Jesu durch Papst Klemens XIV. „Es würde mehr Geist erfordert haben, den Orden zu behaupten, als nachzugeben. In Wahrheit bin ich nicht eben für diejenigen Fürsten, die ihre Armee abdanken.“

Wenn sich auch Müller nicht für eine bestimmte Staatsform erklärt hat, so zeigte er doch eine besondere Hinneigung zur aristokratischen Verfassung; sie schien ihm vor allen anderen geeignet zur Erhaltung der Freiheit; die Regierung, meinte er, gehört denjenigen, welche gelernt haben zu regieren. Insbesondere war er für die Berner Verfassung eingenommen, ohne gewisse Mißbräuche derselben zu verkennen. Es ist sicher nicht besondere Rücksichtnahme für Bonstetten, der auf die Verhältnisse seiner Vaterstadt nichts weniger als gut zu sprechen war, auch nicht Schmeichelei dem Berner Rate gegenüber, um von ihm diesen oder jenen Vorteil zu erhaschen; denn Müller hat unter den wechselvollen Projekten, die er in diesen Jahren der Ungewißheit entworfen hat, auch nicht mit einem einzigen Worte von einer Anstellung in Bern gesprochen; es ist vielmehr die aufrichtige Bewunderung für das festgefügte Regierungssystem, das ihm dort entgegentrat. Dagegen hatte er gegen die Zunftverfassungen eine große Abneigung; die Zürcher erscheinen ihm als der Anfang alles Unglücks in der Schweiz. Er war denn auch gar nicht mit der Ansicht des jungen Genfer Freundes Turrettini einverstanden, der ihm die Schaffhauser Verfassung als eine der besten in der Schweiz rühmte, weil den Zünften dort das Wahlrecht, nicht aber das Gesetzgebungsrecht eingeräumt sei. Er findet vielmehr diese Verfassung schlecht, weil sie weder die Freiheit der Demokratie noch die Festigkeit und Mäßigung der Aristokratie gewähre[2]).

Diese Bewunderung des Festen und Unwandelbaren führte ihn schon jetzt zu einer Würdigung des Papsttums und der katholischen Hierarchie, die später bei einem anderen Anlasse zum öffentlichen Ausdruck gekommen ist. Schon am 4. März 1779 äußerte er: „Man findet schon tausend Jahre lang einen unsterblichen Geist im Papsttum, den jeder Papst annimmt und immer durchsetzt; was wäre merkwürdiger, als wenn die Historie der Jesuiten bekannt würde!“ Und schon jetzt urteilte er: „Die Hierarchie hielt das Mittelalter zusammen, und der Papst bewegte das System.

[1]) Müller an Tronchin 24. Juni 1778.

[2]) Turrettini an Müller 27. August 1776; Müller an Peyer 21. August 1777.

Vortrefflich! das System des Gleichgewichts machte aber die Hierarchie unnütz."

Von den zeitgenössischen Fürsten bewunderte Müller am meisten Friedrich II., nicht bloß seine Taten im Feld oder seine Verdienste um die Geistesfreiheit und Toleranz, sondern auch seine großartigen Bestrebungen zur Hebung seiner Staaten; er allein kann mit dem größten Geiste des Altertums, mit Cäsar, verglichen werden. Wenn Müller in Berlin leben würde, so wollte er sammeln, um einst Friedrichs Leben zu beschreiben; andere Biographien werde er schwerlich verfassen. Aber er verkannte doch nicht den in Preußen herrschenden Absolutismus; von der Billigkeit der Nachwelt erwartet er, sie werde die Komplimente rügen, welche der Sänger Heinrichs des Großen, Voltaire, an den „Räuber von Polen" verschwendet habe. Nach den Berichten des ihm befreundeten schlesischen Grafen Bellegarde hebt er die harte Behandlung Schlesiens, vornehmlich der Grafschaft Glatz, durch die kriegerischen Maßregeln Friedrichs II. hervor und macht dagegen auf die Güte und Leutseligkeit Josephs II. aufmerksam; viele im preußischen Heere sollen Friedrich für die untergehende, den Kaiser für die aufgehende Sonne halten, und in Wien hoffe man auf eine starke Desertion, weil der König seine alte Freundschaftlichkeit seit dem Frieden sehr vermindert habe.

Müller hat die politischen Vorgänge seiner Zeit mit lebhaftestem Interesse verfolgt, ihre Ursachen und Wirkungen zu ergründen versucht. Seine Briefe sind reich an politischen Berichten, wie sie der allerdings noch unvollkommene Nachrichtendienst der damaligen Presse vermittelte. Seine Bemerkungen darüber zeugen von einer seltenen Einsicht; er gehört zu den ersten unter den Zeitgenossen, die den gewaltigen Umsturz der politischen Verhältnisse voraussahen und voraussagten. Schon im August 1774 schrieb er an Schlözer: „Ich sehe unsere Zeit schwanger an großen Veränderungen und unser Jahrhundert das Glück oder Verderben vieler folgenden bereiten." Und zwei Jahre später bemerkte er dem Bruder: „Ich danke Gott, daß ich erst 24 Jahre alt bin; wir werden zu unserer Zeit große Schauspiele sehen, Tragödien in Europa, Lustspiele in der neuen Welt. Unsere Zeit wird manche Revolutionen sehen." Doch erfüllt ihn der politische Zustand Europas, insbesondere die fortschreitende Schwächung des französischen Königtums, mit Besorgnis. „Elendes Land Europa! Die stehenden Truppen und die unumschränkte Gewalt, deren Folge, Werkzeug und Stütze sie sind, aber besonders die allgemeine Liebe zur Frivolität entnervt deine unglückseligen Söhne; alle Bourbons sind entschlafen

oder in Ohnmacht, Italien verdirbt, die Griechen sind nicht mehr, Venedig zittert in seinen Lagunen, wir dürfen uns nicht fühlen, wir sind eingeschlummert und unser Erwachen wäre tödtlich; Holland ist nichts mehr, selbst der stolze Britannier vertauscht seine Tugenden mit ausländischen Manieren und sein Ruhm ist schon am höchsten. Welches Schauspiel für die Menschheit, und welche Aussicht für die, welche das Unglück haben können, von uns gezeugt zu werden." Für diesen Geist der Frivolität macht er vor allen Voltaire verantwortlich: „Jedermann sieht mit mir den Schaden ein, welchen Voltaire dem Königreiche gethan hat: jenen Geschmack an Frivolitäten, der ärger als alle Laster ist, weil er entnervt, hat er ausgebreitet und alles Ernste lächerlich gemacht." Er erblickt in den Verhältnissen seiner Zeit „den letzten Kampf der sterbenden und anderswo auflebenden Freiheit".

Und wie zutreffend sind seine Bemerkungen über die Zukunft seines eigenen Vaterlandes, die er schon um das Jahr 1776 machte und die sich beim Umsturze der alten Eidgenossenschaft, mehr als zwei Jahrzehnte später, erwahrten. „Das Manifest des Eroberers wird den Schweizern sorgfältig die Vortheile großer Staaten detailliren, protestiren, daß der Krieg nicht gegen die Nation, sondern gegen ihre Verführer und eigennützige Regenten geführt werde, derselben Fehler, Versäumnisse, Schwächen wird es beschreiben." Und die Propaganda für die Revolution prophezeit er in den Sätzen: „Das Haupt einer Revolution wird trachten, den Haß der andern sich zuzuziehen und Lärm zu machen, damit alle Welt aufmerke. Er wird mit den Großen in Kampf zu kommen suchen, um von den Geringern begünstiget zu werden, und die Geringern sind die Menge und schreiben. Er wird vor allem suchen, sein Principium auf alle Weise allen beizubringen." Schon schwebt ihm auch die letzte Konsequenz der Revolution, die Diktatur, vor Augen: „Zum Untergang der Republiken bereiten Rousseau, Helvetius und andere Lobredner der Demokratie und Freiheit den Weg; denn das Feuer, mit welchem sie schreiben, erhitzt junge Gemüther und manchen Patrioten nach alter Art, die Freiheit muthig und ritterlich zu verfechten; daher der republikanische Stolz; daher werden die Völker sich zu muthigen, enthusiastischen, laut tönenden Unternehmungen für das Vaterland entschließen — und desto leichter überwunden werden, da sie die Details und Conjuncturen, die die Zeit verändert, nicht Kälte noch Geschick haben einzusehen. Der Eroberer der Republiken schmeichle der Nation zuvor, gebe tiefen Respekt ihrer Mannlichkeit zu erkennen und er-

wärme dadurch die Deklamatoren noch mehr. Diese werden das Land unter das Joch bringen, die Furchtsamen nicht"[1]).

Mit warmem Patriotismus betrachtete Müller die politische Lage seines Vaterlandes, die inneren und äußeren Gefahren, die es bedrohten. Eine aufrichtige Vaterlandsliebe bildete den Grundton seines Wesens. Die Beschäftigung mit politischen Fragen war ihm umsomehr ein Bedürfnis, weil er fand, daß die Eidgenossen nicht geringe Politik brauchen, um sich zu erhalten und weil er eine Zeit voraussah, da sie dieselbe noch weit nötiger hätten, um einem Teil ihrer Nachbarn und den übrigen großen europäischen Mächten zu beweisen, wie nützlich es ihnen sei, die Schweizer bei ihrer alten unschuldigen Unabhängigkeit zu lassen.

Als nächste Gefahr für die Schweiz wurden in jener Zeit die ehrgeizigen Pläne Josephs II. betrachtet, dem man die Wiederaufnahme der alten habsburgischen Machtansprüche auf gewisse Gebiete der Schweiz zutraute. Müller hatte schon in Göttingen davon gehört; nach seiner Rückkehr in die Schweiz machten ihn wiederholt seine deutschen Freunde, wie Schlözer und Nicolai, auf die bedrohte Lage der Schweiz aufmerksam: allgemein spreche man von einem Krieg der Österreicher gegen die Schweizer. In der Eidgenossenschaft selbst hegte man in der Tat die ernstesten Besorgnisse; man sprach sogar von einem Teilungsvertrag, der zwischen Österreich, Frankreich und Sardinien bestehe. Müller teilte allerdings diese Befürchtungen kaum; an die Gerüchte über die geheimen Absichten Österreichs wollte er nicht glauben. Er meinte: „Entweder tritt Joseph in die Verbindungen des Hauses seiner Mutter ein, oder nicht. Wann das erste: was hat er an uns? haben wir nicht die ewige Richtung, die Erbvereinigung und andere Verträge? Wann das andere: so hat er nichts an uns. Lothringer haben nie keinen Daumen helvetischen Landes besessen. Und wie viel besseres hat er nicht wieder einzunehmen? Und würde Ludwig XVI. zusehen, daß Östreich die Pforten seines Reiches einbräche? warten, dieses Haus zu bestreiten, bis die Unterwerfung der streitbaren Eidgenossen ihm neue Kräfte gegeben? Und wer weiß, ob wir nicht tapfer fechten würden? Noch hat uns niemand ungestraft beleidiget."

Als bestes Mittel, sich für die Zeiten der Gefahr und Not vorzubereiten, betrachtete Müller die Wiederherstellung der alten Eintracht; deswegen spricht er der Revision des Badener Friedens,

[1]) Beobachtungen S. W. XV, 393, 426.

der Restitution der katholischen Orte in ihren früheren Besitz das Wort[1]). Daß die Berner nicht darauf eintreten wollten, hielt er für einen politischen Fehler; sie hätten einen Anlaß, weit größere Dinge zum allgemeinen Besten zu veranstalten, versäumt. Auch eine bessere Erziehung der vornehmen Jugend schien ihm dringend nötig. Mit beredten Worten suchte er Bonstetten zu bewegen, eine Abhandlung zu schreiben „über die mehr oder mindere Sorgfalt, mit welcher in diesen Zeiten und in dieser Verfassung eine gewisse Seelenkraft vor andern in der Jugend angebaut werden sollte; erhebet Euch gegen die verdorbene Methode, den Geist auf Unkosten des Gemüthes zu bilden, raisonniren zu lehren und das männliche Gefühl der menschlichen, helvetischen und bürgerlichen Würde zu verabsäumen; gießet Energie in die Jugend und zeiget derselben ewige Feinde in ihr selbst, in den Sitten der Zeit, in den Grundfehlern der Bundesrepublik in diesen tyrannischen Zeiten, in den Gefahren der Nachkommen, damit sie zumal ihre Energie sowohl erhalte zum Besten des Vaterlandes, als mäßige zur Erhaltung des Regimentes, endlich auch anwende, letzteres selbst als Regimentsglieder zu vervollkommen, ehe das Volk die unnütze oder mißbrauchte Gewalt ihnen entreißt"[2]).

Recht konservativ erscheint die öfters geäußerte Ansicht Müllers, daß sich der Handel und die Industrie für die Schweiz nicht eignen, weil sie dem Lande die nötigen Kräfte rauben und den Geist der Massen unruhig machen. Dagegen erscheine es nötig, die kriegerische Kraft zu heben: „Soldaten sollten wir alle seyn; ein Ausschuß aller Orte sollte täglich und die übrigen sollten öfter und weit gelehrter die Waffen üben. — Die Diplomatik schläfert die Völker ein; durch die Kriegskunst bestehen sie und werden groß, und Gold erlangen sie durch das Eisen." Aus diesem Bestreben, den alten Kriegsgeist von neuem anzufachen, gingen im Jahre 1777 die „Fragmente von dem Kriegswesen" hervor, Aphorismen über die Kriegskunst der Römer und alten Schweizer mit

[1]) Siehe oben S. 195.

[2]) Müller an Bonstetten 31. Dezember 1776. Die erste Anregung zu den pädagogischen Bestrebungen Bonstettens darf somit auf Müller zurückgeführt werden. Bonstetten verfaßte wirklich im Jahre 1785 als Mitglied des bernischen Erziehungsausschusses zwei Abhandlungen „über die Erziehung der patrizischen Familien von Bern", in denen er auf die schweren Mängel der Heranbildung des Patriziates hinwies und praktische Vorschläge zur Verbesserung aufstellte. Zu vergleichen ist hierüber vor allem die eingehende Erörterung von Haag: Beiträge zur bernischen Schul- und Kulturgeschichte Bd. 1 (zweite Hälfte), S. 129 und 429 ff.

Anwendungen auf die Zeitverhältnisse; Müller beabsichtigte sie zu einer zusammenhängenden Darstellung auszuarbeiten und als letztes Kapitel dem ersten Buch seiner Schweizergeschichte beizufügen, was aber nicht geschehen ist[1]). Über den Zweck dieser Arbeit schreibt er selbst: „Mein Zweck ist nicht, die Kriegskunst zu lehren, sondern erstlich, den militärischen Geist der Nation zu ermuntern, zweitens, ihr zu zeigen, worin die Schwierigkeiten bestehen und worauf sie ihre Aufmerksamkeit richten müsse, um zur Vollkommenheit zu gelangen, für Freyheit und Ruhm zu streiten." Er wollte darauf hinweisen, daß die Gebirge und Pässe und die bloße Tapferkeit zur Verteidigung der Freiheit nicht hinreichen, daß vielmehr die Miliz an große Behendigkeit und Geschicklichkeit in der Waffenübung, vor allem aber an Kriegszucht gewöhnt werden müsse; er wollte „die Nation von dem Glauben an die Alpen zum Vertrauen auf gute Ordonanz zurückrufen und dazu einige Mittel angeben". In erster Linie verlangte er die Aufrechterhaltung der alten einfachen Sitten. Schon die Jugend soll durch Leibesübungen, kriegerische Spiele und Abhärtung für den Kriegsdienst herangebildet werden. Notwendig ist eine genaue Kenntnis des Landes und seiner ökonomischen Verhältnisse, die Ausarbeitung eines Kriegsplanes, der alle Möglichkeiten zum voraus ins Auge faßt; im Frieden muß der Krieg gelernt werden. Die Schweiz hat, zu ihrem Vorteil, keine Festungen; dafür aber muß das Volk sorgfältiger als alle anderen in den Waffen geübt werden. Die Kriegsweise muß sich den schweizerischen Verhältnissen anpassen; sie muß für das Gebirge und für die Ebene ausgebildet werden und darf nicht einfach ein fremdes Vorbild nachahmen. Das beste ist die Mannszucht; sie macht den Mann zu allem bereit. Die Soldaten sollen nicht in einem ewigen mechanischen Exerzieren unterrichtet werden; für jede Musterung sollte vielmehr etwas Unerwartetes erfunden werden. Man darf sich nicht auf die schweizerischen Söldner oder auf Verträge verlassen, auch nicht auf die Berge und Pässe. „Wer die helvetische Eroberung erleichtern will, bestärkt zu des Eroberers Gunsten die Nation in ihrem Glauben an Morgarten und St. Gotthard." Der Zersplitterung ist entgegenzuwirken durch die Beförderung der Eintracht und die Erweckung des Wetteifers unter

[1]) Das Manuskript von 1777 in Schaffh. St.-B. Müll. 24. Von den 318 Nummern hat J. Georg Müller 90 in S. W. XXVII, 93—123 zum Abdruck gebracht. Johannes Müller gedachte noch im Jahre 1804 sie in einer Sammlung vermischter Schriften herauszugeben und schrieb eine kurze Vorrede dazu; aber es kam nicht zur Ausführung.

den Kantonen. Auf den Tagsatzungen spreche man weniger von den gemeinen Herrschaften, mehr von der gemeinen Verteidigung, damit endlich Einförmigkeit in der Bewaffnung entstehe. Die größte Gefahr liege darin, daß jeder Kanton sich selbst verteidigen wolle, da doch besser wäre, dem Feind vielleicht einige zu überlassen, um ihn im Innern des Landes zu verderben; daher ist es notwendig, daß man die Idee ausbreite, die Schweiz sei ein einziges Ganzes.

Notwendig ist ein eidgenössischer Kriegsrat, damit nicht jeder Kanton nach besonderen Regeln handle, der Feind aber durch eine einzige sie alle unterjoche. Jährlich soll über den Zustand der Kriegsordnung in allen Kantonen rapportiert werden. Die obersten Heerführer sollen dem Kriegsstudium ihr ganzes Leben widmen; sie sollen aus jungen Männern, die sich dem Vaterland weihen, ein Musterregiment von 4000 Mann heranbilden, das durch alle Orte zu erhalten ist und in wechselnden Lagern beständig geübt wird; dieses Regiment soll die Pflanzschule für die Offiziere des Milizheeres werden. Wenn man nur eine Bevölkerung von einer Million annehme und vier vom Hundert zum Heere ziehe, so werde man eine schweizerische Armee von 40 000 Mann erhalten; diese sollen in ihrer Heimat gegen Sold wöchentlich einigemal geübt oder für einen ganzen Monat einberufen werden. Zur Sicherung des Vaterlandes muß etwas geschehen: „Freyheit vervollkommnet alles; Völker, wo sie nichts wirkt, sind ihrer unwürdig."

Man würde als Verfasser dieser Fragmente eher einen schweizerischen Offizier erwarten, als einen unkriegerischen Stubengelehrten, der in seinem Leben noch nie das Gewehr auf der Schulter getragen hatte. Eine eingehende Auseinandersetzung über die Zweckmäßigkeit von Müllers Anregungen ist überflüssig; es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß er positive Vorschläge zur Hebung des Wehrwesens machte, daß er über die Bildung eines schweizerischen Kriegsrats, eines Eliteregiments, eines schlagfertigen Milizheeres, über die Heranbildung tüchtiger Offiziere, über die militärische Vorbildung der Jugend, über die einheitliche Bewaffnung und Ausbildung zweifellos fruchtbare Gedanken ausgesprochen hat. Auch der Hinweis auf die Hinfälligkeit von Verträgen, auf die Notwendigkeit, die Sicherheit und Ruhe des Vaterlandes auf die eigene Wehrkraft zu bauen, darf wohl noch heutigentages mit derselben Berechtigung wiederholt werden. So sind denn die „Fragmente von dem Kriegswesen" nicht nur ein Zeugnis von der warmen patriotischen Gesinnung ihres Ver-

fassers, sondern auch von seiner wahren Einsicht in die fundamentalsten Bedürfnisse des Vaterlandes. —

Müller dachte im Jahre 1778 noch an die Ausarbeitung einer zweiten politischen Abhandlung, die er als mahnendes Wort an sein Volk richten wollte, einer Schrift, „über die Erhaltung der Freiheit", die er ebenfalls seiner Schweizergeschichte als besonderes Kapitel beifügen wollte. Er wurde auch dazu von verschiedenen Freunden, insbesondere von Bonstetten, lebhaft aufgefordert; die Arbeit kam aber nicht über eine kurze Einleitung hinaus[1]).

Bei der fast leidenschaftlichen Hinneigung zu politischen Erörterungen mußte in Müller der Ehrgeiz entstehen, auch einen aktiven Anteil an den politischen Geschäften seiner Zeit zu erlangen. Zwar hatte ihn Bonstetten wiederholt davor gewarnt und darauf hingewiesen, daß er seinem ganzen Charakter nach sich nicht dazu eigne[2]); aber diese Warnungen mußten ihre Wirkung verfehlen, da gerade Bonstetten ihn immer von neuem in den Fragen der Politik zu Rate zog. Das Streben, einen gewissen politischen Einfluß zu gewinnen, hatte Müller schon im Jahre 1775 bestimmt, mit dem französischen Gesandten Vergennes und dessen Sekretär Picamily de Casenove in Verbindung zu treten[3]), um mit ihnen die wichtigste Frage der damaligen äußeren Politik der Schweiz, die Frage der Erneuerung des französisch-schweizerischen Bundesvertrages zu besprechen. Seine Ansichten über diesen Vertrag, über die Revision des Badener Friedens, über die Restitution der katholischen Orte, deren Volk und Staatsmänner er auf seinen Reisen kennen und schätzen gelernt hatte, sind gewiß auch in der Hoffnung geäußert worden, daß sie nicht ohne Wirkung bleiben möchten. In Genf wurde er nun durch den Generalprokurator Robert Tronchin, der ihn zum Vertrauten seiner politischen Ansichten machte, ihn zu seinem Gehilfen und Sekretär heranzog, in die politischen Geschäfte der Stadt Genf eingeweiht. Zwar war Tronchin schon seit längerer Zeit aus den wichtigsten Ämtern ausgeschieden; aber als einer der geistvollsten Staatsmänner der Stadt übte er immer noch einen bedeutenden politischen Einfluß aus;

---

[1]) Schaffh. St.-B. Müll. 25. „Die Erhaltung der Freyheit der Schweiz. Den Bürgermeistern, Schultheißen, Landammann, den Räthen, Bürgern, wie auch dem ganzen freyen Volk in allen Städten und Ländern des alten ewigen Bundes der dreizehen Orten in der Schweiz. 1778." 16 S. 4°.

[2]) Siehe oben S. 182.

[3]) Oben S. 192.

er war die Hauptstütze, der vornehmste Ratgeber der aristokratischen Partei der Négatifs, aus Tradition und Überzeugung ein Gegner der demokratischen Bestrebungen, die in Genf um den Sieg rangen. Zu neuen Parteistreitigkeiten kam es zu Ende der Siebzigerjahre, als sich die Négatifs, die sich nur mit großem Widerwillen den Bedingungen des Ausgleichs von 1768 gefügt hatten, der von den Représentants eifrig geforderten Herausgabe eines allgemeinen Gesetzbuches, das alle Gesetze des Freistaates zur öffentlichen Kenntnis bringen sollte und schon durch den Vertrag von 1738 in Aussicht gestellt worden war, hartnäckig widersetzten. Obwohl Müller das Recht eines freien Volkes, seine Gesetze kennen zu lernen, anerkannte, stand er doch durchaus auf dem Standpunkt der aristokratischen Partei; seine Verehrung und Dankespflicht gegenüber seinem Gönner und Freund Tronchin und seine Vorliebe für die aristokratische Staatsform lassen dies begreiflich erscheinen. In den vielen Äußerungen über die Vorgänge in Genf steht er unter dem Einflusse Tronchins, so wenn er die Unentschlossenheit und Uneinigkeit der Négatifs tadelt, wenn er den Verlust der Unabhängigkeit des genferischen Freistaates voraussagt, oder wenn er darauf aufmerksam macht, daß die schweizerischen Garanten der Verträge von 1738 und 1768, Bern und Zürich, ihr langes Zaudern aufgeben müssen, um Genf, diesen Schlüssel der Schweiz, nicht Frankreich allein zu überantworten; zudem werde das demokratische Beispiel von Genf einen gefährlichen Einfluß auf die Nachbarschaft, die bernische Waadt, ausüben. Müller war ganz in die politischen Unternehmungen Tronchins eingeweiht; am 7. Dezember 1779 zeigte er Bonstetten an, daß in den nächsten Tagen ein Memoire nach Bern und Zürich abgehen werde; Bonstetten möge ihm einen Mann in Bern bezeichnen, an den man die Sendung zur Verteilung an die Mitglieder des Rats und der Zweihundert abgehen lassen könne. Am 3. März 1780 stellte er an Bonstetten die Anfrage, in welchem Stand die Genfer Geschäfte vor den Berner Räten sich befinden und teilte ihm „aus ganz sicherer Quelle“ mit, daß Frankreich zur Intervention entschlossen sei, daß man aber in Genf eine gemeinschaftliche Intervention der drei Garantiestaaten bei weitem vorziehe. Wenn aber Bern sich weigere, mitzumachen, so möge man später nicht sagen, Genf werfe sich Frankreich in den Schoß; denn nur Bern zwinge es dazu. Er versichert zwar, daß er diese Mitteilung ohne Vorwissen eines Dritten mache; aber sicher war sie im Einverständnis mit Tronchin geschehen. Als Müller, zehn Tage nach Beendigung seiner Vorlesungen, am 21. Mai 1780 Genf

verließ, nahm er den Auftrag mit nach Bern, dort mit einigen einflußreichen Staatsmännern in Verbindung zu treten, ihnen die politische Lage Genfs klarzulegen und ein von Tronchin unter seiner Mitwirkung verfaßtes Memoire darüber zu überreichen, in welchem neuerdings die Intervention Berns und Zürichs gewünscht wurde; das Endziel dieser Vermittlung sollte die Aufhebung des Edikts von 1768 und dessen Ersetzung durch den Vertrag von 1738 bilden. Müller sollte aber seine Unterhandlungen in allem Geheimnis führen und durchaus nicht als offizieller Agent der Genfer Négatifs erscheinen, vielmehr verlangen, daß seine Person und das Memoire völlig geheimgehalten werde[1]). Gleichzeitig und wohl in der gleichen Sache trat Müller auch wieder mit dem französischen Legationssekretär Picamilh de Casenove in Verbindung, der ihn am 24. Mai 1780 zu einem Besuche in Solothurn einlud, weil dies dem neugierigen Solothurner Publikum weniger auffallen werde, als wenn die Zusammenkunft an einem Orte außerhalb der Stadt abgehalten würde. Müller hat wirklich diesen Besuch ausgeführt; das Ergebnis der Besprechung entzieht sich unserer Kenntnis. Als Müller im Herbste dieses Jahres nach Berlin reiste, nahm er auch dorthin geheime Aufträge Tronchins mit; er sollte die preußischen Staatsmänner für die Verhältnisse Genfs interessieren. — Durch diese Mitarbeit an den Umtrieben Tronchins und durch die geheimen Missionen, die Müller ausführte, wurde ihm zum ersten Male Gelegenheit zu einer gewissen politischen Tätigkeit gegeben; er hatte schon diesmal das Unglück, seine Bemühungen einer im Grunde genommen verlorenen Sache zu widmen. —

Das einzige Gebiet, auf welchem Müller dauernde Erfolge erreichen konnte, war aber nur das Gebiet der Wissenschaft, der Geschichtschreibung, wie er selbst, wenn er ruhig und leidenschaftslos, ohne sich durch seinen politischen Ehrgeiz verblenden zu lassen, erkannt und oftmals ausgesprochen hat. Der erste große Wurf ist ihm während seines Genfer Aufenthaltes mit seiner Schweizergeschichte gelungen[2]). Wie er seinen ursprünglichen Plan, für die

[1]) Den Nachweis dieses geheimen Auftrages enthalten die Briefe Tronchins an Müller vom Juni und Juli 1780 (Schaffh. St.-B. Müll. 66), ferner die Briefe von Picamilh de Casenove vom 24. Mai, 7. und 28. Juni, 26. Juli und 13. September 1780 (Müll. 82, 1). Die Ausdrücke in den Briefen des französischen Diplomaten sind in absichtliches Dunkel gehüllt; er spricht von den „affaires de la Dame à qui vous vous interessés" und von einem „conseil de famille pour un accommodement".

[2]) Über dieses Lebenswerk Müllers handelt eingehend Ferd. Schwarz, Joh. v. Müller und seine Schweizergeschichte. Basel 1884. Zu vergleichen sind

große Sammlung von Guthrie und Gray zu arbeiten, schon in Schaffhausen aufgegeben und sich entschlossen hatte, selbständig, unabhängig von einer buchhändlerischen Unternehmung und einer bestimmten Zeit, sein Werk auf einer neuen Grundlage aufzubauen, ist bereits ausgeführt worden[1]). Schon in den ersten Monaten seines Genfer Aufenthaltes nahm er die Arbeit mit großem Eifer auf. Mit innerer Befriedigung erfüllte ihn die Wahrnehmung, daß diese Tätigkeit veredelnd auf seine Gesinnung einwirke und seine Vaterlandsliebe stärke. „Je mehr ich arbeite, desto mehr liebe ich die Schweiz und die Freiheit, desto mehr hasse ich die Laster und Vorurteile, welche dem Vaterland schaden können," schrieb er am 29. Juli 1776 dem Vater, und solche Stellen finden sich häufig in seinen Briefen.

Die nächste mühevolle Arbeit, die ihm aber ein Genuß schien, war das Sammeln der Materialien, die möglichst vollständige Heranziehung aller Quellen. Die ersten zwei Jahre in Genf wurden wesentlich durch diese Sammelarbeit ausgefüllt. „Von meiner Schweizerhistorie sollt Ihr im Jahr 1775 nichts haben; 1776 werde ich ausarbeiten und dann Ihnen Alles stückweise mitteilen," schrieb er 1775 an Bonstetten. Neben den zahlreichen Chroniken und den älteren und neueren Werken über Geschichte und Geographie der Schweiz zog er vor allem die überaus reiche Urkundensammlung seines Freundes Haller heran. Nur aus zwei Quellen, meinte er, können gute Kenntnisse der verwickelten Verhältnisse dieser Länder geschöpft werden, aus den Urkunden und aus der Erfahrung an Ort und Stelle selbst; darum war er lebhaft bemüht, durch viele Reisen und womöglich durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in jedem Orte der Eidgenossenschaft die zuverlässigsten Erkundigungen einzuziehen; der Volksüberlieferung legte er einen großen Wert bei; in den Hütten der Landleute und in den Bergen unter den einsamen Hirten, glaubte er, habe sich die Geschichte im großen Detail erhalten.

Die Unermeßlichkeit des Materials bestimmte ihn gegen Ende des Jahres 1775, vorerst an die Ausarbeitung eines ersten Teiles

---

ferner: v. Wegele, Gesch. der deutschen Historiographie S. 806—848 und desselben Verfassers Biographie Müllers in A. D. B. XXII, 587—610; G. v. Wyß, Gesch. der Historiographie in der Schweiz S. 305—311; Mörikofer, Die schweiz. Literatur des 18. Jahrh. S. 506—513. Selbstverständlich wird diese Tätigkeit in den zahlreichen Lebensbeschreibungen Müllers mehr oder weniger eingehend behandelt.

[1]) Oben S. 135.

der Schweizergeschichte heranzutreten. Im Juni 1776 berichtete er dem Bruder, daß bereits die acht ersten Kapitel beendigt, das neunte in Arbeit sei; am 29. Juli 1776 schrieb er dem Vater vom 17. Kapitel; er hoffe dieses Werk bis zum Schluß des Jahres größtenteils beendigen zu können. Am 24. Dezember 1776 stellte er die Beendigung auf den Frühling 1777 in Aussicht; er sei nun mit dem 51. Kapitel bis zum Eintritt Berns in den Bund fortgeschritten. Es sollten „Betrachtungen über die wichtigsten Punkte der Historie unserer Bundesrepublik" werden, keine zusammenhängende, in den Einzelheiten erschöpfende Darstellung der Geschichte, „mit einem Wort," wie er im Sommer 1776 Füßli mitteilte, „so etwas wie Montesquieu sur les Romains, ausgenommen, daß ich von unserer Grandeur nicht sprechen kann und von unserer Décadence nicht sprechen darf".

Die Ausarbeitung, das „Componieren", wie er diese schriftstellerische Tätigkeit zu nennen pflegte, machte das Jahr 1776 zu einem der glücklichsten während seines Genfer Aufenthaltes. „Endlich genieße ich die Götterlust der Composition," schrieb er an Bonstetten, und er suchte eifrig den Freund zu ähnlicher Arbeit zu bewegen: „Wenn Sie das höchste Vergnügen des Geistes schmecken wollen, so müssen Sie componiren. Wenn Sie Ihre Begriffe bestimmen, Ihre Schreibart vervollkommnen, sich die reizendste Beschäftigung und Ihrem Geist die würdigste Richtung geben wollen, so müssen Sie componiren, nicht für Ihr Schreibpult, selbst nicht allein für mich, sondern für das Publikum." Bonstetten möge sich lieber der wissenschaftlichen Tätigkeit widmen, als in Bern durch unaufhörliche Intrigen sich ärgern lassen. Vor der „Barettlijagd" möge ihn der alte Spenser warnen. —

Müller befolgte auch bei dieser Arbeit einen bestimmten Plan; in den ersten Morgenstunden beschäftigte er sich mit Sammeln und Ausziehen der Urkunden, mit der Sichtung des mächtig anwachsenden Materials; die Zeit von neun bis ein Uhr war der Komposition gewidmet. In diesen Stunden legte er alle Bücher weg, wandelte im Garten oder bei schlechter Witterung im Zimmer hin und her und dachte über das zu behandelnde Kapitel nach, bildete sorgfältig und mühsam Satz um Satz, um dann das Ergebnis seines Nachdenkens niederzuschreiben.

Müller hat seine nächsten Freunde nicht bloß über das Fortschreiten seiner Arbeit fortwährend unterrichtet, sondern er hat ihnen auch einzelne der ausgearbeiteten Abschnitte im Manuskript mitgeteilt, um ihr Urteil einzuholen. Er fand denn auch allseitige

Anerkennung; in überschwenglicher Weise drückte ihm vor allen Bonstetten seine Bewunderung aus. So rief er ihm am 1. Dezember 1776 begeistert zu: „Muth, Muth, du fliegst auf der Bahn der Unsterblichkeit einem unzerstörbaren Glück entgegen!“ Und indem er ihm das lobende Urteil des Landvogtes v. Wattenwyl von Belp, den Müller als den bedeutendsten unter den damaligen Schweizer Geschichtschreibern hochschätzte, über das Kapitel von Rudolf von Habsburg mitteilte, fügte er hinzu: „Ich umarme Sie tausend und tausend mahl und wünsch Ihnen Glück, daß aus der Schaffhauser Perruque und aus der Universitätspuppe ein Montesquieu oder Livius herausgekrochen ist. Stil, Plan, Gründlichkeit, alle schönen Tugenden glänzen auf diesem Werk. — Ihr Werk wird etwas dem Werk des Montesquieu Consider. sur les Romains ähnlich seyn. Was darin herrlich glänzt, sind die schönen Aussichten über ganz Europa, über alle Welttheile, über alle Jahrhunderte. Allenthalben fühlt man das Aug des Genies, das mächtig nicht nur über die Schweiz, sondern über die Welt hersieht.“

Schon bei dieser ersten ungedruckten Ausarbeitung legte sich Müller die Frage vor, ob er das Buch mit Zitaten ausstatten solle oder nicht. Trotzdem er wohl wußte, daß die deutsche Kritik ihm den Mangel der Zitate vorwerfen werde, entschloß er sich zu deren Weglassung, weil er sein Buch für die Nachwelt schreiben wolle. An Stelle der Zitate wollte er in einem Anhang ein Register aller Schriftsteller und Urkunden, die er benutzt hatte, bringen.

In den ersten Monaten des Jahres 1777 schritt die Arbeit rüstig voran. „Leopold ist glorwürdig erschlagen; heut noch Näfels, übermorgen ultima linea rerum, endlich die Vorrede vom Einfluß der Verfassungen auf die Geschichtschreibung,“ schrieb Müller schon im Januar an Bonstetten; er hatte also damals bereits die Absicht, das erste Buch mit der Schlacht bei Näfels abzuschließen. Doch führte er die Arbeit sofort weiter; im März war die Geschichte des Konstanzer Konzils beendigt, im April mit der Beschreibung des alten Zürichkrieges begonnen worden. „Ich habe den Argau erobert; nun führe ich den ersten Züricher Krieg und zu dem End hab ich die Keule zur Hand genommen, im Grund gegen beide, doch sind die innern Örter besser als Zürich.“

Am 11. März 1777 hatte Müller dem Vater berichtet, daß mit dem Drucke nächstens begonnen werde; während desselben werde er die Arbeit beendigen; eine französische Übersetzung soll in Amsterdam erscheinen. Das Buch werde Aufsehen machen; alle Regierungen, besonders die Aristokratien, alle Religionen, auch die

katholische, alle Parteien, sowohl die kaiserliche als die französische werden neue und ihnen angenehme Anmerkungen finden. Sein einziger Zweck sei, etwas beizutragen, sowohl zur Erhaltung des gemeinen Wesens, als, womöglich, zur Erhaltung der Freiheit von Europa. Müller schmeichelte sich über die Wirkung seines Werkes mit kühnen Hoffnungen, die allerdings durch seinen welterfahrenen alten Genfer Freund Tronchin ziemlich herabgestimmt wurden[1]).

Der Druck sollte im Mai 1777 beginnen; aber die Ängstlichkeit Müllers, der immer wieder etwas zu verbessern fand, brachte eine neue Verzögerung[2]). Am 10. Juni schrieb er dem Vater von einer abermaligen Überarbeitung: „Endlich hab' ich das Ganze gleichsam zum letztenmal in den Tiegel geworfen, um es umzuschmelzen und von allen Schlacken zu reinigen: die Schreibart hab' ich fließender, zugleich aber nachdrücklicher, die Reflexionen schärfer und tiefsinniger und kräftiger, die Erzählung reißender und lebhafter gemacht. Es ist hiedurch das Werk um ein merkliches kleiner, aber des Beifalls der Verständigen und eines dauerhaften Ruhms desto würdiger geworden."

Endlich konnte im August mit dem Drucke begonnen werden. Der Buchhändler Haller in Bern hatte das Werk angenommen; aber die Arbeit ging äußerst langsam voran, und als gegen Ende November erst einige Bogen gedruckt waren, mit denen Müller zudem ganz unzufrieden war, zog er das Manuskript zurück; seine übertriebene Ängstlichkeit hatte ihn wieder ergriffen; mit einem Denkmal, welches jahrtausendelang vor den Augen der forschenden

---

[1]) Auf die Zusendung eines Teiles des Manuskriptes antwortete er Müller am 5. August 1777: „Si les Aristocraties et les Démocraties qui partagent la Suisse, peuvent apprendre de Vous, les unes à tempérer leur fierté naturelle et à communiquer les droits exclusifs qu'elles aiment à s'arroger, les autres, à modérer leur fougue et à reconnoitre l'incapacité, où sera toujours la multitude de se gouverner, Vous leur aurés appris les moyens de se conserver. Profitéront-elles de vos leçons? A votre age on s'en flatte, au mien l'on en doute; on a trop bien et trop fréquemment vû que les hommes sont incorrigibles."

[2]) Auf der Stadtbibliothek in Schaffhausen finden sich größere und kleinere Bruchstücke mehrerer Bearbeitungen aus den Jahren 1776—1778. (Schaffh. St.-B. Müll. **42**, 1 und 2, **43**, 3—7, **46**.) Vom Jahre 1777 stammt die „Zuschrift an alle Eidgenossen" (Müll. **39**, 1), die erst im letzten Bande der S. W. (XXVII, 24—50) 1819 abgedruckt worden ist, vom Jahre 1778 die „Einleitung zu der Geschichte der Schweiz" (Müll. **39**, 2), die zuerst in Eggers deutschem Magazin (XIV, 1799, S. 510—524), dann wieder 1802 durch Friederike Brun mit den Bonstettenbriefen (S. 367—406) und zum drittenmal in den S. W. (XXVII, 17—23) herausgegeben worden ist.

Nachwelt sein könne, dürfe man sich nicht übereilen, antwortete er dem drängenden Bruder; es sei kein Kapitel, das nicht fünf- bis sechsmal umgearbeitet worden sei, keine Redensart, die ihn nicht mehrere Spaziergänge auf seinem Zimmer gekostet habe. Auch Tronchin war mit der abermaligen Verschiebung einverstanden, „parcequ'un ouvrage, qui doit faire connoitre un homme de génie, doit déjà être un chef-d'oeuvre." In Tronchin und vor allem in Bonnet, denen Müller sein Manuskript teilweise vorlas, teilweise in die Hände gab, hatte er überhaupt recht umständliche Kritiker, so daß Bonstetten zu Anfang des Jahres 1778 unmutig schrieb, er möge nun um Gottes willen endlich einmal den ersten Teil beendigen und Bonnet schwatzen lassen; mit seiner metaphysischen Hitze würde er das ganze Werk zu unsichtbaren Teilchen zersplittern. „Kannst du denn in keinem Plan festbleiben!!"

Aber nicht nur der schlechte Druck und die Ängstlichkeit Müllers hatten zu Ende 1777 die Vollendung des ersten Buches verhindert; es kam als wichtigster Hemmschuh die Berner Zensur hinzu. Die freie Meinungsäußerung durch die Presse war damals in der Schweiz viel mehr erschwert, als in den meisten monarchischen Staaten. Furcht vor Beleidigung der auswärtigen Mächte, vor allem Österreichs, ängstliche Sorge für die eigene Autorität hatte die schweizerischen Obrigkeiten zur Handhabung einer strengen Zensur geführt, die auch der Veröffentlichung rein wissenschaftlicher Werke hindernd in den Weg trat. Dazu war auch in den leitenden Kreisen das Interesse an der vaterländischen Geschichte sehr gering. „Man müsse den alten Mist der Siege bey Morgarten, Sempach und Näfels nicht aufrühren," war die Ansicht der gestrengen Herren[1]). Eben dieser Zensur wegen hatte Füßli, an den sich Müller zuerst gewendet hatte, den Verlag des Werkes abgelehnt. Haller in Bern hatte den Rat Müllers, weder Druckort noch Verlag zu nennen und dadurch das Buch der Zensur zu entziehen, nicht befolgt, und so trat das Unvermeidliche ein: der Berner Zensor Alexander Ludwig v. Wattenwyl, der Oheim Bonstettens und Verfasser einer zweibändigen, in französischer Sprache geschriebenen Schweizergeschichte, beanstandete das 27. und 28. Kapitel und verbot geradezu den Druck des 29. Kapitels über die Erhaltung der Staatsverfassung Berns. Da nun Müller keine Verstümmelung seines Werkes zugeben wollte, suchte er einen anderen Verleger zu finden. Aber Nicolai in Berlin erklärte, bis Ostern 1779 durch andere

[1]) Füßli in einer Anmerkung zu Müllers Brief vom 15. März 1777, S. 125.

Unternehmungen vollauf beschäftigt zu sein; der Buchhändler Wohler in Ulm, an den sich Müller durch Vermittlung seines alten Freundes Köhler wendete[1]), schlug ebenfalls ab; auch die Verhandlungen mit Kapitän Heidegger in Zürich als Teilhaber der Buchhandlung zum Waldegk in Zürich, mit Schweighauser in Basel, mit Deinet in Frankfurt, Richter in Altenburg, Junius in Leipzig und mit einem Genfer Verleger waren schließlich erfolglos. Daß Müller durch diese vergeblichen Bemühungen mit bitterem Groll erfüllt wurde, ist begreiflich. „Ich sehe mich mit Verdruß genöthiget, dieses Buch nicht herauszugeben und fange an zu glauben, die Sclaverey in der Schweiz sey zu groß, als daß man über die Erhaltung der Freyheit schreiben dürfe," äußerte er gegenüber Bonstetten. Müller hatte endlich so sehr die Lust und den Mut verloren, daß er im Februar 1779 eine Anfrage des Buchhändlers Reich in Leipzig[2]), der durch Sulzer in Berlin auf das Werk Müllers aufmerksam gemacht worden war und es in die inzwischen in seinen Verlag übergegangene Sammlung von Guthrie und Gray aufnehmen wollte, ablehnend beantwortete; er war auch damals durch seine Genfer Vorlesungen zu sehr in Anspruch genommen, als daß er die nochmalige Umarbeitung des Werkes, zu der er sich entschlossen hatte, sofort beginnen konnte. Erst während seines Sommeraufenthalts zu Rougemont fand er die Muße zu dieser Arbeit; sowohl Bonstetten als seine Angehörigen in Schaffhausen drängten ihn, nun endlich einmal zum Abschluß zu kommen. Jetzt warf sich Müller in der Tat mit dem größten Eifer auf die Arbeit. Zuerst legte er ein Register aller Urkunden und Chroniken, die er seit acht Jahren für sein Werk benutzt hatte, an. Dann schritt er sofort an eine ganz neue Bearbeitung, für welche er die Gesichtspunkte, die er beim Studium der allgemeinen Geschichte für seine Vorlesungen gewonnen hatte, verwenden wollte. Die Arbeit rückte nun rasch vorwärts, auch nachdem er auf die Boissière zurückgekehrt war; die ausgearbeiteten Kapitel schickte er von Zeit zu Zeit seinem Bonstetten, der sie ihm mit seinen Bemerkungen zurücksandte; nur noch auf dessen Urteil wollte er hören, nicht mehr auf die manchmal kleinlichen Einwendungen seiner Genfer Freunde. Noch quälten ihn öfters Zweifel am Gelingen. So schrieb er am 12. November 1779 an Bonstetten: „Was gäbe ich, mich aus dem Labyrinthe dieser meiner Sorgen herauszufinden! Ich fürchte

[1]) Müller an Köhler 7. Dezember 1777; im Besitz der Verlagsbuchhandlung.

[2]) Reich (als Vertreter der Buchhandlung Weidmanns Erben und Philipp Erasmus Reich in Leipzig) an Müller 9. Februar 1779. Schaffh. St.-B. Müll. 90.

sehr, kein Interesse zu erregen und also bei Seite gelegt zu werden; dieses möchte ich selber bisweilen thun; ich finde mich zu schwach, zu trocken, zu langweilig, um ohne Erröthen vor das Publikum zu treten. Ich bin traurig, unruhig, unschlüssig, mehr als jemand weiß, du ausgenommen." Endlich aber konnte er am 1. Dezember dem Bruder berichten, daß der erste Teil seiner Schweizerhistorie, bis 1388 reichend, zum Drucke bereit und so vorzüglich gelungen sei, daß er den früheren Bearbeitungen in nichts mehr gleiche. Mehr als eine Woche nahm ihn die Vorrede in Anspruch; „die Teufelsvorrede will nicht heraus!" schrieb er am 27. November an Bonstetten. Am 7. Dezember konnte er auch sie dem Freunde überschicken, mit der Bitte, sie bald mit den letzten Blättern des Manuskriptes zurückzusenden, damit er „seinen kleinen Bären noch lecken könne". „Quod felix faustumque sit, jacta alea est!" Dann legte er noch das Verzeichnis der verwendeten Quellen an, welches dem Buch, das keine Noten erhalten sollte, als Quellennachweis dienen mußte, etwa 490 Stellen aus den Alten, gegen 200 Inschriften, ungefähr 80 Geschichtschreiber und 1000 Urkunden. Über den Wert seiner Arbeit machte er sich keine übertriebene Meinung; er bezeichnete sie selbst als einen ersten Versuch. „Wenn ich dieses Buch nun betrachte, scheint es freilich nicht ganz schlecht, aber seine Mängel sind kaum an einer so mangelhaft bekannten Historie eines ungelehrten Volkes erträglich." Vor allem hatte er den Eindruck, daß er die Darstellung der kriegerischen Glanzzeit der Eidgenossenschaft nicht wagen dürfe, ohne zuerst gewisse militärische Kenntnisse sich anzueignen. Deswegen wollte er das Buch sofort nach dem Druck an den „Grenadier" Gleim und an Merian in Berlin senden, die einen gelehrten Offizier um den Wert oder Unwert des Militärischen befragen sollten; von diesem Urteil machte er abhängig, ob und wann er nach Berlin reisen oder ob er sich von dieser Art der Geschichtschreibung ganz abwenden werde.

Müller hat auch jetzt noch „an seinem kleinen Bären herumgeleckt", manches gestrichen, anderes fließender gemacht; er wollte alles, was der historischen Würde nicht gemäß schien, weglassen, vor allem alles Oratorische, weil nichts dem Kredit des Geschichtschreibers nachteiliger sei.

Den Bemühungen Bonstettens war es endlich auch gelungen, einen Verleger zu finden. Der Buchdrucker Pfähler, Leiter der Typographischen Gesellschaft in Bern, hatte sich bereit erklärt, das Buch zu verlegen und durch die Angabe eines fremden Druckortes, Boston, der Berner Zensur zu entziehen. Bonstetten hatte für

Müller ein Honorar von 50 bis 100 Louisdor zu erlangen gehofft, aber Pfähler hatte schließlich nur versprochen, dem Verfasser die Hälfte des Gewinnes abzugeben. Tatsächlich hat Müller außer seinen Freiexemplaren bei der Abrechnung nichts erhalten, obwohl das Buch bald vergriffen war. Bonstetten suchte das Interesse an dem Werke auch durch die Nachricht zu erwecken, daß es der Zensur entrinnen und sich deswegen durchaus freimütig aussprechen werde.

Wirklich wurde nun bald nach Beginn des Jahres 1780 mit dem Drucke begonnen; Bonstetten hatte sich zur Besorgung der Korrektur anerboten. Aber Müller war für Verleger und Korrektor ein unangenehmer Schriftsteller. „Dein Buch tödet mich vor langer Weile," schrieb Bonstetten mißmutig; „dein ewiges Umschmelzen und Abändern hat Pfähler auch muthlos gemacht. — Unaussprechliche, unergründliche, tödliche Langeweil macht mir dies Buch. Wäre dein verfl. Abändern nicht gewesen und hättest du nicht so um papier und buchstaben gezankt, so wäre es halb ausgedruckt."

So ging der Druck nur langsam vorwärts, bis Müller in der zweiten Hälfte des Mai in Bern eintraf, um die Arbeit selbst zu überwachen. Jetzt wurde sie so beschleunigt, daß das von vielen schon längst mit Spannung erwartete Buch endlich gegen Ende Juli seine Reise in die Öffentlichkeit antreten konnte.

Was war nun das Ergebnis der achtjährigen, unermüdlichen Arbeit? Es war ein mittelgroßer Oktavband von 31 Druckbogen, mit dem Titelblatt: „Die Geschichten der Schweizer. Durch Johannes Müller. Das erste Buch. Boston, bey der neuen typographischen Gesellschaft 1780," mit einem Motto aus Tasso. Voran steht die kurze Widmung an Bonstetten, dem er mit vollem Rechte das Werk zueignete, denn ohne Bonstettens Rat und beständige Aufmunterung wäre es auch jetzt noch nicht zu stande gekommen.

Die zwölf Seiten lange Vorrede „von den Geschichtschreibern der Schweiz und über den gleichzeitigen Zustand anderer Staaten" beginnt mit einer recht lückenhaften Darstellung der früheren Arbeiten auf dem Gebiet der Schweizergeschichte, von der Descriptio Helvetiae des Albrecht v. Bonstetten (1481), bis auf die Sammelarbeit dreier Männer, denen Müller für die Überlassung ihres reichen Urkundenmaterials zu großem Danke verpflichtet war: A. L. v. Wattenwyl, Baron Beat Fidel Anton v. Zurlauben und Gottlieb Emanuel v. Haller; im Mittelpunkt steht, von Müller über alle anderen Geschichtschreiber des Vaterlandes gestellt, Gilg Tschudi,

Durchaus unvermittelt geht dann Müller über zu einer gedrängten Skizze der wichtigsten politischen Veränderungen in den europäischen Staaten vom Untergange des weströmischen Reiches bis auf Friedrich den Großen, eine Darstellung, die mit dem Inhalt des Buches in keinem Zusammenhang steht und den Verdacht erweckt, als verfolge sie nur den Zweck, dem preußischen Könige ein Kränzlein zu winden und dem Verfasser die Wege in Berlin zu ebnen. Und endlich springt er ebenso unvermittelt über auf den patriotischen Zweck des Werkes, in der kraftvollen Ansprache der Schlußsätze: „Immer waren Glück und Ruhm Folgen der Beharrlichkeit. — So beharre ganz Schweizerland auf dem uralten Zweck: Bewahrung der Freyheit; so vernichte die Majestät seines Grundsatzes Privatneigungen der Cantons; verschwinde Trägheit und Liebe des Gewinns vor dem alten, wenig bedürftigen, mit Arbeit erfüllten militarischen Leben. Hieraus entstehet freyer Muth (wer wankt, wer fürchtet, ist nicht frey), Achtung bey den Bundesgenossen, schöne Vertheidigung, und, wo nicht ewige Freyheit, aller Orten Ruhm und Glück; Pronta man, pensier fermo, animo audace! Die Quelle der Siege der alten Schweizer, ihre Sitten, welche ich in dem Alpengebürg vielfältig noch gesehen, werden hier beschrieben, weil jeder Staat, wie oft gedacht, mit gleicher Kunst gegründet und behauptet wird.

Ein Geschichtschreiber bedarf einer freyen Seele und fast aller Kenntnisse eines großen Königs; jene muß er haben, nach diesen aber streben"[1]).

Auf die Vorrede folgt unter der Aufschrift: „Die Zeugen" das lange Verzeichnis der benutzten Bücher, Manuskripte und Urkunden. Das dritte Kapitel dieses Quellennachweises: Urkunden vieler Nachrichten in dem ersten Teil dieses Geschichtsbuches, wird durch eine Bemerkung über den kurz zuvor beendigten Waserprozeß, die in Zürich peinliches Aufsehen erregte, eingeleitet[2]).

---

[1]) Die Vorrede ist datiert Boissière bey Genf 6. Dezember 1779. Müller hat sie bei den späteren Ausgaben der Schweizergeschichte nicht wieder zum Abdruck gebracht, dagegen hat sie J. Georg Müller in die S. W. (XXVII, 1—11) aufgenommen.

[2]) Die Bemerkung ist erst während des Druckes eingeschoben worden, da sie sich auf die am 27. Mai 1780 vollzogene Hinrichtung des früheren Pfarrers Johann Heinrich Waser bezieht. Gewiß war es in hohem Grade taktlos von Müller, seiner Entrüstung über den „Justizmord" in Zürich, der vor allem in Deutschland allgemein verurteilt wurde und Schlözer zu heftigen Ausfällen gegen die Zürcher Regierung veranlaßte, auf diese Weise und an dieser ganz unpassenden Stelle Ausdruck zu verschaffen; aber es ist wohl zu scharf ausgedrückt, wenn das Vorgehen

Das erste Buch der „Geschichten der Schweizer" enthält in 30 Kapiteln die Darstellung der vaterländischen Geschichte bis zur Schlacht bei Näfels 1388. Es ist in dieser Bearbeitung ein Bruchstück geblieben, indem Müller für die späteren Ausgaben eine vollständige Umarbeitung besorgte. Auf die älteren Zeiten wird nur einleitend eingetreten; das Hauptgewicht wird auf die glänzende Jugend- und Heldenzeit der Eidgenossenschaft gelegt, die den Zeitgenossen als leuchtendes, nachahmungswürdiges Vorbild vor Augen geführt werden sollte.

In diesem Werke, das zuerst den Ruhm Müllers in die deutschen Lande hinausgetragen hat, ist ein riesiges Material verarbeitet worden, denn wie schon im cimbrischen Kriege suchte er das vollständige Quellenmaterial zusammenzubringen. Damit verband er die Beobachtungen von Land und Leuten, die er auf seinen zahlreichen Reisen im Schweizerlande gemacht hatte, Volksüber-

Müllers als „bübisch boshaft" bezeichnet wird (G. Meyer v. Knonau, Eine briefliche Zurechtweisung Joh. Müllers durch J. C. Lavater aus dem Jahre 1780, Zürcher Taschenbuch 1902, S. 64—69). In einer scharfen Abwehr warf Lavater Müller vor, er habe ohne genauere Kenntnis und Nachfrage eine falsche Beschuldigung gegen die Zürcher Regierung erhoben und das Publikum in leichtfertiger Weise irregeführt; er möge die öffentlich gesagte Unwahrheit durch die öffentlich bezeugte Wahrheit vernichten und so mit der Wahrheit zugleich sein Geschichtschreiberansehen retten (Lavater an Müller 26. August 1780). Müller antwortete auf diesen Brief am 4. September 1780: er habe seine Bemerkung auf das Todesurteil und das Verhör vom 26. Mai begründet; die Zürcher Regierung möge sich durch die Veröffentlichung der Prozeßakten rechtfertigen (Müller an Lavater 4. September 1780, Stadtbibl. Zürich). Daß Müller sich über den Waserprozeß zu unterrichten bestrebt war, geht in der Tat aus Abschriften aus den Prozeßakten, die sich in seinem Nachlasse vorfinden, hervor. — Eine weitere Abwehr erfolgte in den Ephemeriden der Menschheit 1781, Bd. 1, S. 3—14: Offener Brief Salomon Hirzels, Zürich, im Julius 1780 an Joh. Müller, über die Geschichte von Zürich und über Wasers Prozeß. Hirzel erhebt gegen Müller die Vorwürfe, er habe auf die Verfassung, die Gesetze und die Sitten Zürichs nachteilige Schatten geworfen und den Stifter dieser Verfassung in häßlichem Lichte dargestellt, er habe ferner durch die übereilte, unverzeihliche Anmerkung über den Waserprozeß ohne hinlängliche Kenntnis der Tatsachen gegen Bürgermeister und Rat, gegen die ganze Stadt Zürich eine beleidigende Anklage erhoben und mit hämischer Freude offenbare Erdichtungen verbreitet. Er möge bei der Fortsetzung seines Werkes zuerst ein weiser, mäßiger, in seine eigenen Kenntnisse mißtrauischer Prüfer der Wahrheit werden. Müller wollte zuerst eine gereizte Entgegnung schreiben (ein Entwurf dazu befindet sich Schaffh. M.-B. 151, 52), besann sich aber eines Besseren und begnügte sich mit einem recht sanften Privatbrief an Hirzel, in welchem er die verdrießliche Bemerkung bedauerte (S. W. XVI, 125 bis 128). Übelwollende hatten versucht, seinen Zorn zu steigern durch die falsche Angabe, sein Buch sei in Zürich durch den Henker verbrannt worden (Müller an Füßli 11. Dezember 1781, S. W. 121—125).

lieferungen, die er hier und da, besonders in der Innerschweiz, noch lebendig gefunden hatte, sprachliche, mundartliche Eigentümlichkeiten, alte Sitten und Gebräuche, geographische und naturgeschichtliche Verhältnisse. Aus Tausenden von Bausteinen hatte er sein Gebäude errichtet; aber er hatte sie vielfach ohne sorgfältige Auswahl, ohne genaue Prüfung auf ihre Festigkeit und Dauerhaftigkeit, verwendet. Noch lag zu jener Zeit die historische Kritik in ihren Anfängen, und Müller war seiner ganzen Anlage nach nicht der Mann, sie ins Leben zu rufen. So sehr er auch die Kunst verstand, sich in die von ihm geschilderten Zeiten zu versetzen, sie mitzusehen und mitzuerleben, ein anziehendes und anschauliches Bild derselben zu entwerfen, so wenig vermochte er seine Quellen auf ihre Zuverlässigkeit und Echtheit zu prüfen, das Ursprüngliche vom Abgeleiteten, das Wahre vom Erdichteten, die Geschichte von der Tradition zu unterscheiden. So ist denn Müller oft von sehr getrübten Quellen abhängig geblieben. Das zeigt sich vornehmlich in der Darstellung der Entstehung der Eidgenossenschaft, wo Tschudi der leuchtende Leitstern seines Nachfolgers geworden ist. Die patriotische Gesinnung, die bestechende Ausführlichkeit und scheinbare Genauigkeit, die gründliche Gelehrsamkeit, die lebendige und anschauliche Darstellung, die künstlerische Form von Tschudis Chronik hatten Müller, der hier Geist von seinem Geiste zu fühlen glaubte, vollständig hingerissen. So tritt uns denn auch bei ihm die Sage von dem skandinavischen Ursprung der Leute in den Waldstätten, die Ansicht, daß sie sich in ihren Bergen seit den ältesten Zeiten der vollsten Unabhängigkeit erfreut, dann durchaus freiwillig den Schirm des deutschen Königs gesucht und erlangt hätten, entgegen; Rudolf von Habsburg, Albrecht, die fremden Vögte und ihre Gewalttaten, Rütli, Tell, die allgemeine Erhebung am Neujahrstage 1308, alles ist Tschudi nacherzählt und nun durch Müller zum Gemeingut des Schweizervolkes gemacht worden. Und doch waren Müller selbstverständlich die ersten Anfänge der historischen Kritik an den Überlieferungen der Schweizergeschichte nicht entgangen; hatte er ja schon im Jahre 1772 die Vorlesung G. E. v. Hallers gegen die Schrift Uriel Freudenbergers: „Der Wilhelm Tell, ein Dänisches Mährgen", rezensiert. Schon damals hatte er den Standpunkt vertreten, daß es ungerecht wäre, einem Helden die Unsterblichkeit zu rauben, ihn zu den Rolanden und gehörnten Siegfrieden zu verweisen, aus der Geschichte der Menschheit einen teuren Namen auszustreichen und den Nachkommen ein Beispiel zu nehmen. Und doch kann bemerkt werden, daß die

Kritik Freudenbergers nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben ist: die Hutszene und der Apfelschuß Tells ist vollständig übergangen; die Festnehmung Tells wird nur durch einen Verdacht, den Geßler gegen ihn hatte, motiviert[1]).

Mit unverkennbarer Vorliebe behandelte Müller die Geschichte Berns und die Schilderung des aristokratischen Systems, während der Bürgermeister Brun und sein Werk, die zürcherische Zunftverfassung, mit offenkundiger Abneigung dargestellt sind. Dies und die taktlose Bemerkung über den Waserprozeß bewirkten, daß das Buch in Zürich nur mit geteilten Gefühlen aufgenommen wurde.

Trotz des Mangels an kritischer Schärfe und Zuverlässigkeit, der dem Werke für unsere Zeit seinen wissenschaftlichen Wert nimmt, erscheint es als ein literarisches Denkmal von Bedeutung. Es enthält zugleich eine solche Fülle politischer Gedanken und geistvoller Bemerkungen, eine solche Lebendigkeit und oft Kühnheit der Darstellung, eine so edle vaterländische Gesinnung, ein so feuriges Bestreben, dem Vaterlande zu nützen, daß es noch heute eine erhebende Lektüre ist.

Allgemeines Aufsehen rief auch die gedrängte, knappe und damit auch gelegentlich dunkle Schreibweise Müllers hervor. Das eifrige Streben nach Einfachheit und Kraft des Ausdrucks tritt aus jedem Satze hervor. Müller wollte sich den Stil, den er dem Gegenstand allein angemessen fand, selbst suchen und schaffen, und er erscheint denn auch tatsächlich oft gesucht und gemacht. Es ist recht bezeichnend, daß der Berner Tscharner schon nach Einsicht des Manuskriptes die Ansicht äußerte, das Original müsse französisch geschrieben sein; die Übersetzung sei zu wörtlich und zu französisch; der Stil rieche beständig nach Gallizismen, und Spittler meinte in seiner Rezension, man werde fast verleitet, sich einzelne Stellen erst ins Lateinische zu übersetzen, um sie besser zu verstehen. Der Verfasser scheine oft Tinte, Feder und Papier gespart oder das Manuskript in seiner ersten Exzerptengestalt dem Drucke überlassen zu haben. Aber Müller hatte mit vollem Bewußtsein sich seinen Stil geprägt und sich durch keine Einsprache, die vor allen Bonnet gemacht hatte, beirren lassen. Er erklärte übrigens selbst, sein sieben-

[1]) In die späteren Umarbeitungen hat Müller diese Szenen aufgenommen und in den Anmerkungen direkt verteidigt. Allerdings scheint er bei der zweiten Bearbeitung schwankend geworden zu sein; er schrieb damals an Füßli, er sei über diese Sache mit sich selber noch uneins und möge aus verschiedenen Gründen seine noch nicht reifen Vermutungen dem Publikum nicht vorlegen (Müller an Füßli 2. März und 18. April 1785).



jähriger Aufenthalt im französischen Sprachgebiete habe ihn damals der deutschen Schreibweise etwas entfremdet; an eine Nachahmung des Tacitus aber habe er nicht gedacht.

Bei seiner leidenschaftlichen Ruhmbegierde sah Müller mit der größten Spannung dem Urteil der gelehrten Welt über seine Arbeit entgegen. Er konnte damit wohl zufrieden sein. Denn das Buch machte großes Aufsehen und fand zum Teil eine begeisterte Aufnahme; mit diesem Werke, so meinte man, sei für die deutsche Geschichtschreibung die Morgenröte einer neuen Zeit angebrochen; in einer Leipziger Zeitung wurde Müller als der Klopstock der Geschichte gefeiert. Nicolais Allgemeine Deutsche Bibliothek[1]) leitete ihre Besprechung mit den Worten ein: „Nachdem man nach langem Warten der deutschen Litteratur beynahe alle Hoffnung zu einer Geschichte abgesprochen, die sie den besten Alten und neuern Ausländern an die Seite stellen könnte, erscheint ein Werk, das auf einmal wieder die Hoffnung des deutschen Patrioten belebt." Dann macht die Besprechung eine für Müller sehr schmeichelhafte Vergleichung mit Tacitus: „Der große Zweck, den Herr Müller mit dem Tacitus gemein hat, große Gedanken und Empfindungen in dem Leser seiner Geschichte zu erregen, stimmt auch seine Schreibart der Schreibart des Römers harmonisch. Das, was die Verschiedenheit des Stoffs bey beyden Geschichtschreibern natürlicherweise verschieden macht, abgerechnet, mußten beyde, da sie mit gleich hohem Sinne schrieben, auch in ihrem Tone viel einstimmiges haben. Beyde stimmen die Empfindung des Lesers durch den schnellen und starken Ausdruck der ihrigen, der Römer fast immer durch zürnendes Stirnrunzeln, der Deutsche durch die Heiterkeit des Beyfalls oder das mildere Achselzucken des Bedauerns."

Und ein Rezensent in den Ephemeriden der Menschheit[2]) schreibt, indem er an das Schlußwort in der Vorrede anknüpft: „Wer so groß von der Geschichtschreibung denkt, muß gewiß empfinden, was für eine schwere Bahn er betritt, indem er sich damit beladet. Die Art, wie unser Verfasser sich in seinem ersten Theile gezeigt hat, beweist, daß er dieses empfunden und daß er sich gefühlt hat. Mit mehr Würde, mit mehr Adel und mit mehr Kraft (Energie) hat kaum ein neuerer, und mit so viel Einsicht und Muth

[1]) Bd. 44, 1. Stück, 1780, S. 191—202.

[2]) Bd. 2, 8. Stück, Erntemonat 1781, S. 146—181. Diese Rezension kann kaum von Salomon Hirzel stammen, wie Schwarz a. a. O. S. 32 meint, nachdem Hirzel im vorangehenden Bändchen der Ephemeriden seinen offenen Brief an Müller gerichtet hatte.



haben wenige Deutsche Geschichte beschrieben. Der höchste Werth seines Werkes besteht indessen in der vortrefflichen Anlage des Plans. Dieser ist in allen Rücksichten nach der ächten historischen Kunst abgefaßt. Er besteht, wie eine wahre Epopee, aus einer Reihe von Gemählden, oder es ist vielmehr ein einziges großes Gemählde, wo jeder Theil in der schicklichsten Stellung erscheint, an dem Orte, wo er am meisten zu dem Hauptzwecke wirken kann, und in dem Lichte, wo er am meisten beiträgt, die Wirkung des Ganzen zu erhöhen und den Satz zu bestätigen und einleuchtend zu machen, den zu beweisen sich der Verfasser vorgenommen hat. So führt uns mit einer lichtvollen Ordnung und in einem majestätischen Gange Herr Müller von dem Anfange des heroischen Jahrhunderts der Eidgenoßschaft bis zu seinem Ende, und er führt uns nicht ohne eine große, nicht ohne eine eines großen Geschichtschreibers würdige Absicht. Er hat seine Augen, mit wahrer historischer Kunst, gegen einem Ziele gerichtet, wohin alle seine Erzählungen mit einer bewunderungswürdigen Harmonie zusammentreffen und wodurch sie seinem Werke wirklich die Einheit einer Epopee geben." Dann wird die Vortrefflichkeit der Gemälde hervorgehoben, der Gemälde der Natur, der Sitten und der Schlachten. „Was wir von diesem Werke gesagt und angeführt haben, wird mehr als zureichend seyn, unsre Leser zu überzeugen, daß es der Nation Ehre macht, deren Geschichte es enthält, wie dem Verfasser, von dem es geschrieben worden ist." Tadelnd werden die Eigentümlichkeiten der Schreibweise erwähnt, die Nachahmung des Sallust und Tacitus, ferner die häufige Anwendung von französischen Wörtern, was mit der Majestät der Schreibart in einem höchst unangenehmen Kontrast stehe. Inhaltlich wird die Vorliebe des Verfassers für die städtische Aristokratie und die Abneigung gegen die städtische Demokratie hervorgehoben; die bernische Verfassung sei mit einer beinahe schmeichelnden Nachsicht, die zürcherische dagegen mit einer fast parteiischen Schärfe behandelt.

Auch die Besprechung Spittlers in den Göttinger Anzeigen[1]) anerkannte den vortrefflichen Beobachtungsgeist, das feine politische Räsonnement, die kunstvolle und einsichtige Anlage des Plans, machte aber auch auf die Mängel in Inhalt und Form aufmerksam, auf die Schwäche der Kritik, die große Abhängigkeit von Tschudi und einigen anderen Chronisten, auf die Sonderbarkeiten der Schreibweise. Müller war mit dieser Kritik sehr unzufrieden, und

[1]) Bd. 1, 1781, S. 27—32.

schrieb seinem alten Lehrer Schlözer sehr gereizt, er möge dem Rezensenten sagen, daß Müller in Zukunft nichts mehr schreiben werde, worauf Schlözer ihm in seiner derben Weise den Kopf zurechtsetzte[1]).

Schon im Jahre 1777 war eine französische Ausgabe des Buches in Aussicht genommen worden. Haller in Paris hatte damals mit einem Pariser Verleger darüber verhandelt; später ist von einem Verlage in Amsterdam die Rede. Eine Zeitlang hatte Bonstetten zur großen Freude Müllers die Absicht, die Übersetzung zu übernehmen; er hat aber, wie so vieles andere, auch diese, bereits begonnene Arbeit wieder aufgegeben. Die Genfer Freunde Trembley, Tronchin und vor allen Bonnet drängten Müller, die französische Bearbeitung selbst zu besorgen; Bonnet bezeichnete es als eine hervorragende Erscheinung in der literarischen Welt, wenn ein historisches Werk von seinem Verfasser selbst in zweisprachiger Bearbeitung ausgeführt werde. Müller hat auch wirklich mit der Arbeit begonnen, sie aber zum großen Bedauern Bonnets nicht zu Ende geführt[2]); Bonstetten hatte ihm lebhaft abgeraten. Im Jahre 1780 verhandelte Müller darüber mit dem Genfer Geschichtsprofessor P. H. Mallet, der später selbst eine vierbändige Schweizergeschichte in französischer Sprache herausgegeben und sich als Fortsetzer Müllers betrachtet hat[3]). Nach Beendigung des Druckes überschickte Müller ein Exemplar an den schreibgewandten Maurillon in Kassel, der sich unter Umständen bereit erklärte, die Übersetzung zu übernehmen, obwohl er sich sonst vorgenommen habe, keine Übersetzungen mehr zu machen; diese Aufgabe aber reize ihn durch ihre Schwierigkeit; es werde sehr schwer sein, den Stil Müllers in der französischen Sprache wiederzugeben, wie das auch bei Tacitus der Fall sei[4]). Aber alle Unterhandlungen scheiterten schließlich; eine

[1]) Schlözer an Müller 16. Januar 1781 (Maurer-Const. III, 49): „Eine Recension! Eine Recension! Mann, Schweizermann, seyen Sie größer! Sie kennen die Welt, also auch die literarische, hoffentlich auch noch die literarisch deutsche Welt. Wenn mir einer mündlich sagte, ich wäre ein Dummkopf, so gäb' ich ihm ein par Ohrfeigen. Sagt mir aber einer in einem Epigramm oder in einer Recension, ich wäre ein Rindvieh, ich hätte gestolen, ich hätte einen falschen Eid getan, so mache ich kein mouvement. Und Sie — einer Recension — eines Anonymi — wegen wollen die ganze Autorschaft aufgeben? O Mann! Schweizermann!"

[2]) Schaffh. St.-B. Müll. 45. Fragment einer franz. Bearbeitung von Buch 1 und 2. 280 Seiten 4°, von Müllers Hand.

[3]) Mallet, P. H., Histoire des Suisses ou Helvétiens. 4 tom. Genève 1803. Die Briefe Mallets an Müller Schaffh. St.-B. 92. 14 N. 1782—1800.

[4]) Maurillon an Müller 7. September 1780. Schaffh. St.-B. Müll. 91.

französische Ausgabe dieser ersten Bearbeitung ist ebensowenig zu stande gekommen, wie eine englische, zu der Bonstetteu geraten hatte[1].

Müller bezeichnet öfters in seinen Briefen eine gewisse Abwechslung in der Arbeit als Mittel, die Frische und Spannkraft des Geistes zu erhalten, weil sie daran hindere, sich über irgend einer Sache zu ermüden. Diese Abwechslung hat er sich reichlich verschafft. Die Arbeit an der Schweizergeschichte hat ihn nur selten für längere Zeit vollständig in Anspruch genommen; er widmete ihr meistens eine Anzahl von Stunden des Tages, während er die übrige Zeit für seine geistige Fortbildung durch Lektüre und für Studien vornehmlich auf dem Gebiete der allgemeinen Geschichte und Politik verwendete. Bei seiner außerordentlichen geistigen Regsamkeit drängten sich ihm in buntem Wechsel Pläne für seine wissenschaftliche Arbeit auf, die nur zum kleinsten Teile zur Ausführung kommen konnten. In erste Linie treten hier seine Studien zur Universalhistorie, die er später selbst seine jüngere Braut genannt hat, während seine erste Liebe der Schweizerhistorie gehörte. Als früheste Vorarbeit zu einer Weltgeschichte, deren Abfassung ihm während des ganzen Lebens vorschwebte, sind seine Genfer Vorlesungen zu betrachten, die er später wiederholt französisch und deutsch umgearbeitet hat, die Grundlage für die in den Sämtlichen Werken veröffentlichten „vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten besonders der europäischen Menschheit". Müller hat schon zu Genf diese Vorlesungen zweimal bearbeitet, für den Winter 1778/79 und für den folgenden Winter[2]. Er

[1] Joseph Planta in London, Sekretär der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am Britischen Museum, der in einer englischen Zeitschrift Auszüge aus den neun ersten Kapiteln veröffentlicht hatte, trat 1782 mit Müller über eine englische Übersetzung in Verhandlung; am 11. April 1783 berichtete er, daß er die Übersetzung des ersten Bandes beendigt habe; sie ist aber nicht gedruckt worden. Nach dem Erscheinen des ersten und zweiten Bandes der zweiten (Leipziger) Bearbeitung 1786 übersetzte Planta den ersten und einen Teil des zweiten Bandes, wurde aber durch amtliche Geschäfte an der Fortsetzung der Arbeit verhindert. Eine englische Ausgabe von Müllers Schweizergeschichte ist unterblieben. Dagegen hat Planta im Jahre 1800 eine zweibändige History of the Helvetic Confederacy, die in den älteren Zeiten ganz auf Müller beruht, veröffentlicht; Müller hat sie selbst rezensiert. Der Briefwechsel Müllers mit Joseph Planta findet sich Schaffh. St.-B. Müll. 107, 23 N. 1782—1801.

[2] Das Manuskript zu den Vorlesungen von 1779/80 befindet sich Schaffh. St.-B. Müll. 27. Es sind 214 engbeschriebene Folioseiten mit vielen Abkürzungen; in 20 „discours" ist die Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Friedrich den Großen in einer klaren Übersicht behandelt.

widmete dieser Arbeit viel Zeit und Mühe, schrieb die Vorlesungen fast vollständig nieder und suchte seinen Zuhörern in einem kurzen Gang durch die Weltgeschichte einen Einblick in die Politik zu geben, neben dem Verständnis der Verhältnisse und Vorgänge früherer Jahrhunderte auch die politische Lage der eigenen Zeit nahe zu bringen. Im Winter 1779/80 rückte er bis zum bayerischen Erbfolgekrieg und zum amerikanischen Freiheitskampf vor. Überall tritt das Streben zu Tage, aus der Vergangenheit die Gegenwart kennen zu lernen; für ihn ist die Geschichte „eine Vorratskammer aller Erfahrungen zum Unterricht in der Führung der Geschäfte".

Schon jetzt hatte er die Wichtigkeit gewisser geschichtlichen Quellen erkannt, die bis zu dieser Zeit noch wenig beachtet geblieben waren: der Memoiren, Briefe und Berichte von Staatsmännern und Gesandten, die er nach Möglichkeit zu benutzen bestrebt war. —

Von den wissenschaftlichen Plänen, die er in der Zeit des Genfer Aufenthaltes in Aussicht nahm, seien nur einige erwähnt: er beabsichtigte eine Geschichte der alten Redekunst, Metaphysik, Geschichte und Politik zu schreiben, ferner über die Staatskunst der Alten, über ihre Kriegskunst, über die „Historie der Gesetze", einen Überblick über die Geschichte Deutschlands, Frankreichs und Italiens als der Länder, die auf die Schweiz den meisten Einfluß ausgeübt haben. Dann spricht er wiederholt von einer Geschichte der letzten 300 Jahre, in der er mit Wahrheit und Freimütigkeit die Zufälle und Fehler beschreiben wolle, durch die Europa in seinen gegenwärtigen Zustand des Verfalls gekommen sei, um „in allen, die es zu fühlen im Stande sind, Liebe der Freiheit, man mag sie finden, in welcher Welt man will, anzuflammen, damit in der alten Welt freie Völker wenigstens ehrenhaft fallen und in der neuen Welt Freiheit besser behauptet werden möge". Am 20. Mai 1779 entwirft er schon einen Arbeitsplan für die ganze Weltgeschichte; fünf Jahre sollen der Geschichte der neueren Zeit gewidmet werden, dann elf Jahre dem Mittelalter und vier Jahre dem Altertum. „Hiemit wollen wir bekrönt in das neunzehnte Jahrhundert hinüber." — „Ich bekräftige mich täglich im Entschluß, die ganze Historie so genau wie bisher die schweizerische zu studieren und alles zu erschöpfen, welches mein Plan einer Welteroberung ist, und alsdann will auch ich fragen: wo ist ein Weg in den Mond?"

Von kleineren Arbeiten nahm er in Aussicht die Herausgabe eines Teiles der „Descriptio Superioris Germaniae Confoederationis" des Albrecht v. Bonstetten, als des allerältesten Buches von der Schweiz, in Büschings oder Lebrets Magazin, zeitweise auch

die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Haller und Bonnet. Zu Anfang des Jahres 1779 wurde ihm von einer Gesellschaft jüngerer Buchhändler in Genf eine Übersetzung der Werke Rousseaus angetragen, Müller lehnte aber ab aus Mangel an Zeit und weil ihn diese Aufgabe, die ihm drei Jahre entziehen würde, nicht anziehe; immerhin wollte er sich unter Umständen zu einer mäßigen Mitarbeit bereit finden lassen und bemühte sich, Geßner und Füßli dafür zu gewinnen.

Eine andere Übersetzung dagegen war ihm Herzenssache, und Müller hat sie auch im Jahre 1781 ausgeführt, diejenige von Bonstettens „Lettres sur une contrée pastorale de la Suisse". Müller hatte selbst am Zustandekommen dieser Schrift seines Freundes einen hervorragenden Anteil; er hatte mit ihm die Gegend seines Amtsbezirks, Berg und Tal, durchstreift, Land und Leute beobachtet und die Erkundigungen eingezogen, die Untersuchungen gemacht, auf denen die Schrift beruht. Es sind Reiseskizzen, in liebenswürdiger und frischer Zeichnung, eine lebendige und reizvolle Darstellung des Saanetales, eine Reihe von Idyllen, die bei den für solche Naturschilderungen empfänglichen Zeitgenossen ihre Wirkung nicht verfehlen konnte. Bonstetten hatte diese Briefe kurz nach Ablauf seiner Amtsstatthalterschaft in einem Zuge geschrieben und das Manuskript dem Freunde auf der Boissière zugeschickt, der an dem „Saanenkindli" die lebhafteste Freude hatte und sich sofort zur Übersetzung bereit erklärte. Auch Bonnet war des Lobes über die anmutige Schrift voll. Müller hat sein Versprechen eingelöst; die deutsche Übersetzung erschien sogar in zwei Auflagen vor dem Drucke des französischen Originals[1]).

Das Erscheinen des ersten Buches der Schweizergeschichte bildet einen entscheidenden Wendepunkt im Leben Müllers. Klingenden Lohn hat ihm das Werk allerdings nicht eingebracht, denn der Geschäftsführer der Typographischen Gesellschaft in Bern wußte ihn um das erwartete Honorar zu bringen. Müller, der in seinem Leben nie zu rechnen verstanden hat, konnte sich über diese Enttäuschung umso leichter hinwegsetzen, als ihn die begeisterte Aufnahme des Buches frohen Auges in die Zukunft blicken ließ. Auch jetzt wieder hat Bonstetten dem Selbstbewußtsein des Freundes nicht wenig geschmeichelt durch seine enthusiastische Bewunderung: „Ich umarme dich und küsse dich Millionenmal. Dein Werk wird unsterblich sein wie dein Ruhm, und meine Freundschaft steigt mit

[1]) Bonstetten schreibt über seine Schrift in vielen Briefen an Müller.

meiner Hochachtung. Ich kenne keinen Deutschen, der dir als Redner beikommen kann. Du hast hie und da die glücklichsten Wendungen und das schöne Feuer der erhabensten Poesie blitzt auf allen Seiten hervor. Von der Alpenhöhe deiner Ideen sieht man auf alle Völker und auf alle Jahrhunderte herab, und die Historie der Schweiz wird die Geschichte des menschlichen Geschlechts." So ist denn begreiflich, daß Müller auf sein Werk die stolzesten Hoffnungen aufbaute; er glaubte, es werde ihm alle Tore öffnen und endlich eine feste Stellung verschaffen; aus den unsicheren und abhängigen Verhältnissen in Genf sehnte er sich weg; Berlin erschien ihm mehr als je als Ziel seines Strebens. Er hatte deswegen seinen deutschen Freunden und Gönnern, Gleim, Nicolai, Merian, dem Minister v. Zedlitz und anderen sein Buch als Empfehlungsschreiben vorausgeschickt; durch sie hoffte er im Staate Friedrichs eine Anstellung zu finden; dort wollte er die Kriegskunst und die Grundsätze der Leitung eines großen Staatswesens, wenn möglich in tätiger Mitarbeit, kennen lernen. Sein Entschluß war gefaßt; die ernstlichen Abmahnungen seiner alten Genfer Freunde Bonnet und Tronchin konnten ihn nicht mehr in Genf zurückhalten[1]). Bonstetten gab den Ausschlag für Berlin[2]). Am 13. September 1780 nahm Müller Abschied von der vereinsamten Mutter in Schaffhausen. Sie hatte ihren jüngeren Sohn Johann Georg im Frühling an die Universität Göttingen ziehen lassen und ihre einzige Tochter im Sommer an einen Pfarrer auf der Landschaft verlobt. Ihren ältesten Sohn aber zog die alte Sehnsucht nach dem Mittelpunkt deutschen Lebens und deutscher Intelligenz, nach Berlin. Voll Zuversicht reiste er seinem ersehnten Ziel entgegen — eine neue bittere Enttäuschung stand ihm bevor.

---

[1]) Bonnet an Müller 7. Juni 1780. Tronchin an Müller 9. August 1780. Bonnets Brief enthält den ausgezeichneten, von Müller allerdings nicht befolgten Rat: „Défiés-vous un peu de la plus grande sensibilité de vos nerfs, et ne prenés jamais conseil du moment. Vous seriés probablement très mal conseillé."

[2]) Siehe oben S. 217.

